Tidiane N'Diaye

Der verschleierte VÖLKERMORD

Die Geschichte des muslimischen SKLAVENHANDELS *in Afrika*

Tidiane N'Diaye

DER VERSCHLEIERTE VÖLKERMORD

Die Geschichte des muslimischen Sklavenhandels in Afrika

Aus dem Französischen von
Christine und Radouane Belakhdar

Rowohlt

Die Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel «Le génocide voilé» bei
Éditions Gallimard, Paris.

1. Auflage März 2010
Copyright © 2010 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Le génocide voilé» Copyright © 2008
by Éditions Gallimard, Paris
Lektorat Heiner Höfener
Satz aus der Kepler MM PostScript, InDesign
Gesamtherstellung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 04690 3

Afrika – Beginn – Neubeginn – Aufbruch
MICHEL LEIRIS

Inhaltsverzeichnis

Vorwort 11

Kapitel I
Unterjochungsformen in Afrika
vor der arabischen Eroberung 15

Kapitel II
Der Schwarze in der Kollektivvorstellung
der arabomuslimischen Völker 43

Kapitel III
Die arabische Eroberung Afrikas 65

Kapitel IV
Nach der Eroberung Afrikas: Islamisierung
und afrikanische Mittäterschaft 93

Kapitel V
Afrikanischer Widerstand 115

Kapitel vi
Bestialisierung, Razzien und Menschenjagd
oder die Erniedrigung Afrikas 131

Kapitel vii
Die Schwarzen im arabomuslimischen
Sklavensystem 151

Kapitel viii
Planmäßige ethnische Auslöschung
durch Kastrierung 179

Kapitel ix
Das «Stockholm-Syndrom
afrikanischer Art» oder die Amnesie
aus religiöser Solidarität 197

Anhang

Koransuren, die die Sklaverei
von Nicht-Muslimen durch Muslime
befürworten 225

Der Fluch von Ham 227

Zeugnis von Hayrettin Effendi, letzter Eunuch
des letzten Sultans 229

Zeittafel 233

Begriffserklärung 237

Bibliographie 245

Bildquellen 252

Danksagung 253

Vorwort

Die Araber*[1] haben auf ihren Eroberungszügen erst Nordafrika eingenommen, unterworfen und islamisiert, dann Spanien, wo sie eine hochentwickelte Kultur hervorbrachten, die in den Emiraten und Kalifaten von Córdoba ihren Ausdruck fand. Auf ihrem Rückzug nach Afrika, der mit einer erneuten Islamisierungswelle der Völker einherging, brachten sie gewaltiges Unheil mit sich. Der Vormarsch der Araber wurde für die schwarzen Völker zu einer regelrechten Überlebensfrage. Millionen Afrikaner wurden überfallen, niedergemetzelt, gefangen genommen oder kastriert und unter unmenschlichen Bedingungen karawanenweise quer durch die Sahara oder, von den ostafrikanischen Kontoren für menschliche Ware aus, über den Seeweg in die araboislamische Welt deportiert. Die meisten Araber, die im Zuge der ersten Welle zur Islamisierung der schwarzen Völker nach Nordafrika gelangten, gaben sich als Glaubenspfeiler und Vorbild für die Gläubigen aus. Sie zogen oft von Region zu Region, den Koran in der einen Hand, in der anderen das Messer, dabei heuchelten sie ein «frommes Leben» und nahmen in jeder ihrer Äußerungen Bezug auf Allah und die Hadithe* seines Propheten.

In Wahrheit traten die arabischen Sklavenhändler, die Afrika verheerten, diese schönen und edlen Prinzipien vorsätzlich, sie-

1 Die mit einem Stern versehenen Wörter werden im Anhang erläutert.

gessicher und voller Verachtung mit Füßen. Denn unter diesem religiösen Vorwand begingen sie die schändlichsten Verbrechen und die entsetzlichsten Grausamkeiten. Édouard Guillaumet schrieb dazu: «Was für ein Unglückstag für Afrika, als die Araber den Kontinent betraten. Denn sie brachten nicht nur ihre Religion, sondern auch ihre Verachtung für den Neger mit ...»

Mag es aus heutiger Sicht scheinen, dass die Anhänger des sozial-moralisch und intellektuell integren Propheten Mohammed bei der Islamisierung der afrikanischen Völker in den meisten Ländern Kompromisse eingegangen waren und die vorhandenen Kulturen und Sprachen weitestgehend wahrten, so ist dies nur ein Teil der Wahrheit: Die Geschichte der Araber, die die schwarzen Völker in die Finsternis tauchten, war vor allem die Geschichte erbarmungsloser Grausamkeiten.

Hatte der transatlantische Sklavenhandel vier Jahrhunderte gewährt, so haben die Araber dreizehn Jahrhunderte lang den afrikanischen Kontinent südlich der Sahara ununterbrochen geplündert. Der größte Teil der Millionen deportierten Afrikaner kam infolge der unmenschlichen Behandlung und der systematisch angewandten Kastrierung ums Leben.

Der arabomuslimische Sklavenhandel begann, als der General und Emir Abdallah ben Said den Sudanesen im Jahre 652 einen *bakht* (Vertrag) aufgezwungen hatte, der sie jährlich zur Lieferung von Hunderten Sklaven verpflichtete. Die meisten stammten aus den verschiedenen Bevölkerungsgruppen der Darfur-Region. Von hier aus ging ein beispielloser Menschenraub aus, der offiziell erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts sein Ende finden sollte.

Dieses schmerzvolle Kapitel der Geschichte der schwarzen Völker ist noch immer nicht abgeschlossen. Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg und nachdem der ganze Schrecken der Shoah ans Tageslicht kam, erfuhr die Welt das wahre Ausmaß

der Grausamkeit des Menschen, aber auch seiner Vergänglichkeit. Unter dem Eindruck dieses Schocks erklärte die internationale Gemeinschaft in Form eines berühmten und denkwürdigen *never again*, dass sie so etwas nie wieder zulassen würde. Den künftigen Historikern wird dies umso absurder erscheinen, als sich gerade zu Beginn des 21. Jahrhunderts im Sudan eine ethnische Säuberungskampagne unter der Bevölkerung des Darfur abspielt.

Bereits im April 1996 verwies der Sondergesandte der Vereinten Nationen für den Sudan auf eine «erschreckende Zunahme der Sklaverei, des Sklavenhandels und der Zwangsarbeit im Sudan». Im Juni des gleichen Jahres schrieben zwei Journalisten der *Baltimore Sun*, denen die Einreise in den Sudan gelungen war, in ihrem Artikel «Zwei Zeugen der Sklaverei», dass sie zwei junge Sklavinnen freikaufen konnten. Der Horror im Darfur währt mittlerweile seit dem 7. Jahrhundert bis hinein ins 21. Jahrhundert, mit dem Unterschied, dass es nun auch eine ethnische Säuberung gibt.

Es wäre an der Zeit, dass der araboislamische Sklavenhandel, der einem Völkermord gleichkommt, näher untersucht wird und gleichermaßen zur Sprache kommt wie der transatlantische Menschenhandel. Denn obwohl sich Horror und Grausamkeit weder differenzieren noch monopolisieren lassen, kann man mit Fug und Recht sagen, dass der von den erbarmungslosen arabomuslimischen Räubern betriebene Sklavenhandel und der von ihnen geführte Dschihad* weitaus verheerender für Schwarzafrika war als der transatlantische Sklavenhandel. Und dieses unendliche Gemetzel, dieser Völkermord unter freiem Himmel währt noch heute vor unser aller Augen.

Tidiane N'Diaye

KAPITEL I

Unterjochungsformen in Afrika vor der arabischen Eroberung

Die Wahrheit ist, dass der kongolesische Sklave
ein zusätzlicher Teil der Familie ist. Er ist in sie hineingeraten.
Ein künstliches Kind, wenn ich es so sagen darf.
DOKTOR CUREAU

Im Laufe der Jahrhunderte gab es in allen Gesellschaften weltweit und in allen historischen Epochen unzählige Menschen, die von ihresgleichen zu Handelsobjekten herabgewürdigt wurden. So lassen sich in den afrikanischen Gesellschaften bereits in der Pharaonenzeit Spuren von Unterjochung nachweisen. Geschichtlich gesehen machten die Völker Afrikas die gleiche Entwicklung durch wie die Menschen in nahezu allen anderen Kulturräumen.

An dieser Stelle bietet es sich an, das Rad der Zeit etwas zurückdrehen und einen Blick auf die Griechen und Römer zu werfen. Stellen wir die Frühphase dieser Epoche in den Hintergrund, in der der Sklave kaum mehr als ein weitverbreitetes Gut war, und wenden uns dem Athen des 4. Jahrhunderts v. Chr. zu: Dort lebten mindestens zweihundertfünfzigtausend unfreie Menschen. Das bedeutet, dass jeder Bürger mindestens einen Sklaven besaß. Von Xenophon wissen wir, wie leicht es zu jener Zeit war, sich einen Sklaven zu beschaffen. Die aus Oberägypten stammenden Nubier (die bereits zu den Afrikanern zählten), wurden hier sehr geschätzt, obwohl es nur wenige von ihnen gab. Auch bei den

Römern war die Sklaverei gang und gäbe. Im Laufe ihrer zahlreichen, beispielsweise unter der Regentschaft von Julius Cäsar geführten Eroberungskriege versklavten sie in ihren fernab gelegenen Kolonien eine beträchtliche Zahl von gefangen genommenen Aufständischen oder «Entführten», die in der Regel der sogenannten weißen «Rasse*» angehörten. Für die Ausweitung seiner Warenproduktion führte das antike Rom die Sklaverei in großem Maßstab ein. So gab es schätzungsweise bis zu drei Millionen Sklaven in Italien, das waren nahezu dreißig Prozent der Bevölkerung. Der durch eine Reihe ausgezeichneter Filme überlieferte Spartacus-Aufstand kostete Zehntausende Sklaven das Leben. Der Name von General Crassus ging in die Geschichte ein, weil er sechstausend überlebende Sklaven nach den erbitterten Kampfhandlungen entlang der von Neapel nach Rom führenden Via Appia kreuzigen ließ. Aber Rom hatte inzwischen seine Führungsrolle eingebüßt, und vier Jahrhunderte später brachten die schweren Krisen der Stadt das Imperium zu Fall.

Die Völker des Abendlandes, unausgesetzt unter der Gewaltherrschaft der verschiedensten Eroberer und Opfer von allerlei Kriegswirren, waren bis in die Renaissance hinein ihren jeweiligen «Herren» tributpflichtig. Das ewige Gesetz des Stärkeren machte allzeit den Besiegten zum Sklaven des Siegers. Denn: Vae victis! In Europa stellte das Mittelalter eine Blütezeit des Sklavenhandels dar, unter dem zum Teil Arabomuslime und Juden zu leiden hatten. Das Mittelmeer wurde zum «Schlachtfeld», auf dem sich Lateiner und Morgenländer blutige Kämpfe lieferten, in deren Verlauf Hunderttausende gefangen genommen wurden. Bis zur Einnahme von Konstantinopel durch die Türken gab es auf den Sklavenmärkten unzählige «Slawen», so die Bezeichnung der weißen europäischen Gefangenen im arabomuslimischen Raum, deren Schicksal hinlänglich bekannt ist, und die nach und nach durch Afrikaner ersetzt wurden.

Auf allen Kontinenten und in allen Kulturräumen stellte die Herrschaft des Menschen über seinesgleichen ein wesentliches Merkmal der Geschichte der Menschheit dar. Die Sklaverei ist lediglich die markanteste und extremste Ausprägung dieser ungerechten Machtverhältnisse, bei denen Menschen es sich anmaßen, ihren Willen einer fremden Person uneingeschränkt aufzuzwingen, und denen zufolge der «Herr» seine Knechte nach Gutdünken behandeln darf. In zahlreichen Kulturräumen waren Sklaven genau wie andere Güter abtretbar und veräußerbar. Dies ist nachgerade die Negierung der ureigensten Merkmale des freien Menschen, wie etwa über seine eigene Person zu bestimmen und nach seinem eigenen Willen zu handeln, Vermögen zu besitzen und darüber frei zu verfügen, arbeiten zu können und seine Arbeit frei zu wählen.

Es ist bekannt, dass der Mensch zu allen Zeiten «dem Joch des Menschen» (Augustinus) unterworfen war: Sklaverei, Leibeigenschaft*, heutzutage sogar Prostitution und Ausbeutung von Kindern. Keine Kultur war davor gefeit. Zu behaupten, diese oder jene Gesellschaft habe Sklaverei betrieben, hieße sich als Richter über eine vermutlich weltweit verbreitete Abscheulichkeit gerieren zu wollen. Denn Afrikaner, Europäer (Griechen, Römer usw.), Araber, Perser, Chinesen, Indianer aus Mexiko und den Anden praktizierten alle ein System der Sklaverei, wenn auch unterschiedlich in Form und Ausmaß, das unsere moderne Ethik entschieden verurteilt. Dabei bedienten sich Christen und Muslime gleichermaßen kaltblütig der Gewalt und der Religion. Zwar ersetzt heute der politische und juristische Kampf die Moral, doch gilt nach wie vor das Recht des Stärkeren. Recht bekommt, wer am lautesten schreit, manchmal in einer Art Wettstreit der Erinnerungen. Es geht überhaupt nicht darum, die Geschichte oder die Erinnerungskulturen ethnischen Kategorien zuzuordnen, weil damit der Opferhierarchisierung Tür und Tor geöffnet

werden würde. Doch übertrafen Sklavenhandel und Versklavung auf dem Schwarzen Kontinent alles, was es jemals vorher gab, an Opferzahlen, Dauer und Schrecken. Und in der Erinnerungsgeschichte dieses Unheils ist der Sklavenhandel historisch gesehen eine Erfindung der arabomuslimischen Welt.

Die Tragweite dieser von den Arabern eingeläuteten Tragödie ist in sich einzigartig: Sie ist in Bezug auf Intensität, Rechtfertigung, Wesensart, vor allem hinsichtlich ihrer Dauer – dreizehn Jahrhunderte – und der Vielzahl der Gesellschaften, die sie betrieben, eine noch nie da gewesene Form der Sklaverei. Dieses gigantische Unternehmen, das einzig vom Drang der arabomuslimischen Nationen nach Expansion, Menschenhandel und Haussklaven motiviert war, hätte zur völligen Ausrottung der schwarzen Völker auf dem afrikanischen Kontinent führen können.

Einigen Quellen zufolge gab es im alten Ägypten weder Sklaverei noch Rassismus, in der ägyptischen Sprache nicht einmal einen Begriff für Sklaven. Jeder Diener, heißt es, erhielt einen Lohn und besaß bestimmte Privilegien. Niemand war uneingeschränkt abhängig von einem anderen Menschen, wie es die Definition von Sklaverei will. Obwohl die Analyse der ägyptischen Soziologie zunächst keinerlei Unterwerfungspraktiken nachweisen konnte, beschrieben die Forscher, die sich im Wesentlichen auf griechische, das heißt mündlich überlieferte Quellen stützten, die Untertanen der Pharaonen hingegen als ein serviles Volk, das für den Ruhm größenwahnsinniger Monarchen mit der Peitsche zum Bau nutzloser Bauwerke gezwungen wurde. Die Bibelerzählung von der Knechtschaft der Hebräer in Ägypten scheint dies zu bestätigen. An späterer Stelle soll unter Hinzuziehung weiterer Quellen darauf erneut eingegangen werden. Doch wenden wir uns zunächst weniger weit zurückliegenden Zeitabschnitten zu.

Von Theophrast wissen wir, dass es bei den Griechen, die der Hegemonie der Ägypter ein Ende gesetzt hatten, eine Schande war, keinen Sklaven in seinem Dienst zu haben. Er beschrieb die Lage der nur wenigen und als Kuriosität geltenden schwarzen Sklaven und kritisierte deren Zurschaustellung durch selbstgefällige Herren.

Die Griechen, die zum ersten Mal in Ägypten Schwarzafrikanern begegnet waren, hielten alle Schwarzen für Äthiopier und bezeichneten sie als *aethiops*. Im Grunde waren es meistens mit den Nubiern verwandte Kuschiten. Herodot sagte über «diese Männer mit dem verbrannten Gesicht», dass sie sittsame Wesen seien, deren Geselligkeiten und Festmahle durch Zeus höchstpersönlich geehrt wurden. Und Homer fügte hinzu, dass sich die Bevölkerung dieses Landes in zwei Gruppen teilte: Die eine sei morgenaktiv, die andere beginne nach dem Sonnenuntergang zu leben. Nachdem der Begriff «Äthiopier» zunächst alle Schwarzen bezeichnet hatte, wurde er schließlich nur für ein ganz bestimmtes Volk verwendet: die Abessinier, Vorfahren der im heutigen Äthiopien* lebenden Völker. In Wirklichkeit beschränkten sich die Kenntnisse der alten Griechen auf die Mittelmeerregion. Die geographischen Daten, über die sie verfügten, hatten sie meistens von den Ägyptern und Phöniziern übernommen. Sie kannten Afrika nur unter dem Namen Libyen und besaßen lediglich eine eher dürftige Vorstellung von der Größe des Schwarzen Kontinents. So war Herodot, der sich auf ägyptische Quellen bezog, zwar der Nil bekannt, doch nur bis zu einem vier Monatsmärsche von Assuan entfernten Gebiet oberhalb von Khartum, im heutigen Sudan. An dieser Stelle endeten vor 1839 noch die Landkarten von Afrika.

Die Kenntnisse über diesen Kontinent und die Bezeichnung für seine Völker erfuhren allerdings erst unter den Römern eine

Wandlung. In ihren Eroberungszügen kolonisierten Letztere Nordafrika, insbesondere Karthago und Numidien. Anders als die Griechen verschonten sie die Königreiche Nubien und Äthiopien, das sich nach dem Untergang von Aksum im 6. Jahrhundert auf die Hochebene zurückgezogen hatte. Die Römer unterhielten enge Beziehungen zu den Afris, die dem Kontinent seinen Namen verliehen. Diese Krieger aus dem Awraga-Stamm hatten den Süden Tunesiens besetzt. So wurde der Begriff Afrikaner, der zunächst nur zur Bezeichnung der Bewohner aus den Besitzungen um Karthago diente, von den Römern auch auf die anderen Völker des Schwarzen Kontinents ausgedehnt.

Die karthagischen Untertanen pflegten seit langem intensive Kontakte mit schwarzafrikanischen Völkern, genauer gesagt mit den Garamanten aus der Fezzan-Region, die vom Sudan aus Gold, Zinn, Elfenbein, Straußenfedern, wilde Tiere und bereits die ersten Gefangenen nach Karthago brachten. Herodot berichtete, dass die Nordafrikaner nicht nur auf Karfunkelsteine versessen waren, sondern auch die zwischen dem Niger und der Tibesti-Region im Tschad lebenden Tubu-Stämme plünderten, deren Männer sie oft in ihre Armeen eingliederten. Einige von ihnen dienten sogar in Hannibals Heer, das im zweiten Punischen Krieg Italien überfallen hatte. Bestimmte Theorien über die Entstehungsgeschichte der Sklaverei in Afrika konnten schließlich von der modernen Ägyptologie ausgeräumt werden.

Die großen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts offenbarten, dass es in allen Epochen im alten Ägypten Unterjochung von Menschen gab, die für andere ohne Entlohnung arbeiten mussten. Die Sklaven unterstanden direkt dem Verwaltungs- und Befehlssystem des jeweiligen Herrschers. Versklavt werden konnten nur die im Laufe von Militärkampagnen oder als Tribut von Vasallenprovinzen gelieferten ausländischen Gefangenen, da es die

ägyptische Tradition verbot, die als Geschöpfe Gottes geltenden Untertanen des Pharao zu versklaven. Die wenigen ägyptischen Sklaven hatten sich eines Deliktes gemeinen Rechts oder einer Rebellion gegen die Autorität des Monarchen schuldig gemacht. Alle anderen waren «importierte» Ausländer, insbesondere in der Epoche des Neuen Reiches. Setau, Vizekönig von Ägyptisch-Nubien, musste sich, als er im Jahre 44 der Herrschaft von Ramses II. mit dem Bau des Wadi-es-Sebua-Tempels beauftragt wurde, durch einen Krieg das dafür nötige Personal beschaffen. Weniger kräftige Gefangene wurden als Tempeldiener, die stärkeren in der Armee des Pharao eingesetzt. Aus dieser Zeit können die ersten Spuren von schwarzen Völkern nachgewiesen werden, die in einer der Sklaverei ähnlichen Form der Knechtschaft unterjocht wurden. Zahlreiche Quellen belegen außerdem den Einsatz von Kriegsgefangenen in den Bergwerken.

Die Ägypter, die zunächst die Hebräer und dann ihre afrikanischen Nachbarn aus der nubischen und sudanesischen Region unterworfen hatten, verschafften sich ab dem 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in großer Zahl Gefangene von der somalischen Küste. Die Geschichte der in Afrika versklavten schwarzen Völker geht also bis weit in die Pharaonenzeit zurück. Ihre Verschleppung nahm jedoch nie industrielle Ausmaße an, weil die Sklavenarbeit in Afrika, insbesondere in Ägypten, im engeren Sinne des Begriffs lange Zeit kein dominierendes Merkmal der lokalen Wirtschaften darstellte. Dies änderte sich erst, als für die Großbauwerke Hunderttausende – darunter viele afrikanische – Männer zum Ausstemmen der Tempel- und Pyramidensteine benötigt wurden. So begann der lange Marsch der Sklaven auf dem Schwarzen Kontinent entlang der Nilstraße und währte bis 730 v. u. Z. In diese Zeit fiel auch die Eroberung des ägyptischen Königreichs durch die nubischen Krieger.

Nubien, das weniger häufig Opfer von Invasionen wurde als Ägypten, erstreckte sich über den Norden des heutigen Sudan, zwischen dem zweiten und sechsten Nilkatarakt. Nach einem besonders fruchtbaren neolithischen Zeitalter verlegten die drei aufeinanderfolgenden Königreiche ihre Hauptstadt jeweils nach Kerma, Napata bzw. Meroe. Nubien, dessen Name auf den ägyptischen Wortstamm «nebu» zurückgeht, der das hier gewonnene Gold bezeichnet, erregte seit jeher die Habgier seiner Nachbarn, insbesondere des mächtigen Ägypten. Die Nubier waren zunächst Söldner im Dienste der Ägypter und stellten sogar den größten Teil ihrer Armee. Sie übernahmen im Laufe der Zeit sowohl deren Kultur als auch ihre Götter, und so wurde Kusch* vorerst zu einer Kolonialprovinz des Neuen Reiches. Nach Erlangung seiner Unabhängigkeit dehnte Nubien zwischen 1785 und 1580 vor Chr. seine Besitzungen aus und bildete am mittleren Nillauf alsbald ein regelrechtes Imperium, dem es gelang, die anderen nubischen Staaten in eine dauerhafte Föderation einzubinden. Seine Einwohner, tapfere und rechtschaffene Menschen, waren damals die wahren Herrscher über den Nil. Was Herodot zu der zweifellos übertriebenen Bemerkung anregte: «Hier sind die Männer am größten und schönsten, hier leben sie am längsten.»

Der Prophet Jesaja beteuerte, dass sie die Verwunderung seiner Generation hervorgerufen hätten. Obgleich er doch an Invasoren aus allen Himmelsrichtungen gewöhnt war, schrieb er: «Geht, behände Boten, auf eine Nation hochgewachsener, bartloser, seit ihrer Existenz gefürchteter und geradliniger Männer zu, die alles, was ihnen begegnet, in den Staub treten ...» Diese schwarzen, athletisch anmutenden Krieger, stolz auf ihre Tapferkeit und überzeugt von der Unfehlbarkeit ihres Gottes Amun von Napata, eroberten um 730 v. Chr. das Königreich Ägypten. Diese Großtat war das Verdienst von König Pije Menkheperret

(747 – 715), «der Lebendige» genannt, Sohn des napatanischen Königs Kaschta. Er stand an der Spitze einer Militärexpedition entlang des Nil, um angesichts der sich abzeichnenden Koalitionen zwischen den Streitkräften Nordägyptens mit Libyen seine damals unter dem Joch der südägyptischen Herrscher stehenden Staaten zu verteidigen. Die Nubier besiegten schließlich Tefnakht, Pharao der 24. Dynastie, und dessen Sohn Bocchoris. Am Ende dieses Krieges bestiegen die nubischen Kuschiten den ägyptischen Thron und leiteten die 25. Dynastie der schwarzen Pharaonen ein. So wurden die ehemaligen Sklaven zu den neuen Herren Ägyptens.

Auch in den zwischen dem heutigen Sudan und den Ausläufern Eritreas und Äthiopiens gelegenen Gegenden wurden die Menschen unterjocht, allerdings nach den Regeln eines den afrikanischen Traditionen «arteigenen» internen Versklavungssystems, wie später noch erläutert werden soll. Der größte Teil dieser Regionen wurde bekanntlich nach dem Fall des Meroe-Königreiches christianisiert. Die beiden nubischen, im Norden bzw. im Zentrum gelegenen Königreiche schlossen sich zu einem Staatsgebilde mit Dongala als Hauptstadt zusammen.

Erneut veränderten sich ihre Beziehungen zu den Arabern, die inzwischen die Herrscher des islamisierten Ägypten geworden waren. Denn bereits ab dem 7. Jahrhundert n. Chr. begannen die Araber im Zuge ihrer Eroberung Ägyptens bzw. der ersten islamischen Expansion zahlreiche Völker u. a. aus Nubien, Somalia oder Mosambik zu versklaven. Die Nubier wurden durch die vernichtenden Überfälle der arabischen Armeen stark erschüttert. Sie verteidigten sich tapfer, optierten jedoch angesichts der zahlenmäßigen Überlegenheit und der Entschlossenheit der Soldaten des *Dschihad* für Friedensverhandlungen und unterschrieben im Jahre 652 einen unter dem Namen *bakht* bekannt

gewordenen Vertrag. Die Verhandlungen mit dem nubischen König Khalidurat führte Emir Abdallah ben Said. Der Wortlaut des Vertrages lautete folgendermaßen:

> Artikel 1: Von Emir Abdallah ben Said dem König Nubiens und all seinen Untertanen gewährter Vertrag, der für alle Nubier ab der Grenze von Alwa verbindlich ist.
>
> Artikel 2: Abdallah ben Said gewährt ihnen Freiheitsschutz und einen Waffenstillstand, die sie zu Verbündeten aller Muslime machen, derer aus dem Süden wie auch aus den anderen abhängigen Gegenden. O! Völker Nubiens, ihr werdet unter dem Schutz Gottes und seines Gesandten Mohammed in Sicherheit sein. Wir verpflichten uns, euch nicht anzugreifen, keinen Krieg gegen euch anzuzetteln und euer Land nicht zu plündern, solange ihr die zwischen euch und uns vereinbarten, im Folgenden aufgeführten Bedingungen wortgetreu befolgt.
>
> Artikel 3: [...] Sollten Sklaven, die im Besitz von Muslimen sind, zu euch flüchten, behaltet sie nicht bei euch, sondern bringt sie auf muslimisches Territorium.
>
> Artikel 5: Ihr liefert jedes Jahr dreihundertsechzig Sklaven beiderlei Geschlechts, die unter den besten eures Landes ausgewählt und an den Imam der Muslime überstellt werden. Alle müssen makellos sein. Es werden weder gebrechliche Greise, noch alte Frauen und keinesfalls Kinder angenommen, die das Pubertätsalter noch nicht erreicht haben. Die gebt ihr dem Gouverneur von Assuan zurück.»

So ersannen und planten die Araber zum ersten Mal den Sklavenhandel unter dem Emir und General Abdallah ben Said, als dieser den Nubiern die jährliche Lieferung von Hunderten Sklaven aufzwang. Die meisten von diesem Vertrag betroffenen Menschen stammten aus der Darfur-Region. Erst als die Araber ihrer ersten

«Sklavenkammer» Nubien überdrüssig wurden, wandten sie sich dem Rest des Schwarzen Kontinents zu.

Im Darfur begann die Sklaverei und nahm eigentlich nie ein Ende. Noch heute äußert sich die Missachtung der Araber für den Schwarzen in den nahezu unverhohlenen Unterjochungsmethoden und regelrechten ethnischen Säuberungen. Mit dem *bakht* von 652 begann gewissermaßen ein gewaltiger Menschenraub, der sich über den gesamten sudanesischen Streifen vom Atlantischen Ozean über Ostafrika bis hin zum Roten Meer erstreckte und weit über die Grenzen der muslimischen Welt bis ins 21. Jahrhundert andauert und vor unseren Augen in Darfur mit entsetzlichen Massakern, um nicht zu sagen einem Völkermord einhergeht.

Lange bevor die Europäer in das Sklavengeschäft einstiegen, führten die Araber einen endlosen Heiligen Krieg mit blutigen Razzien, die, um der Pracht orientalischer Harems willen, ganze Bevölkerungsgruppen, Kinder, Frauen und Männer aus dem Herzen des Schwarzen Kontinents ins Unglück stürzten. Die arabomuslimische Welt bediente sich zur Deckung ihres hohen Bedarfs an Sklaven zweier Handelswege, des Landwegs, um die Gefangenen aus dem Subkontinent durch die Sahara hoch in den Norden (transsaharischer Sklavenhandel) zu führen, und des Seewegs von den Häfen der Ostküste Afrikas in den Orient (orientalischer Sklavenhandel). An späterer Stelle wird darauf verwiesen, dass sich hauptsächlich Länder wie Ägypten, Persien, Arabien, Tunesien, Marokko und die Türkei dieses Verbrechens schuldig machten.

In der Ursachenforschung über diese Tragödie stoßen die Wissenschaftler seit jeher auf eine Art Einheitsdenken bzw. «Zweckwahrheit», der zufolge «alle für wesentlich erachteten Errungenschaften der Menschheit lediglich in schriftlich dokumentierter

Form Gültigkeit» hätten. Nach ihrem Verständnis von Afrika beginnt die Geschichte des Schwarzen Kontinents erst mit der Entstehung der Schrift; die Zeit davor gilt als historisch unzuverlässig. Sie gehen davon aus, dass der seinerzeit des Schreibens unkundige Afrikaner nur eine vage Vorstellung von der eigenen Geschichte haben könne. Um Akteure und Opfer des Sklavenhandels in einen Topf zu werfen, zeigen sich aber eben diese Autoren paradoxerweise als recht unzweideutig und o wie sachkundig, wenn es darum geht, Afrika eine eigene grausame und den anderen Versklavungsformen ähnliche Sklavenhaltung anzulasten.

Die Afrikaner kennen ihre Geschichte sehr genau, doch im Gegensatz zum Abendland wird sie vor allem mündlich überliefert. In der Philosophie vieler afrikanischer Völker entstand die orale Tradition vor der Schrift, weil am Anfang das Wort stand. Westliche Forscher wie etwa der Ägyptologe und Publizist Alain Anselin, für den «die Sprache die Blackbox jeder Kultur» ist, erkennen dies auch an. So lehren uns die Griots, umherziehende Sänger und Magier, Bewahrer der Geschichte und lebendige Erinnerungsträger der schwarzafrikanischen Kulturen, dass das im subsaharischen Afrika vor dem Eindringen der Araber existierende System der Knechtschaft, das zu Unrecht als «Menschenhandel» oder als «interne Sklaverei» bezeichnet wird, vielmehr mit einer Art Leibeigenschaft in der Land- oder Hauswirtschaft bzw. beim Militär verglichen werden kann. Dieses Dienerschaftssystem war eine weitverbreitete und gängige Praxis, die sich von der Sklaverei der amerikanischen Plantagenwirtschaft unterschied.

Die französische Kolonialverwaltung des 19. Jahrhunderts war von deren Ausmaß in Westafrika zunächst überrascht, stand dabei jedoch vor einem Dilemma: «Hätten wir», fragte der

französische General Louis Faidherbe (1818–1889), der seinerzeit Gouverneur des Senegal war, «seit 1848 im Zuge der Einverleibung eines Territoriums das Emanzipationsdekret dort in Kraft setzen sollen? Logischerweise hätte der Sinn des Gesetzes dessen akribische Umsetzung gefordert.» Viele Vertreter der kolonialen Zivil- oder Militärverwaltung taten dies allerdings nicht, weil sie dieses System nicht mit der Sklaverei in Verbindung brachten. Sie bestanden auf dem persönlichen Aspekt der Beziehungen zwischen Herr und Knecht. Die Kolonialverwaltung, die sich bei der Rekrutierung von Arbeitskräften der Hilfe lokaler Stammeshäuptlinge bediente, sprach sich für eine langfristige Beibehaltung dieser spezifischen Form der Leibeigenschaft aus, und ersetzte in der Fortführung dieser Traditionen die Begriffe «Sklaven» und «Sklaverei» durch «Gefangene» und «Leibeigenschaft».

Zahlreiche Reisende aus jener Zeit erkannten die Besonderheit dieser Unterwerfungsform. So notierte Monsignore Cuvelier (1518–1640): «Das System der Sklaverei, wie es im Kongo existierte, schien tolerierbar zu sein.» In der Tat bezeichnete der kongolesische Herr seinen Knecht als *nvana*, in der Bedeutung von «Kind» oder «Sohn». Und Admiral Nicolas Fleuriot de La Fleuriais (1738–1824) äußerte sich im gleichen Zusammenhang wie folgt: «Die Sklaverei stellt bei den Wolof, der ethnischen Mehrheit im Senegal, eine Form der Dienerschaft dar. Da die Menschen eher gutherzigen Gemüts sind, unterscheidet sich der Status des Sklaven nur wenig von dem des Freien. Deshalb wird sich die französische Kolonisierung trotz einiger bescheidener Reformen mit der vorgefundenen Sozialordnung zufrieden geben. Seit der Einführung des Islam leben viele Freigelassene nach wie vor unter dem Schutz ihres einstigen Herrn; sie durften sich aber nie mit einer freien, folglich im Rang stets höheren Familie vermischen. Der Sklave hat ein Recht auf einen Notgroschen, ihm

stehen auch Grund und Boden zu, jedoch muss er seine Ernte in den Scheunen seines Herren unterbringen, über die Letzterer im Falle einer Hungersnot verfügen kann.» Da Schwarzafrika seit Jahrhunderten wegen der Austrocknung der Sahara von der Mittelmeerregion abgeschnitten war, war Grundbesitz bis in die Neuzeit hinein völlig unbekannt, und Privateigentum gab es in vielen Ländern nicht oder nur bedingt. Da der Boden allen gehörte, schlossen sich viele Familien zur Bewirtschaftung des Grund und Bodens in der Regel in Kooperativen zusammen. Geldwirtschaft, so wie wir sie heute kennen, gab es noch nicht. Nach und nach gingen Bereicherung und sozialer Aufstieg mit der Möglichkeit einher, immer mehr Nutzfläche zu erwerben. Damit stieg auch der Bedarf an Arbeitskräften. In der afrikanischen Form der Leibeigenschaft hing der Reichtum eines Herrn von seinem Besitz an Frauen und Knechten zur Bestellung seiner Felder ab. Zunehmender Reichtum führte zur Vergrößerung des «Vermögens» an Frauen und Leibeigenen, aber auch zu Beschaffungskonflikten. Der französische Historiker Marc Ferro meinte dazu: «Insofern als der Begriff des Grundeigentums nicht existierte, stellten die Männer und Frauen die einzige Quelle des Reichtums dar. Es kam vor, dass Konflikte zwischen Königreichen durch Unstimmigkeiten über Kriegsgefangene oder gehandelte Menschen ausgelöst wurden.»

Seit Menschengedenken bis in die Neuzeit hinein kannten die afrikanischen Gesellschaften südlich der Sahara eigentlich keine Sklaven, sondern Knechte, Opfer jener von Marc Ferro angesprochenen Konflikte. Diese zu Beginn eher seltenen Kämpfe waren nicht wirklich blutrünstig oder verheerend, auch nicht innerhalb der für ihre Kriegslust bekannten Gesellschaften. In der Tradition der N'Gunis (Zulu-Stamm) etwa beschränkten sie sich oft auf einen Einzelkampf zwischen den beiden streitlustigsten Män-

nern jedes Lagers. Zuweilen setzten die Stämme ihre Armeen ein. Mit dem Eingeständnis der Niederlage durch eine der beiden Konfliktparteien wurde die Schlacht eingestellt. Zivilisten waren nicht beteiligt, doch umringten Frauen und Kinder das Schlachtfeld, um ihren jeweiligen Clan zu ermutigen.

Allerdings kam es in zahlreichen Regionen Afrikas mit der Ankunft der Araber zu einer den muslimischen Eroberern sehr gelegenen Intensivierung dieser Kämpfe. Die Stammeskriege nahmen an Grausamkeit zu. Anstatt sich mit den eroberten Gebieten und der Anerkennung ihrer Überlegenheit zu begnügen, verlangten die Führer der siegreichen Clans von den Besiegten unbedingte Unterwerfung. Alte familiäre Rachegelüste und Stammesrivalitäten entfesselten eben solche verheerenden Konflikte. Die Besiegten wurden zu Gefangenen der Sieger. Diese gewaltsamen Auseinandersetzungen führten oft zu Nahrungsmittelknappheit und mitunter zu so dramatischen Hungersnöten, dass sich freie Männer aus eigenem Antrieb in Gefangenschaft begaben oder ihre eigenen Kinder verkauften. Auch Schulden ließen sich auf diese Weise tilgen. Ebenso konnte eine Verurteilung als Hexer in die Leibeigenschaft oder in die Verbannung führen.

Auf der anderen Seite garantierte die Leibeigenschaft denjenigen, die durch den Verlust ihrer Angehörigen mittellos geworden waren, eine erneute Integration in die Gesellschaft; der Leibeigene gab seinen eigenen Namen auf und übernahm den seines Herrn.

Auch das Kastensystem in den schwarzafrikanischen Gesellschaften ist für die übergroße Zahl an Sklaven verantwortlich. Das aus dem Portugiesischen stammende Wort casto («rein») symbolisiert in vielen Kulturen streng hierarchisch geordnete Klassen und bezeichnet zumeist ein seit mehr als dreitausend Jahren in Indien angewandtes System, das zwei Realitäten ab-

deckt. Auf der einen Seite die Gruppe der Kasten (Sanskrit: *varna*), die vier rangverschiedene Klassen kennzeichnet: Die oberste, aus religiösen Gelehrten bestehende Kaste der Brahmanen, dann die Kshatriya, Adlige (Maharadschas und Kriegsfürsten), sowie die Vaishyas (Landwirte, Kaufleute) und die Shudra, Tagelöhner. Auf der anderen Seite stehen am Rande dieser vererbbaren Sozialstruktur die Kastenlosen, auch die «Unberührbaren» genannt.

Es gibt bislang keine anthropologisch-historische Forschungsarbeit, die sich der Frage nach der Entstehung solcher inzwischen jahrhundertealten Strukturen in den Gesellschaften des Schwarzen Kontinents gewidmet hat. Im Senegal beispielsweise offenbart sich diese soziale Hierarchisierung durch eine an ihrer Spitze brahmanenähnliche Rangordnung: Adlige königlichen Geblüts, Burs, Guelawars, Faama, Mwene, Damel, Almamy, Linguers usw. Jahrhundertelang beruhten die afrikanischen Gesellschaften auf diesem oft auf Blut und Eisen gegründeten Feudalismus, der eine Herrenklasse hervorbrachte, die Menschen anderer sozialer Schichten unterdrückte und häufig in Leibeigenschaft hielt. Der größte Teil der Bevölkerung bestand aus Kastenlosen, Guers genannt, und aus Angehörigen niederer Kasten, den sogenannten Nyenios (Rabb, Mabbo, Woude, Teug, Laobe, Guewel usw.), zu denen soziale Kategorien geringgeschätzter Handwerkerzünfte zählten, wie Schuster, Schmiede, Weber usw.

Zur Veranschaulichung seien die Schmiede erwähnt, die Masken und Fetische herstellten und von den Adligen stets in die soziale Kategorie der «Unberührbaren» eingestuft wurden.

Diese ausgezeichneten Handwerker trugen dank der von ihnen gefertigten Eisenwerkzeuge wesentlich zur Entwicklung der Landwirtschaft bei, während die in ihren Werkstätten hergestellten Waffen der erfolgreichen Verteidigung der Vorratsspei-

cher dienten. Zwar genossen die Schmiedekönige in zahlreichen afrikanischen Gesellschaften schon immer hohes Ansehen, doch seit der «großen Migration der Bantu», die die Metallurgie- und Eisentechnik mitbrachten, wurden ihrer Kaste in kriegerischen und expansionistischen Reichen übernatürliche und potenziell gefährliche Kräfte zugeschrieben, weil sie sich auf die Kunst der Feuerwaffenherstellung, -beherrschung und -reparatur verstanden. Diese seit eh und je unentbehrlichen Handwerker waren ob ihrer technischen Fähigkeiten gefürchtet. Noch bis in die Neuzeit hinein setzten die Afrikaner deren Wissen mit jenen magischen Praktiken gleich, die in der Kollektivvorstellung die Verwandlung der Materie durch Beherrschung solch symbolträchtiger Grundelemente wie Feuer, Wasser oder Erde ermöglichten. Auf diese Weise zogen diese Handwerker einen hohen materiellen Gewinn aus ihrer von der Bevölkerung als nützlich anerkannten und geschätzten Arbeit, den sie indessen mit einem hohen sozialen Preis bezahlen mussten.

Denn durch ihr Können weckten sie in religiöser und sozialer Hinsicht vielerorts Argwohn. Wie die Kaste der Unberührbaren in Indien durften die afrikanischen Schmiede lediglich innerhalb ihrer Gemeinschaft heiraten, da eine Art «Kastenendogamie» bei einer Eheschließung dieselbe soziale Abstammung der Ehepartner vorschrieb. Im Falle eines Konfliktes waren sie durch dieses besondere «Kastenmerkmal» als Erste der Gefahr einer Gefangennahme bzw. Versklavung ausgesetzt. So lebten Hexer oder Kriminelle in den Orten ihrer Knechtschaft häufig neben «Kastenmitgliedern», Kriegsgefangenen, einfachen Leuten oder Kindern, die von ihren notleidenden Eltern verkauft worden waren. Diese in die Versklavung geratenen Gefangenen kamen aus den unterschiedlichsten afrikanischen Ethnien. Die vorkolonialen afrikanischen Gesellschaften waren in der Tat keineswegs auf soziale Gleichheit ausgerichtet, wie der britische Missionar, Afri-

kaforscher und Wegbereiter der Ethnologie David Livingstone (1813–1873) berichtete. Glaubt man den Erzählungen der ersten westlichen Afrikareisenden sowie den Griots, bestand ein Viertel der Männer aus Knechten oder Zwangsarbeitern, das waren schätzungsweise vierzehn Millionen Menschen.

Die These, der zufolge die schwarzafrikanischen Gesellschaften keine Knechtschaft oder Zwangsarbeit kannten, ist demnach schwer aufrechtzuerhalten. Seit Menschengedenken gab es auch in Afrika ein System der Leibeigenschaft. Es war jedoch mit dem der arabomuslimischen «Gäste» in Bezug auf Ziele und Ausmaß in keiner Weise vergleichbar. Im Gegensatz zur antiken Sklaverei war der Knecht in den traditionellen afrikanischen Gesellschaften in die Familie integriert. Er hatte den Status eines adoptierten Familienmitglieds bzw. eines «Verwandten» und war weder mit einem «autómatos» im griechischen Sinne noch mit einem Eigentum im römischen Sinne oder mit einer «beweglichen Sache» im französischen Sinne vergleichbar. Er genoss Bürger- und Eigentumsrechte, die allesamt seiner Lage entsprechend klar definiert waren. Im Allgemeinen war er gezwungen, fünf Tage pro Woche seinem Herrn zu dienen, die verbleibende Zeit stand ihm für seinen persönlichen Erwerb zu.

Dieses System ähnelte in gewisser Weise der seinerzeit in einigen Ländern Europas üblichen Form der Leibeigenschaft. Außer in Zeiten von Wirtschaftskrisen lebten die Leibeigenen nicht unbedingt unter ärmlichen oder unwürdigen Bedingungen. Ihre Beziehungen zu ihrem Herrn oder Grundherrn waren sogar von Zuwendung und Achtung geprägt. Blutsbande wurden respektiert.

Vor der Ankunft der Araber ähnelte die Struktur der afrikanischen Gesellschaften wohl der einer Feudalgesellschaft mit herrschenden und mehr oder weniger beherrschten Stämmen.

Für die meisten afrikanischen Monarchen oder Stammesführer blieben die Knechte nicht minder ihre Brüder: Sie konnten ihnen als Hauspersonal, als Krieger oder Fronarbeiter dienen, doch niemand hatte das Recht, sie würdelos zu behandeln, sie mit Gewalt von ihrer Familie zu trennen, sie zu versteigern oder zu prügeln. Die afrikanische Leibeigenschaft existierte gewissermaßen lediglich als patriarchalisches System, es gab weder Jagd auf Menschen noch Märkte, auf denen sie zum Verkauf angeboten wurden. Die Griots, Bewahrer der gemeinsamen Erinnerung, berichten in diesem Zusammenhang weder von Folterungen noch von anderen Grausamkeiten. Der Sklave, ob Krieger oder Diener, unterlag keiner sadistischen Willkür, wie wahlloses Auspeitschen oder Entfernung von Genitalorganen, einst gängige Praktiken bei den arabomuslimischen Sklavenhändlern. Als Arbeiter, Krieger oder Hausdiener hatte er zwar einen niederen sozialen Status, genoss aber einen gewissen Respekt und wurde häufig in die Familie seines Herren integriert.

Es gab zwei Kategorien von Unterworfenen: Die Haussklaven (oder Sklaven der Krone) und die sehr viel härter arbeitenden Feldknechte, deren Schicksal in der Tat alles andere als beneidenswert war. In den Status eines Haussklaven gelangte, wer entweder von einem Herrn dazu bestimmt wurde oder aber durch Heirat. Der Sklave durfte eine Sklavin ehelichen und Kinder mit ihr zeugen, die durch Geburt den Sklavenstatus erhielten und im Erwachsenenalter ihre Eltern von der Arbeit entbanden. Ab dem zehnten Lebensjahr leisteten sie Feldarbeit und hüteten das Vieh. Konnte in vielen Teilen Afrikas der Herr im Falle einer Erbschaft den alleinigen Anspruch auf den Nachlass haben, erbten die ehelichen Kinder in den westafrikanischen Königreichen den gesamten Besitz ihrer Eltern. Zwei Drittel des Erbes standen dabei den männlichen Nachfahren zu, das restliche Drittel den

weiblichen. Nur bei Streitfragen schaltete sich der Herr in diese Angelegenheiten ein.

Der Status der Frau unterschied sich in dem polygamen, aber traditionell matriarchalischen System Schwarzafrikas kaum von dem männlicher Sklaven; sie unterstand als einfache Sklavin den gleichen Gesetzen und verrichtete die gleiche Arbeit auf dem Feld oder in der Viehhaltung. Kinder und Familie waren kein Hinderungsgrund für eine Veräußerung, nur Säuglinge wurden von der Mutter nicht getrennt. Schöne Frauen erhielten eine Stelle als Haussklavin mit verschiedenen Aufgaben, ähnlich wie die in die Neue Welt deportierten Afrikanerinnen. Obwohl es in Afrika das Recht der ersten Nacht nicht gab, überließen sich viele Frauen bereitwillig ihrem Herrn, um dem Weiterverkauf zu entgehen; sie durften im Dorf bleiben, sich um Haus, Kinder und Nahrung kümmern.

Von einem Herrn gezeugte Kinder wurden, unabhängig vom Status der Mutter als Freie oder Sklavin, in Erbfragen gleichgestellt. In den meisten vorkolonialen Gesellschaften Afrikas wurden die freien Mädchen mit Beginn des heiratsfähigen Alters vom eigenen Vater an ihren künftigen Herrn und Gatten gegen eine symbolische Mitgift «verheiratet», die sie für den Rest ihres Lebens durch Arbeit und sexuelle Dienste verpflichtete. Doch war diese Überlassung in Wirklichkeit ein Verkauf, der umso verwerflicher ist, als er noch heute in derselben Form von Zwang und Nötigung fortbesteht.

Die wichtigste Quelle zur Geschichte solch großer afrikanischer Reiche wie etwa Ghana finden wir in den Erzählungen des aus Córdoba stammenden arabischen Geographen und Reisenden Al Bakri (1014 – 1094). Er berichtete über den Reichtum an Gold und Sklaven des Stammesfürsten und seiner Untertanen. Er erzählte, dass einige Vertreter der Oberschicht «bis zu tausend und mehr»

Hausangestellte, Land- und Bergwerksarbeiter besaßen. Allerdings ist in den Reiseberichten dieses arabischen Chronisten nirgends von Menschenhandel oder grausamer Folter die Rede.

Nach dem Zusammenbruch des Großreiches Ghana setzte sich etwa im Senegal, einem seiner ehemaligen Teilstaaten, ein wesentlicher Teil der Bevölkerung der Königreiche Djoloff, Cayor und Baol nach wie vor aus Gefangenen (diam) und ihren Nachkommen zusammen. Diese in die einzelnen Gemeinschaften gut integrierten *diam* teilten die Nahrung mit ihren Herren, durften über Land verfügen und ihren Boden bestellen. Der Knecht wurde von seinem Herren gerecht behandelt, war jedoch von dessen Erbe ausgeschlossen. Verkauft wurde er nur in Fällen «schlechter gesundheitlicher Verfassung». Nach einer bestimmten Dienstzeit durfte er selbst Knechte erwerben. Die Diamou Bour (Sklaven der Krone), die im Dienste der königlichen Armee standen, dachten selten an Freiheit, weil ihnen dieser Status die Gründung einer Familie, eine gesicherte Existenz und ein sicheres Einkommen ermöglichte.

Allein das Ansehen und die Privilegien, deren sich die Sklaven der Krone erfreuten, erklären hinlänglich die Hingabe für ihren Herrn und das Festhalten an ihrem Status, zumal ihre Stellung über Dynastien hinweg vererb- und übertragbar war; unabhängig von der Regierungsform blieben sie Eigentum des Königreiches. In den meisten afrikanischen Gesellschaften stellten diese Untertanen eine beachtliche Kraft dar. Ihre Autorität als beratende Instanz und ihre maßgebliche Rolle im Krieg machten sie zu wertvollen Verbündeten, deren Meinung von den Herrschern gehört und geschätzt wurde. Im afrikanischen Unterwerfungssystem setzten in der Tat viele Könige oder Stammesführer sogar noch während der Kolonisierung ihre Sklaven als Kämpfer ein.

Die Armee des Eroberers El Hadschi Omar und die seines

Sohnes Ahmado bestanden aus Militärsklaven, *talibé* (oder Theologiestudenten) genannt, mögliche spirituelle Vorfahren der Taliban, die, in unserer Zeit, auch dem Heiligen Krieg frönen. Obwohl ein Großteil der heutigen Taliban in den Koranschulen Pakistans studieren, kämpfen viele von ihnen im Namen des Dschihad in Afghanistan, den Koran in der einen Hand, die Kalaschnikow in der anderen. An der Seite der *talibé*, die aus freien und adligen Kasten kamen, kämpften einst die *sofa* (oder Sklavenregimente). Heerführer wie El Hadschi Omar, Lat Dior oder Samory Touré machten keinen Unterschied zwischen den beiden Kriegergruppen. Im Gefecht taten sie sich durch ihre Tapferkeit und nicht durch ihre «Abstammung» hervor. Einige hochrangige Offiziere waren ehemalige Knechte. Auf seiner Forschungsreise durch den oberen Niger (1879 – 1881) machte der französische General Joseph Gallieni seinen Vorgesetzten darauf aufmerksam, dass der König von Segu ganze Regimenter von Bambara-Sklaven besaß, die allesamt zahlreiche Privilegien genossen. Im Senegal haben auch diese Militärsklaven zu den zahlreichen Siegen der Aufständischen unter dem Befehl von Lat Dior (1842 – 1886), König von Cayor und Baol, sowie Alboury N'Diaye, König von Djoloff, wesentlich beigetragen. Der Oberbefehlshaber von Lat Dior, Demba War Sall, ein von den Griots noch heute besungener Held, war selbst ein ehemaliger Militärsklave, der zum Fara Kaba, das heißt Chef der königlichen Sklaven, aufgestiegen war. Es kam auch vor, dass verdienstvolle ehemalige Sklaven in den Rang eines Diplomaten gelangten und ermächtigt waren, im Namen des Königreichs Verträge abzuschließen. Ein Sklave konnte vorübergehend ein Stammesoberhaupt vertreten und dessen Amtsgeschäfte übernehmen. Wer es wagte, auf dessen frühere Stellung anzuspielen, musste mit harten Strafen rechnen.

In den anderen afrikanischen Königreichen unterlag das Unterwerfungssystem den gleichen Prinzipien, obgleich es – wie in allen Kulturen und auf allen Kontinenten – mitunter sogar erbarmungslose Ausnahmen gab. Es liegen in der Tat erschreckende Augenzeugenberichte über die Grausamkeit einiger insbesondere zentralafrikanischer Monarchen vor.

Der britische Journalist und Forschungsreisende Henry Morton Stanley (1841–1904) berichtet beispielsweise, dass der Monarch am Hofe von Mteza aus einer einfachen Laune heraus einige hundert Sklaven köpfen ließ. Es verging kein Tag, an dem nicht eine oder zwei bedauernswerte Frauen seines Hauspersonals von seinen Leibwächtern, am Handgelenk gefesselt, zu ihrer Hinrichtung geschleppt oder gezerrt wurden. Aus Angst vor dem Herrscher wagte es niemand, sie den Händen des Henkers zu entreißen. Wenn ein König von Dahomey (dem heutige Benin) starb, wurde ihm eine Art Ehrengrabmal errichtet, umrandet von einem Eisengeländer, von einem irdenen Sarg überragt und getränkt mit dem Blut von Hunderten geopferter Sklaven, die dem Herrscher als Wächter im Jenseits dienen sollten. Auf den als «Großer Brauch» bezeichneten Blutfesten wurde Hunderten Sklaven gleichzeitig die Kehle durchgeschnitten, die dem verstorbenen König die Nachricht von der Krönung seines Nachfolgers überbringen sollten.

Bis auf diese absonderlichen Ausnahmen glich indessen das Dasein der afrikanischen Sklaven, die die Felder bestellten, Hausarbeit verrichteten oder als Soldaten dienten, in keiner Weise dem der auf arabomuslimischem Boden oder in der Neuen Welt versklavten Afrikaner. Die verschiedenen Unterjochungsformen in den meisten schwarzafrikanischen Gesellschaften können unter keinen Umständen mit den Gräueln des arabomuslimischen und transatlantischen Sklavenhandels verglichen werden, das heißt mit Methoden, die mit massiven Deportationen, Ver-

stümmelungen, Morden einhergingen oder schwere psychische Störungen verursachten. Die Afrikaner fügten sich, zwar resigniert, in die lokale Sklaverei, und akzeptierten sie als zu ihrem Leben gehörig.

Zahllose westliche Historiker bemühten sich um den Nachweis, dass es einen grausamen und unmenschlichen innerafrikanischen Sklavenhandel gegeben habe, der in seiner Praxis dem der Araber und der Europäer in der Neuen Welt glich. Dabei scheinen sie jedoch zu vergessen, dass ein Sklavenhandel eben ein Handel ist. Ein wenn auch abscheulicher Handel, der festen Regeln unterworfen ist. Das setzt voraus, dass es Anwerber, Lieferanten, Käufer, Umschlagplätze und Versorgungsnetze gibt, die einer großen Nachfrage nach Sklaven genügen und deren Transport gewährleisten können. Mit anderen Worten, dieser Menschenhandel benötigte eine an die Gesetze von Angebot und Nachfrage angepasste Logistik.

Eine derartige, ebenso merkantile wie machiavellistische Struktur gab es in Afrika vor der Ankunft der Araber nicht. Hier wurden Knechte für den internen Gebrauch eingesetzt, und es gab, im Gegensatz zu dem, was in der Antike im Mittelmeerraum praktiziert wurde, keine Sklaverei im Sinne eines wirtschaftlichen und sozialen Ausbeutungssystems. Sein Außenhandel beschränkte sich im Wesentlichen auf den Austausch von Gold gegen Schmuck, Stoffe, Waffen und Salz. Der insbesondere von Ghana und einigen kleinen regionalen Königreichen betriebene Verkauf von Kriegsgut als Exportprodukt blieb hier eher die Ausnahme. Der Export von Knechten stellte im Wirtschaftssystem dieser Gesellschaften keineswegs die Haupteinnahmequelle dar.

Daraus wird deutlich, dass «Reisende» und einheimische Afrikaner völlig andere Sichtweisen in Bezug auf die Unterjochungsmethoden hatten. Zu behaupten, die arabomuslimischen Men-

schenhändler und später die europäischen Sklavenhalter hätten lediglich mit der Zuhilfenahme von Waffen die bereits vor ihrer Ankunft praktizierten Methoden übernommen, ist eine grobe Unwahrheit. Das in Afrika bereits vorher existierende System der Leibeigenschaft lieferte nur die Beute, die sich die arabischen Sklavenhändler als Erste auf unmenschliche und bestialische Weise zunutze machten.

In Westafrika hatte alles mit der Ankunft der Mauren begonnen. Der schottische Arzt und Forschungsreisende Mungo Park (1771 – 1806) brachte von seiner ersten Reise (1795 – 1797) wertvolle Hinweise über die vorkolonialen afrikanischen Gesellschaften mit. Er stellte fest, dass Neuankömmlinge am Rande dieses traditionell geprägten schwarzafrikanischen Universums an Boden gewannen: die Mauren.

Mungo Park hob den Hass der Schwarzen auf die Mauren (arabischsprachige weiße Afrikaner) hervor, die als Erste völlig neue Unterjochungsmethoden nach Westafrika gebracht hatten. General Faidherbe beschrieb uns diese in Mauretanien niedergelassenen Sklavenhalter und Händler, die u. a. Gummi in den Senegal brachten, als aus dem Westteil der Sahara stammende Nomaden: «Sie gingen äußerst grausam mit den Schiffbrüchigen um, die im Gegenzug in ihren Erzählungen ein grauenhaftes Bild von ihnen malten und so für ihren schrecklichen Ruf sorgten. Bei einigen herrschte die Vorstellung, dass der Begriff ‹Maure› der richtige Name der weißen Bevölkerungsgruppen von Nordafrika sei, Nomaden im Senegal und Krämer in den Städten Algeriens. Dieses Wort, ursprünglich semitischen Ursprungs in der Bedeutung ‹Abendländer›, war den einen wie den anderen völlig unbekannt. Die Nomaden vom rechten Ufer des Senegal bezeichnen sich selbst als ‹nar›. Die Gegend, die sie bis hoch in den Norden bevölkern, wird von den Senegalesen als ‹ganar› bezeichnet, das

möglicherweise die gleiche Wurzel hat wie die alten geographischen Namen: Kap Ganaria (in Südmarokko) oder die Ganariainseln, der ursprüngliche Name der Kanarischen Inseln. Diese Mauren waren aufgrund des dort herrschenden Wassermangels besonders unrein, noch schlimmer waren jedoch die maurischen Frauen.» Es war allseits bekannt, dass der Umgang der Mauren mit ihren Sklaven von einer bis an Grausamkeit grenzenden Härte war, ganz zu schweigen von den unmenschlichen Anforderungen an die Arbeitsleistungen. Die Wolof-, Tukulor- oder Fulbeherren (Schwarzafrikaner) gingen dagegen menschlich mit ihren Sklaven um und passten die Arbeit an die jeweilige Körperkraft ihrer Untergebenen an. Mungo Park selbst schloss die Mauren nicht in sein Herz und warf ihnen «Lügerei» vor. Ihm fiel die Häufigkeit der Kriege auf, von denen es zwei Kategorien gab: einerseits die formellen Prestigekriege nach europäischem Muster und andererseits, und dies vor allem seit der Ankunft der Araber, Razzien, bei denen es im Wesentlichen um Rache und die Suche nach Sklaven ging.

Mungo Park fasste seine Beobachtungen in seinem in viele Sprachen übersetzten Werk «Reise ins innerste Afrika» zusammen. Über die Grausamkeit dieser ersten maurisch-arabischen Sklavenhändler schrieb General Louis Faidherbe: «Um 1850 stritten sich zwei maurische Trarza-Reiter auf der Rückkehr von einem Plünderungsfeldzug in Dagana um ein wenige Monate altes Kind. Sie waren nahe daran handgreiflich zu werden, als plötzlich ein dritter Maure kam, dem zur Schlichtung des Streites nichts anderes einfiel, als den Grund des Konfliktes zu beseitigen: Er packte das Kind am Fuß, ließ es über seinem Kopf kreisen, schleuderte es gegen einen Baum und brach ihm den Schädel. Bei unserem letzten Feldzug im Jahre 1855 gegen die Trarza-Mauren verschleppten sie einen unserer Matrosen, der unweit von Gaé

den Anschluss an die Kolonne verloren hatte; die Frauen hatten ihn mit einem Hirsestampfer fast totgeschlagen und nach und nach seine Handgelenke, Knöchel, Oberschenkel und Schultern ausgerenkt. Durch solcherart Grausamkeiten gelang es den Mauren, den Negern Entsetzen einzuflößen.»

So stellten die Ankunft der Araber und die Islamisierung der zum Dschihad gezwungenen Völker eine dramatische Wende der Unterjochungsmethoden in Afrika dar, auf die wir später noch eingehen werden. Sie waren der Ausgangspunkt für einen widerlichen, dreizehn lange Jahrhunderte währenden Vernichtungsfeldzug, in dessen Verlauf Menschen unablässig gejagt, gedemütigt, geplündert und hinterhältig ermordet wurden. Wahr ist, dass die Zahl der seit der Antike außerhalb des Schwarzen Kontinents versklavten Afrikaner schwer einschätzbar ist. Den gewaltigen Menschenraub, den die schwarzen Völker über einen so langen Zeitraum, vom 7. bis 21. Jahrhundert, erlitten haben, bezeichnen die Historiker und Anthropologen als den ersten Sklavenhandel, bei dem Menschen erbarmungslos behandelt und über große Entfernungen verschleppt wurden. Dieses kriminelle Unterfangen war umso härter und bestialischer, als der heidnische Schwarze oder religiöse Fetischist in der Vorstellung der arabomuslimischen Völker nur ein Untermensch war. Der zum Islam bekehrte Schwarze bleibt bis heute in ihren Augen, auch wenn sie es nicht eingestehen wollen, stets ein niederes Wesen.

KAPITEL II

Der Schwarze in der Kollektivvorstellung der arabomuslimischen Völker

Die Sklaverei ist nicht das Ergebnis des Rassismus: der Rassismus ist vielmehr die Folge der Sklaverei.
ERIC WILLIAMS

Während der Mittelmeereuropäer in der Antike den schwarzen Mann «mit Exkrementen, mit Tod und Hölle» assoziierte, begegneten sich Schwarze und Araber in der vorislamischen Epoche eher vorurteilslos.

Die ersten Auseinandersetzungen gab es erst zu Beginn des 6. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Die Äthiopier hatten im Jahre 702 die gesamte Küste Arabiens und den Hafen von Dschedda eingenommen. Zweimal hintereinander hatten ihre Streitkräfte vergeblich versucht, sich einen Teil Arabiens einzuverleiben. In einer letzten Großoffensive wurden die Äthiopier von den Persern geschlagen. Sie hinterließen zahlreiche Gefangene, die im weiteren Verlauf versklavt wurden. Die Äthiopier leisteten als Verbündete der Byzantiner einen entscheidenden Beitrag im Kampf um Macht und Einfluss zwischen dem römisch-christlichen Reich und Persien. Araber und Perser kannten die schwarzen Völker wenigstens ansatzweise durch die Begegnung auf dem Schlachtfeld sowie durch die alten Texte der *Geographie* von Ptolemäus und das von einem anonymen Autor im 1. Jahrhundert verfasste Werk *Reise durch das Eritreische Meer*. Einigen Quellen

zufolge begegneten die Araber den Afrikanern bei den ersten Kontakten weder mit Verachtung noch Ablehnung. So zollten sie auch den zahlreichen Gefährten des muslimischen Führers und Propheten Mohammed, bekanntlich Mulatten, die unter ihren Vorfahren eine äthiopische Großmutter hatten, Respekt.

Der Stifter des Islam ist weltweit unter verschiedenen Namen bekannt. Die Araber nennen ihn Muhammad oder Mohammed, was «Der Gepriesene» bedeutet. Bei den Türken heißt er Mehmet. Diese türkische Bezeichnung geht auf die von den französischsprachigen Historikern nach einer Transkription aus dem 17. Jahrhundert übernommene und an die französische Phonetik angepasste Bezeichnung Mahomet zurück. Zahlreiche zeitgenössische Autoren benutzen dennoch die englische Version Muhammad oder Mohammed, Mohamed, Muhamad, oder auch Mamadou, wie die westafrikanischen Moslems den Propheten nennen. Das arabische Wort Islam* bedeutet «Hingabe an Gott» und kennzeichnet die dritte offenbarte monotheistische Weltreligion, die die absolute Einmaligkeit von Allah (Gott) und seine Allgegenwart im Leben der Menschen lehrt.

Obwohl die Äthiopier sogar nach der ersten islamischen Expansion mehrheitlich dem orthodoxen Christentum verhaftet blieben, wurden sie von den Arabern geschätzt, obgleich diese ihre eigene Kultur als höher entwickelt ansahen. Und als im Jahre 615, zu Lebzeiten Mohammeds, mehrere seiner Jünger aus Mekka vor der Verfolgung durch die khoraischitische Dynastie flüchten mussten, wurden sie von den Äthiopiern in Aksum wohlwollend aufgenommen und beschützt. Der Prophet hatte ihnen die folgenden Worte mit auf den Weg gegeben: «Wenn ihr nach Afrika geht, werdet ihr einen König finden, unter dem niemand verfolgt wird. Dort herrscht Gerechtigkeit, und Gott wird euren Leiden Ruhe gewähren.»

Ein anderes Mal soll er gesagt haben: «Vermeidet jeglichen Streit mit den Äthiopiern, weil sie neun Zehntel des Mutes der gesamten Menschheit geerbt haben.» Deshalb ernannte Mohammed den von Abu Bakr (dem Schwager des Propheten) freigelassenen und zum Islam bekehrten Sklaven äthiopischer Herkunft Bilal ibn Rabah zum ersten Muezzin der Geschichte, der die Gläubigen hoch oben vom Minarett zum Gebet aufrief. Der dritte Jünger des Propheten Mohammed und des Islam war sein freigelassener Sklave und Adoptivsohn Said, der einzige Sektenanhänger, den der Koran erwähnt. Das arabische Wort El-Qor'ân, aus dem das Wort Koran entstanden ist, bedeutet «Lektüre» oder «vortragen». Durch einen vor dem Nomen stehenden Artikel kann dieses in manchen Fällen zu einem Eigennamen werden. Aber gerade aufgrund der wichtigen Rolle des heiligen Buches wird es auch El-Forqân, «die Vornehmheit», genannt. Der Koran gilt als ewige und direkte, Mohammed durch den Erzengel Gabriel (Dschibril) übermittelte Offenbarung Gottes. Der Prophet hatte auch Maria, eine koptische Ägypterin aus dem Sklavenstand, freigelassen, sie geheiratet und einen Sohn mit ihr gezeugt, der den Namen Ibrahim trug, aber vor ihm verstarb.

Lange Zeit besangen und priesen Märchen und Legenden die Heldentaten zahlreicher schwarzer Araber, ehemaliger Sklaven oder Mulatten. Antara war einer von ihnen, ein großer Krieger und Dichter, dessen Vater aus dem Stamm der 'Abs kam. Sabiba, seine Mutter, war eine äthiopische Sklavin und Konkubine eines reichen angesehenen Würdenträgers. Antara wurde in einem Ritterroman, wo er an den Kriegen gegen Persien, Byzanz und die Kreuzzüge teilnahm, zum Symbol des arabischen Heldentums. Auch andere Mulatten wurden gerühmt, wie etwa Amr Ibn Al' As (580 – 664), der Eroberer von Ägypten, und der Kalif Umar ibn al-Chattab (592 – 664). Historische Erzählungen priesen ausgiebig die Großtaten zahlreicher anderer Afrikaner.

Deshalb hegten die Araber, vielen Berichten zufolge, lange Zeit keinerlei Verachtung der Farbe Schwarz. In seiner *Study of History* scheint der englische Historiker Arnold Toynbee dies zu bestätigen: «Die ersten Araber aus dem Herrschergeschlecht des Umayyaden-Kalifats bezeichneten sich als ‹dunkelhäutiges Volk›, mit einer Konnotation rassischer Überlegenheit, und nannten ihre persischen und türkischen Untertanen ‹rothäutiges Volk›, diesmal mit einer Konnotation rassischer Unterlegenheit: das heißt, sie machten die gleichen Unterschiede wie wir zwischen Blonden und Dunkelhaarigen, verkehrten dabei jedoch die Werte, die wir diesen beiden Nuancen von Weiß zurechnen. Die Männer, heißt es, bevorzugen die Blonden; für das «auserwählte Volk Allahs» sind die Dunkelhaarigen die erste Wahl. Außerdem waren die Araber und alle anderen weißen, dunkelhaarigen oder blonden Muslime stets frei von Vorurteilen gegenüber nichtweißen Rassen; bis heute betreiben die Muslime die gleiche Zweiteilung der menschlichen Gattung wie einst die abendländischen Christen des Mittelalters. Unter Auslassung aller physischen und rassischen Unterschiede teilen sie die Menschheit in Gläubige und Ungläubige, die eigentlich potenzielle Gläubige sind. Heute ist diese großzügige Sichtweise bei den weißen Muslimen ausgeprägter als einst bei den abendländischen Christen des Mittelalters: unsere mittelalterlichen Vorfahren kannten fast keine Völker anderer Hautfarbe, während die weißen Muslime von Beginn an und im weiteren Verlauf der Geschichte mehr und mehr Kontakt mit Schwarzafrikanern und den dunkelhäutigen Völkern Indiens hatten. So stehen heutzutage auf dem gesamten indischen und afrikanischen Kontinent Weiße und Schwarze gleichermaßen unter dem Schutz des Islam. Die weißen Muslime haben, diesem strengen Kriterium getreu, den treffendsten Beweis dafür geliefert, dass sie jeglichen rassistischen Gefühlen abhold sind: sie haben ihre Töchter schwarzen Muslimen zur Frau gegeben.»

Hielte man sich nur an diese Art «Indikator», gäbe es keine wirklichen Beweise in den arabischen, griechischen und römischen Privatquellen, denen zufolge die Schwarzen von den Arabern geringer geachtet wurden als die Weißen.

Aus alten mündlich und einigen wenigen schriftlich überlieferten Quellen erfahren wir jedoch, dass es in den vorislamischen arabischen Gesellschaften bereits Vorurteile gegen die Schwarzen gab. Arabisch-afrikanische Dichter wurden hier als *aghribat al-'Arab*, als «arabische Raben» bezeichnet, viele von ihnen beschimpft und diskriminiert. Ihre soziale Unterlegenheit war zweifellos auf ihre Hautfarbe zurückzuführen. Der berühmte, im Jahre 660 verstorbene Dichter Suhayun, ein ehemaliger Sklave, verlieh diesem Gefühl der Verbitterung in einem seiner Gedichte Ausdruck:

Wäre meine Haut rosa, liebten mich die Frauen
Doch mein Ruf ist trotz meiner schwarzen Haut
Makellos weiß.

Dies zeigt deutlich, dass bei den Arabern die anfängliche Bewunderung und der Respekt im Namen der religiösen Solidarität rasch der Verachtung, dem Misstrauen, ja dem Abscheu gewichen waren. Die Entdeckung anderer afrikanischer Völker, die sich von den Äthiopiern unterschieden und aus niederen Beweggründen versklavt wurden, ist angesichts des pervertierten Bildes, das sich die Araber vom schwarzen Mann machten, vielleicht nicht verwunderlich.

Der großangelegte Import von schwarzen Sklaven änderte die Haltung der Araber und Muslime gegenüber Menschen mit dunkler Hautfarbe. Denn von dem Zeitpunkt an, als der subsaharische Teil Afrikas zur wichtigsten Lieferquelle für den arabischen Sklavenmarkt wurde, mutierte der schwarze Mann zum

Synonym für Knechtschaft und seine Hautfarbe fortan zum Symbol einer Islamverweigerung. Die Araber nahmen es mit dem Gehalt des heiligen Textes nicht so genau. Sie bedienten sich sowohl rassistischer als auch religiöser Argumente, um die Versklavung selbst von bekehrten Schwarzen zu rechtfertigen. Von da an war der Aufschwung des transsaharischen und des orientalischen Sklavenhandels nicht mehr von einem zunehmenden Rassismus zu trennen. Es war seit eh und je gängige Methode, den Unterjochten die Menschenwürde abzusprechen. Diese radikale Veränderung fiel eigentlich mit dem Beginn der großen arabischen Eroberungen und der Unterwerfung bezwungener oder islamisierter Völker zusammen. Die Gebildeten und Gelehrten aus den Reihen der Sieger ließen nichts unversucht, um die Würde der afrikanischen Sklaven durch die abenteuerlichsten Theorien zu verletzen. Da es vor dem 14. Jahrhundert keinerlei Reisen nach Schwarzafrika gab, beschränkte man sich auf die Wiedergabe von Legenden und Vorurteilen, die die Geographen der Antike verbreitet hatten.

Der erste arabische bzw. muslimische Gelehrte, der das subsaharische Afrika betrat, war Ibn Battuta (verstorben um 1377). Von seinem Aufenthalt in Gao und Timbuktu (1352) legte auch er in seinem Hauptwerk «Reisen ans Ende der Welt» Zeugnis ab, das er für alle schrieb, die über die Sehenswürdigkeiten der Städte und die Freude des Reisens nachzudenken belieben.

Die Idee war nicht neu, denn einige griechische Denker stellten bereits einen Zusammenhang zwischen dem Charakter eines Volkes und den jeweiligen klimatischen Bedingungen her. Die Rassentheorien der Araber zur Diskriminierung der afrikanischen Völker waren an Zynismus kaum zu übertreffen. Längst bevor die europäischen Anthropologen im 19. Jahrhundert ihre berühmt-berüchtigten Rassentheorien entwickelt haben, war der im 14. Jahrhundert in Tunis lebende araboberberische Den-

ker Ibn Khaldun (1332 – 1406) einer der ersten Architekten dieses eigenwilligen Ansatzes zur Begründung menschlicher Wesensmerkmale.

In der Einführung zu seiner Weltgeschichte *al-Muqaddima* (Die Prolegomena) geht Ibn Khaldun von der Vorstellung aus, dass das Klima einen direkten Einfluss auf den Zustand der Kulturen und den Charakter der Völker habe. Die Schwarzen und die Slawen werden hier unterschiedslos als Zugehörige von Völkern «mit bestialischem Charakter» beschrieben. Besondere Verachtung bringt er jedoch den Schwarzen entgegen. Er behauptete, dass ihnen «im Allgemeinen Leichtsinn, Wankelmütigkeit und Überempfindlichkeit eigen» seien, und dass sie beim leisesten Klang von Musik anfingen zu tanzen. Deshalb halte man sie für dumm. Ibn Khaldun zufolge seien Freude und Zufriedenheit das Ergebnis der Entfaltung und der Ausdrucksform des tierischen Geistes. Umgekehrt sei die Traurigkeit auf dessen Verkrampfung zurückzuführen. Durch eine nicht nachvollziehbare und selektive Beweisführung verstieg sich dieser muslimische Theoretiker sogar zu der Behauptung, die Schwarzen lebten in Ländern, in denen die Hitze ihr Temperament und ihre körperliche Entwicklung zügele, was ihre Dummheit und den Grad ihrer Unterlegenheit erklären würde.

Noch genauer teilte Said ben Ahmad Said, möglicherweise der geistige Vater von Ibn Khaldun, und Autor mehrerer zwischen 1050 und 1060 verfasster Werke über die «Rassenfrage», die Völker in sieben große Familien ein, die den sieben Klimazonen entsprechen. Für ihn, der auch nie den Schwarzen Kontinent besucht hatte, sei jedes Klima durch den Rhythmus der Jahreszeiten, die Länge der Tage und den Einfluss von Hitze oder Kälte auf die Natur und das menschliche Verhalten bestimmt. Ihm zufolge erklärt diese Klimatheorie die Verschiedenartigkeit der Hautfarben, des Temperaments, der Sitten und der Glaubensrichtungen

der Menschen. Wie Ibn Khaldun hütete sich Said wohlweislich, in dieses Konstrukt von Dummheiten seine Glaubensgenossen und «ethnischen Brüder» aus Nordafrika, Tunesier, Marokkaner, Algerier, Libyer und andere arabomuslimische Stämme aus den Grenzregionen der Wüsten Irans, Iraks oder Arabiens einzubeziehen, wo die Temperaturen mit rund fünfzig Grad im Schatten viel höher sind als die im subsaharischen Afrika. (Böswilliger geht es offensichtlich nicht!) «Im Lande der Schwarzen», sagte er, nicht aber der Beduinen versteht sich, «ist die Luft glühend heiß. So haben die Sudanesen (die Schwarzen)[2] ein feuriges Temperament und ihre Gemüter geraten leicht in Wallung; deshalb haben sie eine schwarze Haut und krauses Haar, was sowohl ein ausgewogenes Urteilsvermögen als auch jeglichen Scharfsinn ausschließt. Der Leichtsinn tritt an ihre Stelle, und Dummheit und Unwissenheit geben den Ton an.»

Die meisten dieser arabischen Wissenschaftler scheuten sich nicht, in ihrer Auseinandersetzung mit den Schwarzen Mediziner aus dem antiken Griechenland zu bemühen. Sie erinnerten daran, dass der griechische Arzt der Antike, Galenos (um 129 bis um 216 n. Chr.) bei den Schwarzen zehn Merkmale festgelegt hatte, die bei den Weißen nicht vorkommen: krauses Haar, feine Augenbrauen, breite Nasenlöcher, wulstige Lippen, dicke Zähne, unangenehmer Körpergeruch, niedrige Moral, rissige Füße, langer Penis, fröhliches Gemüt. In seinem Kanon der Medizin schrieb Avicenna (980 – 1037):

> Der Körper der Schwarzen ist durch die Hitze verändert
> Ihre Haut ist vollkommen schwarz
> Der Slawe dagegen ist weiß
> Und seine Haut ist die allerzarteste.

2 Anm. d. Ü.: vom arabischen Wort «sud», schwarz

Die Araber betrachten die Schwarzen als Untermenschen und Menschenfresser. In ihrer Kollektivvorstellung beschäftigten sich die Afrikaner lediglich mit dem Essen, dem Tanzen und der Fortpflanzung. In einer Legende über sie hieß es: «Sie verspeisen sich häufig untereinander. Man kann sie nicht zu den Menschen zählen.» Hier wird deutlich, dass sich diese Stereotype über die Schwarzen kaum von denen unterschieden, die sich viele europäische Völker ihrerseits zur Rechtfertigung des transatlantischen Sklavenhandels zurechtlegten: Faulheit, Frivolität, Liebe zur Musik, unbeherrschtes sexuelles Verlangen, ohne die physischen Merkmale in Bezug auf Geruch und Hässlichkeit zu vergessen.

Die relative Toleranz, deren sich die Schwarzen und Mischlinge Afrikas in der arabischen Welt erfreuten, war längst nur noch Erinnerung. Menschen, die aus der Vereinigung zwischen einem arabischen Vater und einer persischen oder slawischen Mutter hervorgingen, wurden selten diskriminiert. Ausgeklügelte soziale Indikatoren konnten ihre «rassische» Kreuzung deutlich machen. Die arabischen, von einer afrikanischen Mutter abstammenden, und also dunkelhäutigeren Mischlinge waren indessen ständigen Verunglimpfungen und verbalen Diskriminierungen wie etwa «Negersohn» ausgesetzt. Der marokkanische Schriftsteller Muhammad Ibn al-Habib (1876–1972) erzählte, dass Omar, der später zweiter Kalif werden sollte, eines Tages, es war noch zu Lebzeiten des Propheten, von einem Mann mit den Worten «Negersohn» beleidigt wurde. Da offenbarte Gott diese Koransure: «O ihr, die ihr glaubt, lasset nicht die einen über die andern spotten, die vielleicht besser sind als sie.»[3] Doch diese Lehre sollte nicht einmal jenen Nachkommen der Weggefährten des Propheten Mohammed zugute kommen, zu deren Vorfahren

3 Sure 49,11

eine afrikanische Frau zählte. Besonders deutlich wurde dies im Fall des Sohnes von Abu Bakr, Ubaydallah, der 671 Statthalter von Sistan wurde. In einer gegen ihn gerichteten Satire rezitierte ein Dichter 697 öffentlich das nachfolgende Gedicht für alle, die es hören wollten:

Die Schwarzen verdienen ihr Geld nicht
Durch gute Taten
Gott gab dem Wesen der Kinder eines schwarzen
und stinkenden Nubiers kein Licht.

Der Kalif Muhammad al-Mahdi (746 – 812) zwang seinerseits die Abkömmlinge von Abu Bakr zur Aufgabe ihrer herausragenden sozialen Stellung in Basra und zur Rückkehr in den Status einfacher freier Sklaven des Propheten. Damit lehnte er schlechtweg ihre arabische Abstammung ab.

Als der letzte umayyadische Kalif von einem seiner Provinzregenten einen schwarzen Sklaven als Geschenk erhielt, war er tief beleidigt und befahl seinem Sekretär, ein Schreiben aufzusetzen. Der Stil schwankte zwischen Danksagung und Verleumdung. Die benutzten Begriffe zeigten eindeutig, dass er dieses Geschenk nicht schätzte: «Wenn Ihr eine Zahl kleiner als eins und eine Farbe schlimmer als schwarz hättet finden können, hättet Ihr sie uns zum Geschenk gemacht.»

Auf dem Höhepunkt des arabomuslimischen Sklavenhandels in Afrika berichtete Pater Guillaumet von seiner Reise im Jahre 1883 Folgendes: «Da ich in Oujiji, in der Station von Kibanga am Tanganjikasee bin, muss ich hierüber beiläufig ein Wort verlieren. Aber ich fühle mich nicht in der Lage, diese Stadt, so wie ich sie gesehen habe, zu beschreiben, und die Feder verwehrt es mir, all das Grauen, das hier begangen wird, wiederzugeben. Oujiji ist der am dichtesten bevölkerte arabische Ort am Tanganjikasee.

Hier enden alle aus dem Landesinneren kommenden und nach Sansibar* geleiteten Sklavenkarawanen; hier versammeln sich alle Araber, um sich darüber zu verständigen, welche Gegend und welches Land als Nächste zu plündern seien; von hier ziehen alle Diebesbanden los, die jetzt Manyema überschwemmen und die dabei sind, dieses einst so bevölkerungsreiche Land zu zerstören. Es gleicht einem regelrechten Sodom, Schauplatz aller Verbrechen, aller Ausschweifungen, aller Gräuel, aller Laster. Was für ein Unglückstag für Afrika, als die Araber Afrika betraten. Denn sie brachten sowohl ihre Religion als auch ihre Verachtung für den Neger mit ...»

Zahlreiche Schriften zeugen von der massiven Verachtung der Araber für die Völker des bilad as-Sudan* (das Land der Schwarzen). Bis zur theoretischen Abschaffung der arabomuslimischen Sklaverei im 20. Jahrhundert in den wichtigsten islamischen Ländern – aber auch in anderen wie dem Sudan mit seinen Bevölkerungsgruppen der Provinz Darfur – konnte sich selbst ein freigelassener Schwarzer nie aus den untersten sozialen Verhältnissen befreien. Dennoch gelang es vielen Söhnen oder Enkelsöhnen von schwarzen Konkubinen, bis an die Spitze des zweiten Kalifats oder einer arabischen Armee aufzusteigen, wie etwa Umar ibn al-Chattab oder Amr Ibn Al' As (um 580 – 664), der Eroberer von Ägypten. Und im 10. Jahrhundert wurde gar der berühmte nubische Eunuch Abu 'l-Musk Kafur ägyptischer Regent. Dies hinderte jedoch den großen arabischen Dichter Al Mutanabbi (915 – 965) nicht daran, ihm diese verunglimpfende Satire zu widmen:

Nie hätte ich gedacht, einen Tag erleben zu müssen
Wo mir ein Hund etwas Böses antut und dafür gelobt wird.
Genauso wenig wie ich es mir hätte vorstellen können,
Dieses Namens würdige Männer verschwinden zu sehen

Und den Fortbestand des väterlichen Bildes der Großmut
zu erleben
Und diesen Neger mit seinen durchbohrten Kamellippen
zu sehen
Dem dieser feige Söldner Gehorsam leistet.
...
Wer hat je diesen Eunuchenneger Erhabenheit gelehrt?
Seine «weiße» Verwandtschaft oder seine königlichen
Vorfahren?
Oder sein in den Händen des Sklavenhändlers blutendes Ohr,
Oder sein Wert, denn für zwei Groschen würde man ihn
verstoßen?
...
Aber eine Entschuldigung gilt manchmal als Vorwurf –
Und wenn das so ist, weil weiße Hengste
Nicht adlig sein können, wie steht
Es dann um schwarze Eunuchen?

Und der Dichter fuhr fort:

Der, den ich beim Wort nehme, ist nicht der, der euch in
seinem Kerker gefangen hält –
Die Sterblichkeit des schwarzen Sklaven wird durch sein
stinkendes Geschlecht und seine Zähne begrenzt.
Und wenn du an seiner Person und an seiner Situation
zweifelst
Vergewissere dich seiner Rasse.
Derjenige, der für seinen Verdienst zu hoch gelangt ist, kann
sich dennoch nicht von seiner Herkunft losreißen.

Ägypten, über das Herodot sagte, es sei eine Gabe des Nil, ist ein Schmelztiegel verschiedener Völker, deren Urelement schwarz

war, genauer gesagt *khemitisch*. Der Bibel zufolge bevölkerten die Nachkommen von Ham* die südlichen Regionen, und einige biblische Texte betrachten Ägypten als «das Land von Ham» (Psalm 105, 23 – 27). Die Ägypter nannten ihr Land Khemit, was «schwarz» bedeutet und sich auf ihre schwarze Hautfarbe bezog. Nach einer langen unfruchtbaren Polemik gestehen inzwischen fast alle aufrichtigen Ägyptologen ein, dass die Grabstätten in diesem Land seit dem Neolithikum die Präsenz einer schwarzen Bevölkerung erkennen lassen. Und dies, obwohl andere ethnische Gruppen an der Entstehung der «ägyptischen Kultur» mitbeteiligt waren. Seit Beginn des dynastischen Zeitalters schlossen sich andere Bevölkerungsgruppen verschiedener Herkunft den Khemiten an. Das «ägyptische Wunder», das sich vom Neolithikum an bis ins 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung räumlich und zeitlich entfalten konnte, basiert infolge von Emigration oder fortwährenden Invasionswellen auf einem Kontinuum verschiedener ethnischer und kultureller Formen. Als indessen die demographischen Gegebenheiten und das Kräfteverhältnis rund neunzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung zuungunsten der Schwarzen umzuschwenken begannen, ließ Sesostris III. (Pharao um 1872 – 1852 v. Chr.) eine Stele mit folgender Inschrift errichten: «Südgrenze, Bau der Stele im Jahre VIII, unter der Herrschaft von Sesostris III., König von Ober- und Unterägypten, der seit immer und ewig lebt. Jeglichem Schwarzen ist es verboten, diese Grenze auf dem Land- oder Seeweg, mit der Barke oder in Begleitung von Herden zu überqueren, mit Ausnahme derjenigen, die in einem Kontor etwas zu kaufen oder zu verkaufen gedenken. Letztere werden gastlich behandelt, in jedem Falle ist es jedoch jedem Schwarzen für immer untersagt, mit der Barke weiter als bis Heh flussabwärts zu fahren.»

Die arabische Eroberung Afrikas und die Islamisierung seiner Völker änderten auch später nichts am Bild des Schwarzen in der arabomuslimischen Welt. Die Bekehrung der afrikanischen Völker bewahrte sie trotz ihres Status als «Fremde» und als «Neubekehrte» keineswegs vor der Gefahr, nach wie vor als «Beute» zu gelten. Die Araber entwickelten daraufhin eine Art bequemen Ablassbrief, sozusagen die arabomuslimische Version des Fluches über Ham*.

Dabei beriefen sich die arabischen Gelehrten auf die rassische Überlegenheit der Weißen, die sich auf jene Bibelerzählung von Noah und Ham gründete, der zufolge die Schwarzen als «minderwertig» anzusehen und dem Sklavenstand «vorbestimmt» seien. Dieses Konstrukt aus Geschichte und Legende besagt, «die Nachkommen von Ham waren dazu verdammt, die Sklaven seiner Brüder Sem und Japhet zu sein». Dieser Fluch über Ham kam den arabomuslimischen Sklavenhändlern in der Rechtfertigung ihres barbarischen Handels entgegen. Vor dem 12. Jahrhundert wurde diese sehr abstrakt gebliebene Erzählung allerdings nie wirklich mit einer wie auch immer gearteten Vorstellung von Farbe oder Rasse in Zusammenhang gebracht. Vor dem tatsächlichen Aufschwung des Sklavenhandels waren bekanntlich die Darstellungen von Afrika und den Afrikanern in Europa keineswegs abfällig. Die arabischen Gebildeten waren die Ersten, die sich des Fluchs über Ham bedienten, um die Versklavung der schwarzen Bevölkerungsgruppen zu rechtfertigen. Dieses böswillige Konstrukt wurde den schwarzen Völkern wie eine Erblast auferlegt.

Die Geschichte (oder Legende) dieses Fluches betraf in Wirklichkeit die Kinder von Kanaan, die die Israeliten bei der Eroberung des von Schwarzafrika so weit entfernten Gelobten Landes unterwarfen. In der Bibelversion dieser Legende fällt dieser Fluch (Genesis, IX, 1 – 27) auf den jüngsten Sohn und nicht auf die anderen, unter ihnen Kusch, der, so die Überlieferung, der Vorfahre

der Schwarzen wäre. Ursprünglich waren die Kanaaniter Sklaven der Israeliten und mit ihnen verwandt. Ihre Versklavung bedurfte also einer religiösen, ja ideologischen Rechtfertigung. In Wirklichkeit war dies lediglich ein Vorwand: Rassismus und Theologie wurden vermengt, um dem auf arabomuslimischem Boden über die Schwarzen verhängten Status einen überzeugenden Rechtfertigungsgrund zu verleihen. Zudem gab er all jenen freie Hand, die bei der Auslegung der heiligen Texte über das Schicksal der sowohl bekehrten als auch nichtbekehrten Afrikaner zu entscheiden hatten.

In der arabomuslimischen Welt blieb das Farbenspektrum der Sklaverei jahrhundertelang deutlich unverändert. Gestalt verliehen ihm die aus Afrika importierten Schwarzen und die auf der Iberischen Halbinsel bzw. auf den Meeren gefangenen oder auf den Märkten für slawische Sklaven erworbenen Weißen. Der transsaharische und orientalische Sklavenhandel hing eng mit der Verachtung für die Schwarzen und einer der primitivsten und nachhaltigsten Formen des Rassismus zusammen. Das arabische Wort *abid* (oder *abd*), in der Bedeutung Sklave, wurde ab dem 8. Jahrhundert mehr oder weniger zum Synonym für «schwarz». Etliche Werke arabischer Historiker und Geographen waren, wie bereits angeführt, von rassistischen Ansichten über die Afrikaner durchzogen. Der Schwarze, egal ob frei oder versklavt, selbst wenn er eine gewisse Achtung genoss, war anderen Menschen gegenüber nie ebenbürtig. In den arabischen Gesellschaften war es untersagt, die Schwarzen nach ihrer Abstammung zu benennen. Sie wurden lediglich bei ihrem Nach- oder Beinamen genannt.

Längst vor der Einführung der Sklaverei in der Neuen Welt oder der Apartheid in Südafrika wurde in der arabischen Welt eine Rassentrennung zur Diskriminierung der Schwarzen ersonnen, die u. a. dazu führte, dass es verboten war, neben ihnen auf der Straße zu laufen. Chronologisch gesehen war der arabomus-

limische Sklavenhandel einer der ältesten Grundsteine einer Hierarchisierung der «Rassen», der zufolge die bekehrten oder nicht bekehrten Schwarzen stets als minderwertige Wesen behandelt werden sollten. Der französische Forschungsreisende Charbonneau notierte 1677: «Es wird gesagt, die Bekehrung zum Islam sei für die Schwarzen von großem Nutzen, da ein Muslim nie andere Muslime versklave. Diese Immunität galt vielleicht in anderen Ländern, doch im Senegal gewiss nicht.» Es gab, schrieb er, «eine Reihe von muslimischen Gefangenen in den Barackenlagern der Sklavenhändler, darunter einen heiligen Mann und frommen Muslim.»

Dabei hatte der Prophet Mohammed in einem seiner berühmten Hadithe, seiner überlieferten und nachahmenswerten Handlungen und Worte erklärt, dass «der schlimmste Mensch derjenige [ist], der andere Menschen verkauft». In zahlreichen anderen Stellungnahmen erinnerte er an die Pflicht eines jeden Muslims, die Sklaven menschenwürdig zu behandeln, und prangerte diejenigen an, die grausam mit ihnen umgingen. Er bestimmte, dass der bekehrte Sklave, ähnlich wie in den anderen monotheistischen Religionen, in die Gemeinschaft der Gläubigen aufgenommen werden solle. Die Befreiung der Sklaven könne sogar ein ausgezeichnetes Sühnemittel darstellen. So betrachteten manche Muslime, die diesen Empfehlungen gefolgt waren, die Freilassung ihrer Sklaven nach einer gewissen Dienstzeit als ein gottgefälliges Werk. Eine von Abu Messaoul überlieferte Aussage mag dies bestätigen: «Als ich meinen Sklaven schlug, hörte ich alsbald eine laute Stimme: ‹Gott ist dir gegenüber stärker, als du es deinem Diener gegenüber bist!› Ich drehte mich um, erkannte den Propheten und rief aus: ‹Gott zuliebe ist mein Sklave ab sofort frei.› Und Mohammed antwortete mir: ‹Hättest du anders gehandelt, hätte dich das Feuer verschlungen.›» Ibn Omar zufolge wandte sich eines Tages ein Mann an den Propheten mit

den Worten: «Oft habe ich meinem Sklaven nicht verziehen!» Mohammed aber reagierte nicht. Der Mann wiederholte die gleiche Klage zwei weitere Male, ohne ein Wort des Tadels oder einen Rat zu hören. Beim vierten Male endlich rief der Prophet aus: «Vergib deinem Sklaven siebzig Mal am Tag, wenn du die göttliche Güte verdienen willst.» Trotz dieser Empfehlungen interpretierten zahlreiche arabische Gelehrte die Texte weiterhin auf ihre Weise.

Die arabomuslimischen Sklavenhändler hielten nicht einmal die Verträge ein, die mit den zum Islam konvertierten afrikanischen Monarchen abgeschlossen wurden. So richtete beispielsweise der afrikanische König von Bornu, im Norden Nigerias, im Jahre 794 nach der Hedschra*, das heißt um 1391 / 1392 des gregorianischen Kalenders, ein Protestschreiben an den Sultan von Ägypten. Darin beklagte er sich darüber, dass seine Untertanen angegriffen, angekettet und gewaltsam zur Sklaverei gezwungen wurden, obwohl sein Königreich, das sich zum Islam bekehrt hatte, sogar bis auf die Quraych, den Stamm des Propheten Mohammed, zurückgeht. Daher bat er den Sultan inständig um die Freilassung seiner Untertanen, ausnahmslos Muslime, und teilte ihm mit, dass «die arabischen Stämme unser gesamtes Land, das gesamte Bornu geplündert [haben]. [...] Sie haben einige unserer freien Männer gefangen genommen, Männer unseres muslimischen Standes [...]. Sie bemächtigten sich unserer Männer wie einer Ware.» König Zakaria, der neue Herrscher von Makuria, war erbost über das kriminelle Vorgehen der arabischen Menschenjäger, die sein Land überfallen hatten. 831 entsandte er eine internationale Delegation zum Kalifen von Bagdad, um die Beendigung der Verletzungen des Friedensvertrages zu erbitten. Er erhielt aber weder eine Antwort noch Hilfe.

Der schottische Forschungsreisende Hugh Clapperton

(1788 – 1827) begleitete eine Karawane, die Gefangene aus Bornu, wahrscheinlich allesamt Muslime, mit sich führte. Er notierte, dass sie bei einem Halt an einem Brunnen, eine halbe Meile von Mekru entfernt, mehr als hundert menschliche Skelette in der Nähe ihres Lagers entdeckt hatten. Bei einigen war noch die Haut zu sehen. Clapperton vermerkte das offensichtliche Lachen der Araber über seinen Schrecken: «Ach was», riefen sie, «das sind doch nur Neger; verdammt seien ihre Väter!»

Die arabomuslimischen Sklavenhändler hatten den Schwarzen Kontinent bis zum Norden des heutigen Ghana und entlang der noch heute als Grenze zur Elfenbeinküste dienenden Linie mit grenzenloser Verachtung für die dort lebenden Völker durchkämmt. Hier gibt es noch immer die sogenannte Straße der Moscheen, ein Gebiet, in dem die Araber einst die Afrikaner bekehrten. Allerdings diente der Ort als Vorwand, denn hier stellten sie zugleich ihre Sklavenkarawanen in Richtung Dschenné und Timbuktu zusammen.

Ein anderer schwarzer muslimischer Herrscher, den die Haltung seiner arabischen «Brüder» und Glaubensgenossen überraschte, war Mansa Moussa*. Dieser Mandinka-Prinz unternahm im Jahre 704 der Hedschra (1324) nach seiner Thronbesteigung eine Pilgerreise nach Mekka in Begleitung von nicht weniger als 60 000 Trägern, 10 000 Untertanen und 500 Dienern. Mansa Moussa transportierte auf ungefähr vierzig Maultieren mehr als zwei Tonnen Gold in Form von Goldstäben oder -pulver, die er Offizieren, Beamten und Würdenträgern am Hofe des Sultans von Ägypten als Geschenk überreichte. Er hatte sich ebenso wie der Sultan von Ägypten zum Islam bekehrt und wurde von allen afrikanischen Herrschern geachtet und verehrt. Sein Charisma, sein Reichtum, die gute Führung und Organisation seines Reiches waren sogar in Europa bekannt. In vielen Werken der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts war zu lesen: «Es gibt neben dem

obersten Sultan (dem Kaiser von Konstantinopel) vier Sultane in der Welt, nämlich den Sultan von Bagdad, den Sultan von Kairo, den Sultan von Bornu und den Sultan von Mali.» Im Weltatlas, den der Katalane Abraham Cresques 1375 im Auftrage von Karl V., dem König von Frankreich, verfasste, wurde Mansa Moussa, der den Beinamen Rex Melli erhielt, mit einem Goldbatzen in der Hand dargestellt. Doch schien der malische Herrscher trotz seines Reichtums, seiner Macht und seiner Bekehrung zum Islam nicht der unverhohlenen Missachtung zu entgehen, die die Schwarzen bei den Arabern erweckten. Fast wäre es nämlich zu einem diplomatischen Zwischenfall gekommen, als der Sultan von Ägypten von diesem afrikanischen Herrscher verlangte, dieser solle sich vor ihm verneigen. Mansa Moussa fügte sich aber nicht. Die Angelegenheit wurde wahrscheinlich weniger aus Achtung vor dem Rang eines so charismatischen und feinsinnigen schwarzen Herrschers beigelegt als vielmehr durch ein bestechendes Goldgeschenk an den Hof des Sultans.

Aus einem 1955 verfassten Bericht des französischen Botschafters in Saudi-Arabien erfahren wir, dass saudische Sklavenhändler Mittelsmänner nach Schwarzafrika sandten, die sich bei den lokalen Bevölkerungsgruppen als Missionare im Dienste des Islam ausgaben. Diese «Anwerber» täuschten einen edlen Auftrag im Namen reicher arabischer Muslime vor, die zur Vergebung ihrer Sünden hilfsbedürftigen afrikanischen Gläubigen eine Reise nach Mekka schenken wollten. In Wirklichkeit handelte es sich hierbei um eine Falle, denn sobald die naiven Pilger vor Ort waren, wurden sie an Sklavenhändler ausgeliefert.

In den Ländern der gesamten Sahelzone südlich der Sahara (Niger, Nigeria, Tschad, Sudan) bestehen bis heute heftige Spannungen zwischen Arabern, die Nachkommen ehemaliger Anhänger der Sklaverei sind, und den schwarzafrikanischen Bevöl-

kerungsgruppen. Der Sudan, ein sunnitisches und islamisches Land, in dem dreiunddreißig Prozent der Bevölkerung Araber sind, steht im Verdacht, die Sklaverei weiter zu betreiben. Dies umso mehr, als die, wie bereits ausgeführt, durch den *bakht*-Vertrag gebundene Darfur-Region seit dem 7. Jahrhundert im Zentrum eines ausgedehnten und blühenden Handels mit schwarzen Sklaven in Richtung arabische Länder stand. Dieser Handel soll zwischen dem von muslimischen oder christlichen animistischen Schwarzen bevölkerten Süden und dem von muslimischen Arabern beherrschten Norden wieder aufgenommen worden sein.

Seit Jahrzehnten spielt sich hier gewissermaßen vor den Augen einer nahezu gleichgültigen internationalen Gemeinschaft eine ethnische Säuberung ab: der letzte Völkermord des zwanzigsten Jahrhunderts und der erste des einundzwanzigsten. Schwarze Bevölkerungsgruppen werden zu Geiseln mörderischer Konfrontationen zwischen der arabosudanesischen Armee, den Dschanschawid-Milizen (Berittene Teufel) und schwarzafrikanischen Widerstandskämpfern. Seit Beginn dieser Konflikte haben diese hier verübten Massaker mehrere hunderttausend Tote und ebenso viele Vertriebene und Flüchtlinge in den angrenzenden Ländern zur Folge gehabt. Im Sudan ist der Wille, ein Volk auszurotten, seit langem bewiesen. Dieser Bürgerkrieg, der längste der afrikanischen Geschichte, ist ein hochaktuelles Indiz für die Verachtung, die die Araber den schwarzen Völkern entgegenbringen. Diese Problematik kann deshalb nur als Überbleibsel jener Epoche angesehen werden, in der sie die Sklaverei völlig ungestraft betreiben konnten.

Im unabhängigen Mauretanien musste die Sklaverei zweimal offiziell abgeschafft werden: Das erste Mal 1960, das zweite Mal 1980, ein Beweis dafür, dass die Maßnahme nicht nur nicht Teil der Lebensgewohnheiten geworden war, sondern auch, dass diese Geißel hier bis heute fortbesteht. Im Juni 1994 erinnerten

der Amerikanische Bund für den Kampf gegen die Sklaverei und Amnesty International daran, dass es in diesem Land neunzigtausend schwarze Sklaven gibt, die sich nach wie vor in Privatbesitz befinden.

Das Kriterium der Hautfarbe ist in den nordafrikanischen Gesellschaften unverändert das grundlegende Unterscheidungskriterium zwischen Sklaven und freien Menschen: Die Sklaven – oder die sogenannten Nachkommen von Sklaven – sind schwarz und die freien Menschen weiß. In der arabomuslimischen Welt von heute bekleiden nur wenige Schwarze höhere Posten im öffentlichen Dienst. Der Status ihrer Vorfahren und ihre Hautfarbe drängen sie fortwährend in eine *de facto* juristische Unterlegenheit, deren Wurzeln in den einstigen Sklavenhalterpraktiken zu suchen sind. Denn der verhängnisvollste Aspekt der Sklaverei in der arabomuslimischen Welt ist – obgleich über diese Frage anderswo ausführlich debattiert wurde – das Fortbestehen des Mythos der an die Farbe Schwarz gekoppelten Minderwertigkeit. Dies erklärt zumindest teilweise den Rassismus und die Geringschätzung, denen die Schwarzen in diesen Gesellschaften ausgesetzt sind.

KAPITEL III

Die arabische Eroberung Afrikas

Was für ein Unglückstag für Afrika, als die Araber den Kontinent betraten. Denn sie brachten nicht nur ihre Religion, sondern auch ihre Verachtung für den Neger mit...
ÉDOUARD GUILLAUMET

Den Seekarten aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. können wir entnehmen, wie häufig Afrika seinerzeit angesteuert wurde. Europäische oder asiatische Seefahrer gelangten auf ihren Forschungsreisen bis an den Golf von Guinea, den Indischen Ozean und nach Kap Delgado, segelten allerdings nur an der Küste entlang. Denn das Binnenland, ein Hochplateau mit reißenden Flüssen, war schwer zugänglich. Bevor Mungo Park den Kontinent erforscht hatte, stammten die spärlichen Informationen über die Besiedlung des Kontinents von den wenigen an der Küste niedergelassenen arabischen Abenteurern, die mit Stammesfürsten aus Innerafrika Elfenbein und Gefangene gegen andere Waren tauschten. Europäer wagten sich kaum ins Landesinnere, weil die schlammigen und mit Mücken verseuchten Küsten schwer zugänglich waren.

Bis zum Ende des Mittelalters stammten die wenigen Informationen über Afrika von den Geographen der Antike. Der venezianische Seefahrer und Entdecker Alvise Ca' da Mosto (1432 – 1488) besuchte ein einziges Mal Timbuktu. Vor Bartolomeu Dias (1450 – 1500) befolgte kein anderer Seefahrer die Empfehlungen von Marco Polo (1254 – 1324), Indien über die Südspitze zu errei-

chen. Bis auf die Völker der Anrainerländer, insbesondere der im Norden, wusste der Rest der Welt fast nichts über den Schwarzen Kontinent.

Die wenigen Berichte aus der Ära vor unserer Zeitrechnung waren entweder Phantastereien, wie die des Persers Sataspes (470 v. Chr.), der bei seiner Rückkehr von seinem Onkel Xerxes aufgespießt wurde, weil dieser die Geschichte von den «kleinen schwarzen, mit Palmenblättern bekleideten Männern» wenig glaubhaft fand, oder es waren sensationslustige Reisebeschreibungen wie das *Periplus* des karthagischen Seefahrers Hanno (5. Jahrhundert v. Chr.). Er behauptete, eine große Reise unternommen, die Säulen des Herkules (die Straße von Gibraltar) passiert und in Schwarzafrika Kolonien gegründet zu haben. Er gab vor, im Laufe seiner aus rund sechzig Ruderschiffen bestehenden Expedition dreißig karthagische Paare auf der Insel Kerne in der Nähe der senegalesischen Mündung ausgesetzt zu haben. Er brachte Schädel von Gorillas[4] mit, die er am Golf von Guinea gejagt haben wollte. Aber die Erzählungen der Karthager über die «behaarten Männer», das Meer voller Krokodile und die schwarzen Frauen, die sie in Stück gerissen hätten, lassen an ein geschicktes Manöver denken, um ihre griechischen Konkurrenten über die Herkunftsorte des seinerzeit so begehrten Goldes und anderer exotischer Erzeugnisse zu täuschen.

Sicher ist, dass vor unserer Zeitrechnung die Phönizier als Erste die afrikanischen Küsten kannten. Bereits im 6. bzw. 5. Jahrhundert v. Chr. waren sie auf ihren Reisen nach Ophir bis zum Roten Meer vorgedrungen. Auf der anderen Seite hatten sie das Mittelmeer mit den berühmten Säulen des Herkules hinter

4 Anm. d. Ü.: Vom damaligen Dolmetscher als Gorillas bezeichnet; möglicherweise lässt sich das Wort *gorel* ableiten, das in der Sprache der Ful in Westafrika «kleiner Mensch» bedeutet.

sich gelassen und den Atlantischen Ozean erreicht. Ein Text des griechischen Geschichtsschreibers Herodot (um 490 v. Chr. bis 425 v. Chr.) scheint dies zu bestätigen: «Als Necho, König von Ägypten [Spätzeit], die Arbeiten am Kanal zur Umleitung der Nilgewässer in den Arabischen Golf beenden ließ, entsandte er Phönizier auf Schiffen und befahl ihnen, über die Säulen des Herkules und das nördliche Meer nach Ägypten zurückzukehren. Die Phönizier stachen im Eritreischen Meer in See und fuhren durch das südliche Meer. Als der Herbst kam, gelangten sie an die Küste Libyens, legten dort an und säten Weizen.»

Nach den Phöniziern besuchten alexandrinische und chinesische Seefahrer im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Ostküste Afrikas. Einige alte, unlängst entdeckte Schriften lassen jedoch vermuten, dass die Araber ihnen zuvorgekommen waren. Sie machten Sansibar zum bekanntesten Ort dieser Region, was das nahezu vitale Interesse der arabischen Gelehrten für die Geographie belegt. Allerdings erwiesen sich am Anfang ihrer Ansiedlung die räumlichen Zuordnungen als ebenso ungenau und verklärt wie die Beschreibung der afrikanischen Völker. Offensichtlich hatten die Araber nicht so bedeutende Kartographen wie die Griechen und Römer. So wurden in der *Tabula Almamuniana* (Al-Mamoun) von 833 bei der Einordnung der Nilquelle fälschlicherweise die Seen Kereoue und Kurakawas verwechselt. Dennoch zogen sie an Sansibar vorbei und gelangten immerhin bis nach Kilwa, der Hafenstadt an der ostafrikanischen Küste. Sie waren die Ersten, die sich der Südspitze Afrikas näherten und Madagaskar entdeckten.

Ibn Battuta erzählt in seinem Werk «Reisen ans Ende der Welt» von den ersten Expeditionen der Araber in den Sudan und nach Timbuktu und von den ersten arabischen Siedlern aus Mekka, dem Jemen und dem Persischen Golf, die sich vor allem an der so gepriesenen afrikanischen Ostküste niederließen. Durch ihre

Handelstätigkeit, den Export von Gold und Elfenbein und den Import von Stoffen, Seide, Kupfergeräten und Gewürzen waren sie das Bindeglied zwischen Afrika und Asien.

Doch das Vordringen der Araber wurde zum Fluch für Afrika. Der von ihnen im Mittelalter eingeführte Sklavenhandel quer durch die Sahara in Richtung Levante endete offiziell erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts und ging weit über ihre Hoheitsgebiete hinaus. Dazu gehörte auch die von den Omanern kolonisierte Ostregion Afrikas, in der sie ein Sklavenhaltersystem errichteten, das es in dieser Form bislang auf dem Schwarzen Kontinent nicht gegeben hatte. Deshalb soll im weiteren Verlauf der Begriff arabomuslimisch zur Bezeichnung jenes Menschenhandels verwendet werden, den diese Neuankömmlinge in Afrika einführten.

Einige angelsächsische Historiker sprechen von *Muslim connection*, da nicht alle in diesen Handel verwickelten Sklavenhändler Araber waren. Auch Perser, Berber, Türken und Javaner beispielsweise zählten dazu, sie einte lediglich die muslimische Religion. Unterschiedlich hingegen war das Ausmaß ihrer Schandtaten. Die arabischen Händler verkauften schwarze Sklaven bis nach Indien, sodass Mitte des 15. Jahrhunderts der bengalische König mehr als achttausend Sklaven besaß. Berichten zufolge wurden Schwarze ab dem 10. Jahrhundert sogar in China gehandelt. Eine in Java entdeckte Inschrift aus dem Jahre 860 verzeichnet auf einer Dienerliste aus Ostafrika stammende Zanj. Ein anderer Text aus Java erwähnt auch schwarze Sklaven, die ein javanischer König dem kaiserlichen Hof von China als Geschenk überreicht hatte.

Schwarzafrika, das die arabomuslimischen Sklavenhändler im Laufe ihrer Eroberung zerstörten, war anders als die damaligen Vorstellungen vom Küstenstreifen mit seinem ungesunden und für Ausländer oft fatalen Klima bzw. von der Sahara weder

vegetationslos oder karg noch unbewohnt. Zahlreiche Reisende berichteten, dass sie erst Steppen sahen, in denen riesige Gräser wuchsen, dann ausgedehnte Wälder und bestellte Felder, auf denen das Vieh auf reichen und üppigen Weideflächen graste.

Betrachteten die Afrikaner von den Gebirgsgipfeln aus den prächtigen Himmel, so dachten sie, das Ende der Welt und den Beginn der Ewigkeit zu erleben. Seit über fünfzig Millionen Jahren fanden Nashörner, Affen und Elefanten in den urwüchsigen und unberührten Mimosen- oder Akazienwäldern Nahrung, bis sie von den raubsüchtigen Mörderbanden abgeschlachtet wurden.

Die Wälder inspirierten afrikanische Künstler zur Herstellung von Masken und kleinen Statuen wie beispielsweise in den nigerianischen Kulturen, die die enge Bindung dieser Völker mit ihren Gottheiten deutlich werden lassen. Der Afrikaner lebte in dieser Raum-Zeit-Beziehung in Symbiose mit seiner Umwelt, die Reichtümer der Erde erschloss er lediglich zur Sicherung seiner Existenz. Der Ackerbau war Grundpfeiler seiner jahrhundertealten Kulturen.

Der westliche Teil des Kontinents erstreckt sich entlang dem Atlantischen Ozean, der östliche Teil ist dem Indischen Ozean zugewandt. Vier große Flüsse münden in die Meere, darunter der Nil samt seinen zahlreichen Nebenarmen. Daneben gibt es unzählige andere Flüsse. In diesen friedvollen und üppigen Gegenden wuchsen Nutzpflanzen und Bäume aller Art im Überfluss. Jede Ethnie lebte in Einklang mit den Gesetzen der Natur. In Bornu, Logone und Baguirmi lebten maximal sechsunddreißig Einwohner pro Quadratkilometer. Der Senegal mit einer Bevölkerungsdichte von zwei Einwohnern pro Quadratkilometer und Französisch-Sudan mit rund 10 Einwohnern pro Quadratkilometer stellten Ausnahmen dar. Die größte Bevölkerungsdichte gab es

im Innern des Kontinents, auf den Hochplateaus. In diesen Höhenlagen ist das Klima durch die gedämpfte Sonneneinstrahlung milder, die Luft gesünder und der Boden fruchtbarer.

Lange Zeit spielte die Unterwerfung von Völkern in Afrika nur eine untergeordnete Rolle, in vielen Ländern war sie völlig unbekannt. Hier herrschte Frieden, die Gesellschaften waren matriarchalisch und versöhnlich, Feuerwaffen waren ihnen fremd. So entstanden im Laufe von Jahrtausenden bedeutende und hochentwickelte Kulturen. Joseph Cooper schrieb vor einer historisch nicht allzu langen Zeit in seinem Werk *Ein verlorener Kontinent oder Die Sklaverei und der Sklavenhandel in Afrika* (1875): «Als ich die Ufer des Nassau verlassen hatte, gelangte ich glücklicherweise auf einen Boden, den die Sklavenhändler noch nicht betreten hatten. Es war ein neuer und unberührter Landstrich; die Menschen waren, wie an anderer Stelle bereits bemerkt, wirklich gutherzig und gastfreundlich; mit einigen Leinenstücken trugen sie mein Gepäck von Dorf zu Dorf... Kein Volk ist grundlos grausam. Besonders wohlgestaltet ist die Bevölkerung von Nsama. Viele Männer haben einen geradeso ebenmäßigen Kopf, wie man es in einer Gesellschaft von Europäern beobachten könnte. Alle haben schöne Formen, kleine Hände und kleine Füße. In Wirklichkeit glaube ich, ist diese Gebirgs- und Waldregion die wahre Heimat der Neger. Die Frauen des Landes erwecken die Bewunderung der Araber. Sie haben feine, anmutige und wohlgeformte Züge. Meine lange Erfahrung in Zentralafrika hat mir gezeigt, dass sich die von der Sklaverei und dem Sklavenhandel noch nicht verdorbenen Neger durch ihre Gastfreundlichkeit und ihren gesunden Menschenverstand auszeichnen. Am meisten erstaunt mich ihre Ehrlichkeit.»

Bevor die Arabomuslime kamen, besaß jede afrikanische Gemeinschaft ihre eigene Kultur, ein System von religiösen Über-

zeugungen und Bräuchen. Was die Europäer bei den Afrikanern lange als «animistische Religionen» bezeichneten, impliziert in Wirklichkeit den Glauben an eine Unzahl von Geistern, die der materiellen Welt innewohnen. Einige davon treten mit den Menschen im Zustand der Trance oder Besessenheit in Kontakt, wie im Voodoo-Kult. Das Bewusstsein der Vergänglichkeit des Lebens erklärt ihre tiefe Religiosität. Diese Völker, ja ganze Ethnien, entwickelten eigene Glaubensformen, die mit einer spezifischen Religion verglichen werden können. Die spirituelle Dimension ist fester Bestandteil ihres kulturellen Erbes.

Das metaphysische Universum des Afrikaners besteht aus drei mehr oder weniger untereinander verbundenen Welten.

Die erste bildet seine unmittelbare Umgebung, das heißt die um ihn herum lebenden Menschen, das Wasser, der Wind, die Flora und Fauna.

Die zweite gehört einem immateriellen Wesen und nimmt Bezug auf einen verstorbenen Vorfahren, an den sich die Menschen mit ihren Bitten wenden. Es handelt sich dabei um einen in der Regel vor langer Zeit verstorbenen und zu einer Gottheit gewordenen Ahnen oder um einen Naturgeist, der aufgrund seiner Kräfte einen guten oder schlechten Einfluss auf die Lebenden ausüben kann. Denn in einer metaphysischen Dimension sind diese Wesen (oder Vorfahren) nicht völlig, zumindest nicht endgültig entseelt. Sie führen ihre Existenz fort, beeinflussen und prägen die Handlungen der Lebenden. Dieser Glaube drückt sich in der Achtung vor den im Gedächtnis weiterlebenden Toten aus. Die verstorbenen Stammesmitglieder bleiben den Lebenden nahe. Sie werden über zwei oder drei Generationen hinweg von ihren Verwandten beschworen und erhalten Opfergaben auf den manchmal mit deren Gebeinen gezierten Familienaltären. Die Pflege überlieferter Traditionen und Riten sichert das Fortbeste-

hen und die Symbiose zahlreicher afrikanischer Gemeinschaften. Der tiefe Ahnenkult, die Beziehungen, die die Lebenden mit ihren Toten pflegen, sind eine wesentliche Voraussetzung für Wohlstand, Fortbestand und Glück. Der gegenseitige Respekt zwischen den Lebenden war ebenso wichtig wie der zwischen den Lebenden und den Toten.

Die dritte schließlich ist das Reich der Geister, von denen es zwei Sorten gibt: solche, die nichtmenschlichen Ursprungs sind und solche, die einst Menschen waren und zu «Ahnengeistern» mutierten. Diese bewohnen die Lebenden und umgeben sie ständig in Form von Gegenständen aller Art. Es ist ein tiefer Glaube an eine Welt, in der die materiellen Dinge eine Seele oder einen lebendigen Geist besitzen oder mit ihnen in Verbindung gebracht werden. Die daraus entstehenden Rituale sind von großer Bedeutung, da sie als Erbe der Gründerväter verstanden werden.

Jede traditionelle Religion ist eng mit der Identität einer bestimmten Bevölkerungsgruppe verbunden. Proselytismus ist unter den afrikanischen Völkern nicht verbreitet. Historisch gesehen haben die verschiedenen Religionen keinen gemeinsamen Ursprung, die Wege ihrer Verbreitung auf dem Kontinent ließen sich auf einer geographischen Karte nicht darstellen. Das eigentliche Wesen Afrikas ist seine unendliche Vielfalt, daher gibt es keine einheitliche «afrikanische Kultur». Der Schriftsteller Jean-Noël Schifano spricht in diesem Zusammenhang von den «Schwarzen Kontinenten», im Gegensatz zum Schwarzen Kontinent, den es im Singular in Wirklichkeit nicht gibt. Bevor sich in Afrika die großen importierten Religionen wie der Islam und das Christentum durchsetzten, gab es ebenso viele Religionen wie Völker, die allerdings keine schriftlich fixierten religiösen Texte wie die Bibel oder den Koran hinterlassen haben. Die Pflege religiöser Riten oblag im Allgemeinen den Ältesten der Gemeinschaft, die sie

meist in Form von Erzählungen oder Sprichwörtern mündlich weitergaben.

Ibn Battuta, der sich für die schwarzafrikanischen Kulturen interessierte, hatte 1352 den Sudan besucht und die öffentlichen Audienzen des mandingonischen Königs Soliman Mansa aus dem Blickwickel eines ausländischen Reisenden wie folgt beschrieben: «Der Sultan sitzt meistens in einem Alkoven, der über eine Tür mit dem Palais kommuniziert. Auf der Seite des Audienzsaals, dem *michouer*, hat dieser Alkoven drei mit Silberplättchen und darüber drei weitere mit Gold oder feuervergoldetem Silber beschlagene Holzfenster. Diese Fenster ziert ein Vorhang, der an den Tagen der Audienz hochgeschlagen wird als Zeichen für die Anwesenheit des Sultans. Sobald dieser seinen Platz einnimmt, wird eine seidene, mit einem gemusterten Spitzentüchlein ägyptischen Fabrikats versehene Schnur durch das Fenstergitter geführt, und sobald das Volk seiner ansichtig wird, erklingen Trommeln und Hörner [...] Dougha der Dolmetscher, reich gekleidet in Zerdkana und andere kostbare Stoffe, steht neben der Tür zum *michouer*. Seinen Kopf schmückt ein sehr eleganter, nach der Landestracht gewickelter Fransenturban; an der Seite trägt er ein Schwert in einer goldenen Scheide und als Schuhwerk ein Paar Stiefel mit Sporen, ein Privileg, dessen sich bis dato niemand anderes erfreut als er; er hält zwei mit Eisenspitzen versehene Speere in der Hand, einen aus Gold und einen aus Silber. Die Soldaten, Zivilbeamten, Pagen, Messuflit und alle übrigen Personen bleiben vor dem *michouer* auf einer breiten, mit Bäumen bepflanzten Straße ...»

Der deutsche Ethnologe Leo Frobenius (1873–1938) räumte ein, mit den gleichen Ideen wie seine Landsleute nach Afrika gekommen zu sein, die lange Zeit von den Verstiegenheiten Hegels beeinflusst waren, der fest davon überzeugt war, dass die afri-

kanischen Völker lediglich Zuschauer der Weltgeschichte seien. Frobenius, der zwischen 1904 und 1935 mehr als zwölf Expeditionsreisen nach Schwarzafrika unternommen hatte, widerlegte Hegel mit folgender Feststellung: «1906, als ich das Gebiet von Kasai Sankuru betrat, fand ich noch Dörfer, deren Hauptstraßen zu beiden Seiten meilenweit von vier Reihen Palmen gesäumt wurden, und deren Hütten, jede auf charmante Art geschmückt, regelrechte Kunstwerke darstellten. Es gab nicht einen Mann, der nicht eine prächtige Eisen- oder Kupferwaffe trug, deren Klinge nicht mit Intarsien und deren Schaft mit Schlangenleder versehen war. Überall Samt- und Seidenstoffe. Jede Schale, jede Pfeife und jeder Löffel war ein Kunstobjekt [...] War es im Sudan anders? Keineswegs [...] Lange vor dem Islam war die besondere Organisationsstruktur der Staaten des Sudan bekannt, die weise Kunst der Feldbestellung und der Höflichkeit... die Bürgerstände und das Zunftsystem sind in Afrika Tausende Jahre älter als in Europa [...] Es ist eine Tatsache, dass die Forschung in Äquatorialafrika nur jahrhundertealte und intakte Kulturen vorgefunden hat.»

Die arabische Eroberung stürzte diesen Kontinent und seine alten Kulturen durch die blutigen Plünderungen, Massaker, Großfeuer und Verwüstungen in die Finsternis und führte zur Entvölkerung und Unfruchtbarkeit dieser an Gold, Edelsteinen, Gewürzen und Palmen so reichen Erde. Die von Generation zu Generation weitergegebene Lebensenergie erstarb im Zuge des Vormarsches der arabischen Eroberer.

Durch das Treiben der arabischen Menschenjäger wurde das Leben der Menschen in vielen Regionen zur Hölle. Zu Beginn ihrer kriminellen Unternehmungen hatten sich die Sklavenhändler nicht ins Innere des Kontinents vorgewagt; sobald die europäischen Forschungsreisenden den Weg geebnet hatten, begannen

sie, die Bevölkerungsgruppen auch aus Innerafrika zu plündern. Von den Großen Seen bis hin zum Kongofluss mordeten diese unbarmherzigen, mit modernen Gewehren ausgestatteten Räuber wahllos schutzlose Volksstämme, von denen viele im Gegensatz zu den an der Küste lebenden nie Feuerwaffen besessen hatten. Der andere arabische Eroberungszug war indessen bereits über den Norden, den Maghreb, erfolgt.

Nordafrika, das von den Abendländern lange als Barbareskenland bezeichnet wurde, abgeleitet vom griechischen *barbaros*, das sämtliche dem griechisch-römischen Kulturkreis fremde Völker einschließt, umfasst ausgedehnte Ländereien, vornehmlich Wüstengebiete. Seine Einwohner, Barbaresken genannt, waren Räuber, die bis ins 19. Jahrhundert europäische Schiffe im Mittelmeer kaperten. Dabei sparten sie Korsika, Sardinien, die spanischen, französischen, italienischen und griechischen Küsten nicht aus. Die von ihnen gefangen genommenen Europäer wurden entweder den Familien gegen ein Lösegeld zurückgegeben oder versklavt. Auf diese Weise machten diese Barbaresken jahrhundertelang zahlreiche christliche Gefangene. Über sie hieß es: «Die Barbaresken profitierten von den Gefangenen mehr als von geplünderten Waren. Der Christ war plötzlich nicht mehr der Ungläubige, der aus seinem Land herausgerissen wurde, sondern eine Handelsware, die man so schnell und so teuer wie möglich loswerden wollte.» Die katholische Kirche ließ über Jahrhunderte hinweg nichts unversucht, um sie zurückzukaufen. Die Piraterie war einer der Hauptgründe für die Kolonisierung Algeriens durch Frankreich.

Heute zählen unter dem Namen «Groß-Maghreb» neben Marokko, Algerien und Tunesien noch Mauretanien und Libyen zu Nordafrika. Aufgrund ihrer relativen Isolierung und des großen Einflusses des berberischen Kulturelements unterscheidet sich

diese Ländergruppe sowohl von der arabomuslimischen als auch von der schwarzafrikanischen Welt. Die hellhäutige afrikanische, das heißt berberische Ethnie ist im Vergleich zu den wenigen hier lebenden schwarzen Bevölkerungsgruppen zahlenmäßig überlegen. Kulturell lassen sich die Berber in verschiedene Gruppen unterteilen: die Kabylen, Rifkabylen und Tuareg. Die Berber leben auf einer Fläche von insgesamt rund fünf Millionen Quadratkilometern zwischen Marokko und Westägypten. Dieses Gebiet ist so groß wie das gesamte Territorium der Vereinigten Staaten. Bis auf die Tuareg, ein Nomadenvolk, waren die meisten Berber sesshaft. Das bedeutet, dass diese arabisierten Bevölkerungsgruppen Nordafrikas eher afroberberischer denn arabischer Abstammung sind. Ihre Sprachen gehören zur hamitischen Sprachfamilie, die des Mittleren Ostens, Arabisch, Hebräisch und Aramäisch (die Sprache Jesu Christi) dagegen zur semitischen. Heute werden diese Sprachgruppen im Allgemeinen der afroasiatischen Sprachfamilie zugerechnet, zu der ebenfalls die im heutigen Äthiopien gesprochenen Sprachen zählen.

Längst vor der Ankunft der Araber und Türken beherrschten die Phönizier das Mittelmeer. Sie gründeten um 814 v. Chr. die Stadt Karthago, die jahrhundertelang von Kyrenaika (dem heutigen Libyen) bis nach Marokko ihre uneingeschränkte Macht ausübte. Um 200 v. Chr. fiel Karthago in die Hände Roms, das nahezu fünf Jahrhunderte lang seinen Einfluss in Nordafrika behaupten konnte. Zwischen 639 und 642, zur Zeit des umayyadischen Kalifen von Damaskus, fiel der arabische General Amr Ibn Al' As in Ägypten ein. Unter dem Kommando von General Oqba ibn Nafi (622 – 683) gelang es seinen Streitkräften, die byzantinischen Armeen zu schlagen und ihre eigene Herrschaft auf den gesamten Maghreb auszudehnen. Sie gründeten die Stadt Kairouan, mussten jedoch aufgrund der Spaltungstendenzen in-

nerhalb der muslimischen Welt ihre Expansionspolitik für kurze Zeit unterbrechen.

Die Gegenangriffe der berberischen Widerstandskämpfer im Jahre 683 drängten sie allerdings bis nach Ägypten zurück. Es dauerte nicht lange, bis die arabischen Streitkräfte unter dem Kommando des Gouverneurs Hassan zurückkamen. Dieser erneute Krieg währte bis 703 und führte zum Sieg der Araber und zur vollständigen Einnahme Nordafrikas. So begann – nach der Besetzung der Ostküste – die tatsächliche arabische Eroberung Afrikas.

Die Araber und die schließlich zum Islam bekehrten Berber, die nun zu Verbündeten wurden, wagten sich nicht sofort in den subsaharischen Teil des Kontinents vor. Mündlichen, schwer überprüfbaren Quellen zufolge soll es zu jener Zeit den Versuch einer arabischen Militärinvasion im Süden des Kontinents gegeben haben, die allerdings von den in den Wäldern wütenden Tsetsefliegen aufgehalten worden sei. Da sie nicht nur die für den Menschen gefährliche Schlafkrankheit übertragen, sondern auch Pferde töten, endete der Vorstoß der arabischen Invasionstruppen vorerst an den Grenzregionen zur Sahara und zum Teil im Osten Afrikas.

Nach übereinstimmenden geschichtlichen Quellen fiel der Beginn des arabischen Raubzugs in jene Zeit. Aus purem Eigennutz empfahl der fatimidische Kalif in Kairo den aus Arabien kommenden beduinischen Vandalenhorden der Beni Hilal und Beni Soleim die Plünderung der nordafrikanischen Regionen. Im Laufe dieser beduinischen Invasion wurden zahlreiche Juden vertrieben. Glaubt man einigen mündlich überlieferten schwarzafrikanischen Quellen, sollen sich diese mit schwarzen Bevölkerungsgruppen vermischt haben, was unter anderem die Präsenz der in Westafrika ansässigen ethnischen Gruppe der Bafour erklären würde. Rätsel geben auch die Synagogen auf, die in eini-

gen afrikanischen Städten, vor allem in Nigeria erbaut worden sind.

Über Jahrtausende lebten die meisten schwarzafrikanischen, traditionell in sich geschlossenen und konservativen Kulturen im Landesinneren eher autark und geschützt vor äußeren Einflüssen. Nach und nach schlossen sich missionarische Kolonisten und Gelehrte aus dem Maghreb oder dem Nahen Osten den Transahara-Karawanen an und gründeten zunächst in den Oasen, dann in der sudanesischen Sahelzone Kultstätten und Koranschulen.

Diese ersten «Besucher» aus dem Norden ließen sich in Ghana, aber auch in Tekrour nieder, einer Vasallenstadt Ghanas (das heutige Fouta), das von Tukulor, Soninke und vor allem den ersten Wolof aus dem Waalo-Reich bevölkert wurde. In diesem westafrikanischen Gebilde herrschte im 9. Jahrhundert die Dynastie der Diao Ogo, deren Oberhaupt bereits eine aktive Außenpolitik führte. Er importierte hauptsächlich Wolle, Kupfer, Salz und Perlen aus Marokko und exportierte Gold und Sklaven. Die Diao Ogo wurden von der Dynastie der ersten Wolof vertrieben, mit War Diabi N'Diaye als ihrem ersten Herrscher. Dieser Monarch war einer der ersten afrikanischen Führer, die durch den direkten Kontakt mit den arabomuslimischen Kolonisten im 11. Jahrhundert zum Islam übertraten.

Die meisten dieser Arabomuslime oder Maghrebiner waren ursprünglich Flüchtlinge; seit der arabischen Eroberung Nordafrikas standen die Scharifen (Nachkommen des Propheten Mohammed) dauerhaft an der Spitze der drei sogenannten Berber-Königreiche. Sie zwangen den nordafrikanischen Bevölkerungsgruppen ihren Glauben auf. Die Scharifen-Monarchen übten sowohl eine weltliche als auch eine spirituelle Macht aus. Widerstand wurde mit dem Durchschneiden der Kehle bestraft. Das trieb viele in die

Flucht – ins Atlasgebirge oder in die Wüste – und zwang sie zum Nomadentum. Diejenigen, die sich trotz der Willkürherrschaft des Sultans von Marokko und ihrer sklavenähnlichen Lage zum Bleiben entschlossen hatten, vor allem unter Sidi Mohamed Ben Abdallah, waren ständigen Razzien ausgesetzt.

Diese arabomuslimischen Pioniere hatten in Schwarzafrika bereits verschiedene Formen der Knechtschaft erlebt. In der Folgezeit sollten sie allerdings den arabischen Sklavenhändlern bei der Plünderung der lokalen Bevölkerungsgruppen willig zur Hand gehen. Denn nach einigen gescheiterten Eroberungsversuchen arabischer Abenteurer waren die aus Marokko und Mauretanien stammenden Almoraviden die ersten bewaffneten arabomuslimischen Eroberer, die bis ins Innere des Schwarzen Kontinents vordrangen. Sie zerstörten das mächtige Ghana-Reich, in dem bereits Sanhadjscha- und el-Honeihin-Berber lebten, Nachfahren jener Soldaten, die an den ersten missglückten Vorstößen der arabischen Eroberer beteiligt waren.

Das Königreich Ghana, das aufgrund seines Goldes einst reichste Land des Kontinents, rief seit eh und je Begehrlichkeiten hervor. Um 790 dehnte dessen schwarzer König seine Macht auf einige umliegende Bevölkerungsgruppen und auf die goldhaltigen Regionen im Süden aus, um der ausländischen Nachfrage nach Gold gerecht zu werden. Die Eisenwaffen (Schwerter und Lanzen), die im Vergleich zu den Elfenbeinkeulen der Nachbarvölker viel effizienter waren, brachten Ghana seine Vormachtstellung in der Region ein. Die Intensivierung der Handelsbeziehungen mit dem Maghreb sicherte dieser afrikanischen Macht, die inzwischen den Goldhandel der gesamten Region kontrollierte, ab dem 8. Jahrhundert einen beträchtlichen wirtschaftlichen Aufschwung. Das Interesse der Araber für Ghana bzw. Schwarzafrika galt von Anfang an den Goldvorkommen. Der arabische Chronist

Ibn al-Faqih schrieb dazu: «Im Lande Ghana wächst das Gold wie Pflanzen im Sand, es wächst wie Karotten, die man bei Tagesanbruch erntet.» In diesem Zusammenhang bemerkte der afrikanische Historiker Ibrahima Baba Kaké: «Schwarzafrika war für den Maghreb ein Eldorado, das Land des Goldes. So zumindest beschrieben die ersten maghrebinischen oder arabischen Autoren ihren Glaubensbrüdern aus dem Norden das *Bilad-as-Sudan.* Das ghanaische Gold erweckte rasch das Interesse der maghrebinischen Herrscher. Die Verbreitung des Islam war lediglich ein Vorwand für das eigentliche Ziel der muslimischen Expansion in Afrika: die Suche nach dem wertvollen Metall. Deshalb waren die ersten ‹Missionare› des Islam vor den Toren der schwarzen Welt bewaffnet.»

Diese Gier nach Gold ist in nahezu allen arabischen Schriften offenkundig; erwähnt sei in diesem Zusammenhang die legendäre Pilgerfahrt von Mansa Moussa, dem Herrscher des Mali-Reiches. Erst im Laufe der Zeit gewann der Handel mit Sklaven an Bedeutung, bis er schließlich den Tausch gegen das edle Metall ersetzte. Der gesamte Transsaharahandel des Mittelalters basierte auf dem Geschäft mit Gold. Deshalb machten die Araber im 8. und 9. Jahrhundert den Sudan zu einer Handelsdependance des Maghreb und Ägyptens. Sie bezogen Gold, Elfenbein, Häute, Getreide und Sklaven aus Ghana. Im Gegenzug lieferten sie Schmuck, Stoffe, Waffen und Salz. Bis zur Entdeckung Amerikas blieb Ghana weltweit der Hauptlieferant für das kostbare Metall.

Im Jahre 1030 predigten arabische Mystiker einen fundamentalistischen Islam im Maghreb; an ihrer Spitze stand ein gewisser Yaya Ibn Yacine, Stammeschef der Lamtunas, der fest entschlossen war, die sogenannten «animistischen» muslimischen Praktiken in Afrika auszumerzen. Diese verschleierten Lemta und Lemtuna sind die Vorfahren der heutigen Tuareg. Gewöhnlich

lebten sie in Zelten den Senegalfluss entlang und in den sandigen Weiten der Sahara. Nach einem ersten Fehlschlag zog sich Yaya auf eine Halbinsel des Senegal zurück und widmete sich der Meditation in Gesellschaft einiger weniger in Marokko und in der Sahara angeworbener treuer Anhänger, unter ihnen Yaya Ibn Omar und Abu Bakr. Eintausend Männer schlossen sich ihnen an, um von Yaya Ibn Yacine in Religion und im Gebrauch von Waffen unterwiesen zu werden.

Yacine nannte diese Bruderschaft *al muralim*, «Die von der Sammlungsbewegung». Einer anderen Quelle zufolge hießen sie *al-murabitun*, «Die Religiösen». Im Spanischen hießen sie schlichtweg Almoraviden, eine Bezeichnung, die sich aus dem arabischen *ribat*, klosterähnliche Institution, mit der Wurzel r-b-t ableiten lässt, wie im Wort *rabata*, das mit Versammlungsort übersetzt werden kann. Die Almoraviden wurden zu einem militärisch-religiösen Orden, der ab 1042 einen Heiligen Krieg entfachte, um sich der Kontrolle der Goldminen und deren Zugangswegen zu bemächtigen. Denn diese Kriegermönche, die das Ghana-Reich verwüsteten, waren mehr auf dessen Reichtümer denn auf die Bekehrung der Bevölkerungsgruppen erpicht.

An der Spitze einer 30 000 Mann starken Armee unterwarfen diese «braven Leute» sämtliche Provinzen, die der Lehre des Propheten Mohammed abtrünnig waren. 1076 führten sie einen verheerenden Kreuzzug, der mit der Zerstörung von Kumbi Saleh, der Hauptstadt des Ghana-Reiches, endete. Diese einstige afrikanische Großmacht spaltete sich in verschiedene kleine geographische, demographische und kulturelle Gebilde; daraus entstanden unter anderem der Senegal, Mali und Songhai. Die Präsenz der Almoraviden währte zwar nicht lange, dennoch bekehrten sie in dieser Zeit die Völker des Senegal, vor allem die Wolof, die Serere und die Tukulor und bemächtigten sich bei ihrem Abzug des Goldes und machten Tausende Gefangene.

Den Almoraviden folgten nordafrikanische Stämme, die die Razzien gegen schwarzafrikanische Bevölkerungsgruppen ohne Rücksicht auf die religiöse Zugehörigkeit fortsetzten. Offensichtlich waren ihre wirtschaftlichen Interessen, auch wenn sie ihre kriminellen Unternehmungen als Bestrafung der «schlechten» Muslime oder der Heiden religiös rechtfertigten.

In seiner Abhandlung *De l'origine des Nègres d'Afrique*[5] beschrieb Moreau de Charbonneau, der zwischen 1674 und 1677 den Senegal bereist hatte, detailgetreu die rücksichtslose Vorgehensweise der marokkanischen Sekte der Tubena gegenüber den schwarzen Stämmen. Im Grunde brachte die muslimische Religion selbst die Sekte der Assassinen hervor. Diese militante Verbrecherorganisation entstand 1060 in Persien auf Betreiben von Hasan Ibn Al Sabah. Der Name Assassine geht auf den Konsum von Haschisch (arabisch: Gras, Hanf) zurück, mit dem sie sich, so die Beschreibungen der Kreuzritter, berauscht haben sollen. Die militanten Sektenmitglieder operierten zunächst in Persien, in der Türkei, später weiter westlich, bevor sie nach Nordafrika gelangten und Bewegungen wie die der Tubena infiltrierten. Diese «gotteseifrigen» Sklavenhändler und selbsternannten «guten Muslime» überfielen senegalesische Dörfer, beschuldigten deren Einwohner, die sie zur besseren Rechtfertigung ihrer Frevel als «schlechte Muslime» und «sittenlos» bezeichneten, «sich zwar zum Islam zu bekennen, doch dabei Palmwein und Hirsebier zu trinken, während ihre Magier Amulette verkauften. Ihre Frauen verhüllten weder ihr Gesicht noch ihre Brüste. Ihre Männer tanzten unzüchtig zu den Tam-Tam-Klängen. Sie hatten keine Moschee, ehrten ihre Totems mehr als den Koran, verehrten ihre Talismane und Fetische, mit denen sie sich vom Kopf bis zu den Füßen behängten, und die mitunter so

5 Anm. d. Ü.: Über den Ursprung der afrikanischen Neger

schwer waren, dass es mehrerer Männer bedurfte, um sie in den Sattel zu heben.»

Die Führer der muslimischen Stämme Nordafrikas, der Sahara und der Sahelzone bedrängten die zahlreichen schwarzen Volksgruppen der Region durch ihre mörderischen Razzien. Denn die mit Beginn des Mittelalters einsetzende Islamisierung war in den ländlichen Gegenden Nordafrikas nicht immer konsequent verlaufen. Nach wie vor bedienten sich die Menschen je nach Anlass verschiedener religiöser Überzeugungen, so etwa nach dem Verlust einer geliebten Person oder bei einer drohenden Gefahr. Als beispielsweise eine der Frauen des Bey von Tunis starb, erwarben oder plünderten die Standespersonen oder selbsternannte Anwärter schwarze Sklaven und gewährten ihnen auf der Stelle die Freiheit. Häufig folgten Hunderte Männer dem Trauerzug, wobei jeder von ihnen einen langen Stab in der Hand hielt, an dem seine Freilassungsurkunde befestigt war.

Die Sklavenhalter, Berber oder Araber aus dem Norden und Tuareg, gerierten sich gegenüber den schwarzafrikanischen Bevölkerungsgruppen wie Piraten. Sie kamen aus den Tiefen der Sahara, überfielen die senegalesischen oder malischen Dörfer, raubten Frauen und Kinder, die unter unsäglichen Qualen durch die Wüste bis zu den nächstgelegenen Oasen verschleppt wurden. Dieser abscheuliche Handel brachte den im Dienste der Araber stehenden Sklavenhändlern hohe Gewinne. Mehrere Städte der nordafrikanischen Region verdanken dem Handel mit schwarzen Sklaven Reichtum und Wohlstand.

Das Drama des Schwarzen Kontinents bestand darin, dass die Arabomuslime den Sklavenhandel nicht nur seit langem an der Ostküste betrieben hatten, sondern auch, dass sie ihn nach der weltweiten offiziellen Abschaffung im Westen und trotz der Überwachung durch europäische Marineeinheiten weitertrieben.

Die enge Bindung durch eine gemeinsame Religion einte den Schwarzen Kontinent zudem mit der arabomuslimischen Welt.

Die Araber hatten Afrika in doppelter Hinsicht erobert. Die ersten arabischen Invasoren, ausgenommen die Almoraviden, deren Präsenz nicht lange währte, begannen zwischen 615 und 620 n. Chr. mit der Einnahme des ostafrikanischen Sansibar. Auch einige Inder hatten sich in der Region niedergelassen. Die Beziehungen zwischen den Arabern und den lokalen Bevölkerungsgruppen gehen auf die vorislamische Zeit zurück. Im 13. Jahrhundert hatte Marco Polo bereits über diese althergebrachten Handelsbeziehungen zwischen Arabern, Indern und den Völkern der Ostküste, dem Land der Zanj, das er «Sankibar» nannte, berichtet. Bei den Afrikanern hieß die Insel damals Unguja. Arabomuslimische Händler schiitischen Glaubens gründeten hier mehrere Handelsniederlassungen und gaben der Insel einen neuen Namen. Sie nannten sie Sansibar (eine Ableitung aus dem Arabischen zanj und bahr mit der Bedeutung «Küste der Schwarzen»). Sansibar wurde rasch zu einem bedeutenden Umschlagplatz für Sklaven in Richtung Arabisch-Persischer Golf. Diese von Sansibar, Lamu und anderen ostafrikanischen Häfen verschifften oder über den Wüstenweg verschleppten Sklaven wurden nicht in den Westen exportiert, wie es bestimmte Autoren weismachen wollen, sondern allesamt in die arabomuslimische Welt.

Im 19. Jahrhundert erlangte der Seehandel mit schwarzen Sklaven, die nach Arabien, Indien und in andere muslimische Länder Asiens verschifft wurden, seinen Höhepunkt. Nach Sansibar besetzten die Araber Somalia und gelangten bis nach Kilwa Kisiwani. Von den afrikanischen Bevölkerungsgruppen mit offenen Armen empfangen, ließen sie sich hier für längere Zeit nieder, und errichteten Moscheen und Häuser. Auch in Dschibuti und Umgebung wurden sie unvoreingenommen aufgenommen, was

sie jedoch nicht daran hinderte, auch hier ihren verbrecherischen Handel zu treiben, wie Jacques Heers feststellte: «Diese vertrauenswürdigen Männer mischten sich unter die Einheimischen und bildeten hie und da ethnisch gemischte Volksgruppen. Sie waren fromme Muslime, widmeten sich der Bekehrung ihrer Nachbarn und hielten Kontakt zu den Städten und Verladeplätzen an der Küste. Sie schafften über unzählige Routen karawanenweise Hunderte, ja Tausende angekettete Frauen und Männer herbei. Obgleich sie sich mehr oder weniger das Land der Schwarzen erschlossen hatten und mit den Menschen und den Sprachen vertraut waren, hatten sie dem muslimischen Sklavenhandel im Orient seit Beginn des 9. Jahrhunderts einen entscheidenden Impuls gegeben.»

Die Araber ehelichten einheimische Frauen und verbreiteten sowohl ihre muslimische Religion als auch ihre Kultur. Aus dieser eindrucksvollen Verschmelzung mit den lokalen, indisch gefärbten Sprachen und Kulturen entstand die sogenannte Suaheli-Kultur, die nahezu allen Völkern Ostafrikas gemeinsam ist. Der Begriff *suaheli* ist eine Ableitung aus dem Plural des arabischen Wortes *sahel* in der Bedeutung «Küste» oder «Grenze». Diese aus verschiedenen Ländern stammenden Völker weisen gleiche Merkmale auf: sie sind afrikanische Bantu mit arabischen und indischen, aber auch persischen Wurzeln aus der Schiras-Region im Iran. Alle Bewohner der Küstenstadtstaaten Mombasa, Gede, Malindi oder der Inselgruppe Sansibar, der Komoren, Kilwa oder Lamu bilden heute eine blühende und bedeutende Suaheli-Gemeinschaft, die vom Handel mit afrikanischen Waren für die Märkte des Orients lebt. Sie teilen eine verwandte Sprache und eine Reihe gemeinsamer Werte. Die Suaheli-Kultur ist in erster Linie eine städtische, afrikanische und seit der Islamisierung muslimische Kultur.

Nachdem die ersten arabischen Siedler der Region, die ihren verschiedenen Handels- und Sklavengeschäften zunächst ungestört nachgingen, zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1503) unter portugiesische Herrschaft gerieten, wurde Sansibar nach und nach zum wichtigsten Warenlager Ostafrikas und zur Drehscheibe des Handels in Richtung oberer Nil. Zudem waren die kleinen ostafrikanischen Staaten eng mit dem Großmarkt von Sansibar verbunden. Die portugiesische Herrschaft währte nicht lange: Ende des 17. Jahrhunderts wurden die Portugiesen nach zahlreichen Kämpfen von einer weiteren Welle arabischer, diesmal aus dem östlichen Teil Arabiens, nämlich aus dem Sultanat (oder eher dem Imamat) Oman stammender Eroberer verjagt. So herrschte ab 1698 der Sultan von Oman von der Hauptstadt Maskat aus über Sansibar. Die Regierungsgeschäfte überließ er allerdings den Prinzen aus der Said-Familie. Sein Herrschaftsgebiet erstreckte sich über die gesamte Küstenregion, vom Roten Meer bis zu den portugiesischen Besitzungen Mosambiks sowie über das gesamte Gebiet zwischen der Küste und den Großen Seen. Deshalb wird der Name Sansibar unterschiedslos mit der Küste, der Insel und seiner Hauptstadt assoziiert: «Wenn in Sansibar die Flöte erklingt», lautet ein arabisches Sprichwort, «beginnt ganz Afrika der Seen zu tanzen.» Um seine Macht über die Region zu festigen, ließ der Sultan dort, wo in Sansibar die portugiesische Kirche stand, eine Festung errichten. Um 1710 waren hier etwa fünfzig omanische Soldaten stationiert. Es war den Eroberern aus Oman, dem Jemen, dem Hedschas, aus Mekka, Persien und Indien gelungen, die gesamte Ostküste Afrikas einzunehmen. Im Dezember 1840 erklärte der omanische Sultan Sansibar zur Hauptstadt all seiner Besitztümer. So wurde diese Metropole zur Hauptstadt von Oman und Said zum Sultan von Sansibar und Oman. Er ernannte einen seiner Söhne zum Gouverneur von Oman, während ein zweiter die Regierungsgeschäfte

in Sansibar übernahm. Der Sultan kontrollierte auch den Handel und die internationalen Angelegenheiten der gesamten Region. Einige Jahre später, als das omanische Reich zu verfallen begann, erstarkte Sansibar mehr und mehr und zog zahlreiche einflussreiche Händler und Kaufleute an, die sich hier niederließen.

Von einigen Historikern zu stark mediatisiert, wurde die vor der Küste von Dakar liegende Insel Gore zum Symbol des europäischen Sklavenhandels. Papst Johannes Paul II., der die gepeinigten afrikanischen Völker um Vergebung bat, bezeichnete diese Schandtaten als «Verbrechen gegen die Menschlichkeit». Dabei war die Insel Sansibar, ganz zu schweigen von Ouidah in Benin, über ein Jahrhundert das Zentrum eines weitaus größeren Sklavenhandels. Millionen Sklaven zogen durch diese Region, insbesondere durch Stone City, die Stadt mit den anmutigen Korallenhäusern. Bei einer eingehenden Tatsachenanalyse stellt sich heraus, dass sich die um die Abschaffung des Sklavenhandels im 19. Jahrhundert bemühten westlichen Länder lange, absichtlich oder nicht sei dahingestellt (Geopolitik verpflichtet), die Augen vor dem Horror des arabischen Unheils verschlossen haben, dem sie schließlich doch ein Ende setzten. Jahrelang weigerten sich englische Offiziere, die in Richtung Arabien oder Türkei fahrenden Schiffe mit der gebotenen Gründlichkeit zu inspizieren, um die Menschenware aus den Laderäumen zu befreien. So konnten die Sklavenhändler völlig ungestraft agieren.

Die Engländer, die ab 1890 über Sansibar herrschten, hüteten sich, diesem Sklavenhandel zwischen Afrika und der arabomuslimischen Welt Einhalt zu gebieten. Sie rechtfertigten ihre Untätigkeit mit der Größe der zu überwachenden Küsten und den vielfältigen Täuschungsmanövern der habgierigen Sklavenhändler. Doch niemand ließ sich von dieser geschickten Heuchelei täuschen. In Wirklichkeit blieb der Sklavenhandel in Sansibar

ein einträgliches und völlig legales Geschäft. In den Zolltarifen war der «Neger» sogar als Ware unter vielen anderen registriert. Die Begleichung von Ausfuhrzöllen für Sklaven erfolgte am hellichten Tage, sodass der britische Konsul sogar genaue Statistiken über dieses gängige Geschäft liefern konnte.

Vor dem britischen Parlament bekräftigte der Marquess von Salisbury unverhohlen, dass Sukim nicht wie der restliche Sudan von Ägypten abgetreten wurde. Und dies, meinte er, «um den Handel mit afrikanischen Sklaven zu verhindern, die hier oft an Bord gingen, um in Arabien verkauft zu werden». So viel Scheinheiligkeit erstaunte den englischen Korrespondenten in Dschedda (Arabien), der ihn fragte, woher all diese arabischen, mit Ebenholz beladenen *sambouks* kämen, die täglich in den zahlreichen Buchten anlegten, nachdem sie der Überwachung der englischen Kreuzer entkommen waren. Wie kommt es, dass der britische Missionar David Livingstone noch am 2. März 1866, fast zwanzig Jahre nach dem Großen Pakt über die Abschaffung der Sklaverei von 1848, folgende Worte schreiben konnte, wenn der Sklavenmarkt von Sansibar wirklich geschlossen worden wäre: «Haben heute den Sklavenmarkt besucht. Dreihundert Individuen standen ungefähr zum Verkauf: die meisten kamen aus Chiré und Nyassa. Außer den Kindern schienen sich alle ihrer Lage zu schämen: Die Zähne werden angeschaut, die Tücher werden hochgehoben, um ihre Beine in Augenschein zu nehmen, dann wird ein Stock geworfen, um die Gangart des Sklaven zu prüfen, wenn er ihn holt. Einige werden unter Angabe ihres Preises quer durch die Menschenmenge geschleppt. Die meisten Käufer waren Araber oder Perser.»

Livingstone äußerte sich bekümmert über die Lebensbedingungen auf der Insel: «Niemand hier ist gesund. Der Gestank der Abfallhaufen am Strand ist grauenhaft [...] Es müsste Stinkibar,

und nicht Sansibar heißen.» Dieser weitgereiste Mann, der so viel Grauen gesehen und beschrieben hatte, war dennoch entsetzt über seine Erlebnisse in Sansibar. Die schlechten hygienischen Bedingungen förderten u. a. Malaria, Ruhr-, Cholera- und Pockenepidemien, denen 1858 bzw. 1869/1870 ein Sechstel der Stadtbevölkerung und fünfunddreißigtausend Inselbewohner zum Opfer fielen. Der amerikanische Journalist Henry M. Stanley, der zwischen 1871 und 1872 Sansibar besuchte, notierte dazu: «Sansibar ist das ostafrikanische Bagdad, Isfahan, Istanbul; es ist der große Markt, der Elfenbein, Kopal, Ampfer, Häute, wertvolle Hölzer und die Sklaven dieser Region anlockt; hierher führt man die schwarzen Schönheiten von Uhijou, Ugogo, von der Erde, vom Mond und aus dem Lande der Oromo. Die arbeitenden Klassen bestehen aus afrikanischen Sklaven oder Freien.»

So schickten die Araber von Sansibar mit der Duldung der Engländer weiterhin ihre Menschenjäger bis in die entlegensten Ecken des Kontinents. Räuberarmeen durchkämmten im Laufe ihrer ein oder mitunter zwei Jahre währenden Expeditionen ganz Afrika mit Tausenden Gefangenen im Schlepptau, die sie vor den Augen der in Sansibar lebenden Europäer an die Küste brachten. Deshalb plante Bargache, der Nachfolger des 1856 verstorbenen Sultans, die Hauptstadt an einen von der Küste entfernten Ort zu verlegen, nach Dar Es Salam, um den Blicken und dem wenn auch laschen politischen Druck der Briten zu entgehen. Lasch deshalb, weil der größte Sklavenhändler an der Ostküste Afrikas Mitte des 19. Jahrhunderts ein guter «Freund» der Engländer war: Hamed ben Mohamed ben Juma ben Rajad el Murjebi, bekannter unter dem Beinamen Tippu Tip.

Dieser Verbrecher, der sich der selbstgefälligen Untätigkeit der Engländer sicher war, kontrollierte den gesamten Handel im Indischen Ozean. Tippu Tip tauschte Elfenbein gegen Waffen, die er für seine Razzien benötigte. Sklavenhandel und Elfenbein-

geschäfte bedingten einander. Die Rolle, die London im Jahre 1873 als Hauptumschlagplatz für Elfenbein einnahm, erklärt hinreichend die zwielichtige Haltung der Engländer im Kampf gegen den Sklavenhandel. Der unheimliche Tippu Tip, der dabei auf seine Kosten kam, versuchte sich dennoch mit folgenden Argumenten zu rechtfertigen: «Wir kaufen Menschen, weil man uns welche zum Verkauf anbietet und wir sie uns nicht anders besorgen könnten. Für sie ist es allemal besser, in unsere Hände zu fallen als in die feindlicher Stämme [...], die sie niedermetzeln, verhungern lassen und kaputtmachen.» Und so unglaublich es scheinen mag, Stanley selbst zeichnete ein schmeichelhaftes Bild von diesem Schuft: «Er ist ein hochgewachsener Mann mit einem schwarzen Bart, einer negroiden Physiognomie, ein Modell an Energie und Kraft. Er hat ein intelligentes Gesicht, junge Araber, die ihn wie ihren Chef behandeln, bilden sein Gefolge. Mit dem Gebaren eines beschlagenen Arabers und seinen artigen Manieren empfing er mich im Dorf Mwana Mamba, umgeben von seinen Sklaven. Er ist der bemerkenswerteste Mensch, den ich je unter den Arabern, den Suaheli und den afrikanischen Mischlingen getroffen habe.»

Es ist bekannt, und dies mag zur Erklärung gereichen, dass Stanley ein gebührlicher Halunke war, vom gleichen Schlage wie Tippu Tip. Dass Letzterer aber, der inzwischen den gesamten Sklavenhandel beherrschte und unter Beistand seiner Brüder und Anhänger die gesamte Region verheert hatte, von der *Times* in Ehren gehalten wurde, ist verwirrend und lässt uns über die Politik der Engländer nur staunen. Was für sie bezeichnend ist, zumindest wenn es darum geht, Geld zu verdienen. Während der Kolonialzeit hatten sie auch keine Skrupel, den Knüppel sprechen zu lassen, vor allem gegen die westindischen Sklaven. Einer der Gründe, der ihre anfängliche Nachsicht gegenüber dem Handel der Araber in Afrika erklärt, war zweifelsohne wirtschaftlicher

Natur. Denn mit den aus allen Situationen erzielten Erträgen, in denen sie ein doppeltes Spiel betrieben, konnten sie es sich leisten, andernorts schamlos als Menschenfreunde aufzutreten.

Die Engländer stellten sich gerne als Vorkämpfer bei der Abschaffung der Sklaverei dar. Dabei wird jedoch oft vergessen, dass ihre diesbezügliche Haltung eher von ökonomischen denn moralischen Überlegungen motiviert war. Sie waren der Meinung, dass es vorteilhafter sei, die Afrikaner in Afrika zu versklaven als sie in die Neue Welt zu exportieren. Sie seien angesichts der damaligen industriellen Entwicklung nicht nur weniger gewinnbringend, sondern verursachten höhere Kosten (schließlich mussten sie auch ernährt werden!). Der offizielle Tenor begründete die Abschaffung zwar mit moralischen Erwägungen, doch niemand ließ sich täuschen. Das Sklavenhaltersystem wurde in der Tat mit der Zeit immer ineffektiver und unwirtschaftlicher, wie der Volkswirtschaftler Adam Smith bemerkte. England hatte lediglich sämtlichen Veränderungen vorweggegriffen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts führte hier die Industrielle Revolution zu einer Belebung der gewinnbringenden Wirtschaft. Dies brachte einen neuen Wirtschaftszweig zulasten der völlig erlahmenden Landwirtschaft hervor. Diese Umwälzung, die zur Überlegenheit des ökonomischen Denkens führte, kam der englischen Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei zugute.

So konnten bekannte Persönlichkeiten, die sich für die Abschaffung der Sklaverei einsetzten, wie etwa Thomas Clarkson und William Wilberforce von der Clapham-Sekte, mit der Unterstützung durch Geschäftskreise rechnen. Die objektive Interessenübereinstimmung beider Lager war ausschlaggebend für das Verhalten der Abolitionisten im britischen Parlament. Die gleichen wirtschaftlichen Gründe, die den Sklavenhandel hervorbrachten, spielten auch bei seiner Beseitigung mit. Dies veranlasste einen eher anglophoben Beobachter zu folgender

Äußerung: «Eines der eigenartigsten Merkmale der englischen Politik ist diese geschickte Kombination ihres dreifachen Hangs zur Ausbeutung der von ihnen als minderwertig angesehenen ‹Rassen›, zum Handel und zur Philanthropie.» Deshalb konnte der arabomuslimische Sklavenhandel im Indischen Ozean, im Roten Meer und in Ägypten lediglich dank der passiven und heuchlerischen Komplizenschaft der Briten betrieben werden, die der arabischen Besetzung des doch unter ihrer Befehlsgewalt stehenden Schwarzen Kontinents nicht wirklich Einhalt geboten haben. So blieb Afrika weiterhin der entsetzlichen Geißel des Sklavenhandels ausgeliefert, während seine Völker dem Treiben erbarmungsloser Menschenjäger fortwährend ausgesetzt waren. Diese Märtyrer mussten mit ansehen, wie ihre Felder vernichtet, ihre Dörfer zerstört und ihre Familien niedergemetzelt wurden. Überall, wo die Araber die afrikanische Ostküste betraten und kolonisierten, brachten sie Menschenhandel, Entmenschlichung und Sklaverei mit oder entwickelten diese Methoden dort weiter, wo es sie schon gab.

Die arabische Eroberung Afrikas war für die schwarzen Völker ein nicht enden wollender Fluch.

KAPITEL IV

Nach der Eroberung Afrikas: Islamisierung und afrikanische Mittäterschaft

Wenn meine Berichte über den fürchterlichen Sklavenhandel in Oujiji zur Abschaffung des Menschenhandels führen können, wäre dies für mich ein weitaus wichtigeres Ergebnis als die Entdeckung aller Nilquellen.
DAVID LIVINGSTONE

Zu Beginn des islamischen Zeitalters beschränkten sich die Araber zunächst auf die Bekehrung der Bevölkerungsgruppen auf der Arabischen Halbinsel, annektierten dann aber nach und nach die südliche und östliche Küste des Mittelmeeres. Infolge der zahlreichen Eroberungskriege führten sie in diesen Regionen auch die Sklaverei ein und unterwarfen, wie bereits erwähnt, den gesamten Norden des afrikanischen Kontinents. Zunächst dehnten sie im Jahre 711 unter dem Kommando von Tarik ibn Ziyad ihren Herrschaftsbereich auf die von den Westgoten besiedelte Iberische Halbinsel aus. Auf ihrem Rückzug islamisierten sie die afrikanischen Völker. Der lange und schmerzvolle Handel mit den Eingeborenen, der Afrika bis ins 20. Jahrhundert hinein ausbluten sollte, nahm hier seinen Ausgangspunkt.

Im Grunde ist die muslimische Welt seit dem frühen Mittelalter zu einem riesigen Sklavenimporteur geworden. Da das islamische Gesetz die Versklavung von Gläubigen verbietet, mussten nach der massenweisen Bekehrung weißer Sklaven Afrikaner aus

den subsaharischen Regionen geholt werden. Die Entstehung des Islam als Bindeglied zwischen den Kontinenten Afrika, Asien und Europa ist zweifellos eines der wichtigsten Ereignisse der Menschheitsgeschichte. Durch seine rasante Expansion wurden zahlreiche geographisch weit voneinander entfernt liegende Regionen zum Bestandteil der muslimischen Welt. In Spanien schufen die Araber eine glanzvolle Kultur, die in den Emiraten und Kalifaten von Córdoba ihren Ausdruck fand. Ihre Präsenz in Afrika wurde hingegen zum Verhängnis für die schwarzafrikanischen Völker. Von ihren Stützpunkten an der Ostküste und im Norden brachten sie immer neue Gefangene an den Arabischen Golf und in den asiatischen Teil der Türkei, um sie dort wie Vieh zu verkaufen.

Vor der Ankunft organisierter und siegessicherer Truppen agierten die ersten arabomuslimischen Sklavenhändler zunächst ohne die Unterstützung der schwarzen Eliten. Sie bedrohten, plünderten und entführten in abgelegenen Ortschaften lebende Bevölkerungsgruppen. Dabei vermieden sie das Landesinnere und konzentrierten ihre Angriffe auf die Küstengebiete, wie dies vom portugiesischen Historiker Gomes Eannes de Azurara (1410 – 1474) in seiner Mitte des 15. Jahrhunderts verfassten Chronik über die Eroberung Guineas bestätigt wird.

Dem Chronisten Idrisi (1100 – 1165) war die Durchtriebenheit der arabomuslimischen Sklavenhändler aufgefallen. Die Zanj, hatte er beobachtet, fürchteten die Araber so sehr, dass sie sich vor jedem Händler oder Reisenden tief verneigten, ihn mit großer Achtung behandelten und wie folgt begrüßten: «Sei gegrüßt, o Volk aus dem Lande der Datteln!» Denn die ersten Araber, die sich in Ostafrika herumtrieben, hatten deren Kinder mit süßen Datteln aus dem Dorf gelockt, sie gefangen genommen und verschleppt.

Bereits vor der arabischen Kolonisierung von Sansibar entsandte das Oberhaupt der im Golf von Oman gelegenen Insel Kisch seine Schiffe ins Land der Zanj, um Sklaven zu holen. Ferraghit, ein ehemaliger Sklave, der von den Weißen Vätern der katholischen Kongregation freigekauft wurde und später als Sekretär der Anti-Slavery International arbeitete, schilderte die Umstände seiner Entführung durch Araber und Tuareg: «Eines Tages ging ich mit meiner Mutter, meiner Schwester und einigen Leuten unseres Stammes in ein Nachbardorf von Kaffouan, als wir plötzlich von Tuareg-Händlern umringt wurden, die uns mit ihren Dolchen und Stöcken Angst einjagten. Ein Neger, der mit uns war, schrie plötzlich um Hilfe. Er wurde sofort zu Boden geworfen und durch einen kräftigen Stockschlag getötet. Ein alter Schwarzer, den wir mitgenommen hatten, wollte sich verteidigen, schoss einen Pfeil auf die Tuareg, aber die Waffe verfehlte ihr Ziel und stachelte die Wut der Händler nur noch mehr an, sie schlugen mit dem Dolch auf den alten Neger ein und überließen ihn seinem Schicksal. Nachdem sie all jene getötet haben, die schrien oder sich verteidigen wollten, brachten uns diese fürchterlichen Schurken zum Stamm der Bamba. Arabische Händler suchten sich die Stärksten von uns aus. Meine Mutter, für arbeitstauglich und kräftig befunden, wurde sofort vermittelt. Ein grausamer Araber trennte uns von unserer Mutter, ohne dass wir ihr Lebwohl sagen konnten.»

Bald schon gingen die Araber zu einem systematischen, dem sogenannten «fliegenden» oder «Routen»-Handel über, das heißt Menschenjagd durch Waffengewalt. Bereits im 9. Jahrhundert war es ihren Missionaren gelungen, in kurzer Zeit zahlreichen afrikanischen Stammesführern den Islam aufzuzwingen, sie zu unterwerfen oder zu bestechen. Darauf wird an späterer Stelle noch einmal eingegangen, denn die Herrscher des einen oder anderen Königreiches, doch längst nicht alle, waren ohne

jeden Zweifel am arabomuslimischen Sklavenhandel aktiv beteiligt. Der senegalesische Historiker und Autor Boubacar Barry (geb. 1943) schrieb übrigens in seinem Werk *La Sénégambie du VIe au XIXe siècle*[6]: «So nehmen die muslimischen Theokratien ebenso wie die Ceddo-Regime am Sklavenhandel teil, dessen Einfluss in allen Bereichen die wirtschaftliche Stagnation und die sozialen Konflikte in Senegambia verschärft. [...] Der Sklavenhandel blieb über Jahrhunderte hinweg das Monopol der machthabenden Aristokratien, unabhängig von ihrer Zugehörigkeit zu den Ceddo-Regimen oder den Theokratien. Der Handel mit den Sklaven ist insofern ein königliches Monopol, als nur die Aristokratie über das militärische Potenzial verfügt, mit dem sie gegen die Nachbarn Krieg führen kann, um sich Sklaven zu beschaffen oder deren Untertanen zu unterwerfen. Nur die Aristokratie vermag es, Sklavenkarawanen aus dem Landesinnern sicher an die Küste zu bringen, um sie den Sklavenhändlern zu verkaufen.»

Diese arabischen, berberischen oder maurischen Räuber hatten nicht nur die Ära der Menschenjagden eingeleitet, sondern wurden auch deren entschiedenste Vollstrecker.

Mit steigender Nachfrage an Sklaven nahmen die von den Arabern geschürten Konflikte zwischen den Stämmen und die Überfälle auf die Dörfer zu, die, ebenso wie die Islamisierungswelle, erst mit der Ankunft der europäischen Sklavenhändler ein Ende fanden. Die europäischen Menschenhändler folgten dem Beispiel ihrer orientalischen Vorgänger und schlossen ihrerseits einen dauerhaften Vertrag mit denselben doppelzüngigen Stammesführern, vor allem aus den Königreichen der Küste von Dahomey (dem heutigen Benin) und der Ethnie der Fon, die durch Plünderungen in Yoruba- oder Mahi-Dörfern und den Verkauf

6 «Senegambia vom 6. bis zum 19. Jh.» liegt nicht in deutscher Übersetzung vor.

unzähliger Kinder, Frauen und Männer dem Sklavenhandel den Weg ebneten.

Zwischen dem Golf von Guinea und dem unteren Niger erwiesen sich die Fulbe und Tukulor, ein ihnen verwandter Stamm, nach dem Abzug der Almoraviden als wertvolle Gehilfen der Mauren und führten das Islamisierungswerk fort. Diese Pulaar-Stämme unterwanderten das Gebiet entlang des Niger und gründeten mit Eisen und Blut große proselytische Staaten. Dank der *aloufa* (oder Marabouts) setzten sie ihre Missionierungstätigkeit bei den Bevölkerungsgruppen mit «friedlichen» Mitteln fort.

Lange Zeit war der Marabout sowohl Priester als auch Lehrer. Er brachte den Bekehrten die arabische Sprache in Wort und Schrift sowie einige Koransuren bei, aber auch den Hass auf alles, was nicht muslimisch war. Mit seinem Turban, den Sandalen und dem *owon* genannten Gewand war er unverkennbar. Für den Notfall trug er, nach dem Prinzip Zuckerbrot und Peitsche, stets einen Säbel oder ein Gewehr bei sich. Griffen diese Marabouts selbst nicht offen zu Gewalt, so waren sie häufig deren Urheber, vor allem gegen die «Ungläubigen» oder wenn es darum ging, sich Sklaven zu beschaffen. Ein *aloufa*, der sich nur zu Pferd bewegte, um Heiden und anderen Fetischisten zu imponieren, hatte stets eine große Gefolgschaft um sich. Viele afrikanische Würdenträger konvertierten, weil sie sich in der Erscheinung des *aloufa* stark vom Islam angezogen fühlten.

Die eigentliche Islamisierung Schwarzafrikas begann erst im 9. Jahrhundert, doch es dauerte zweihundert Jahre, bis sich – zunächst ausschließlich – die Eliten der westafrikanischen Stammesgebiete und Reiche zum Islam bekannten. Seine Expansion ist jüngeren Datums. Vor der europäischen Kolonisierung war der Islam, abgesehen von einigen wenigen Völkern und ihren Oberschichten, kaum verbreitet, bis er schließlich über die Sa-

hara hinaus auch die großen westafrikanischen Handelszentren und den Sudan erfasste. Nubien und der obere Nil traten erst später über, während das Christentum nur noch in einigen Regionen Äthiopiens verbreitet war.

Mit zunehmender Ausweitung der muslimischen Kolonien und stärkerer Verwurzelung des Islam und der arabischen Kultur in Afrika entwickelten sich hier über einen langen Zeitraum hinweg auch die Methoden der Menschenjagd, der Razzien und der Unterjochung der afrikanischen Völker weiter: 1870 schätzte der deutsche Afrikaforscher Georg Schweinfurth (1836 – 1925) die Zahl der in Ober-Oubangui und Bahr el-Ghazal tätigen arabischen Sklavenhändler auf zweitausendsiebenhundert. Zu Anfang bekannten sich die meisten Stammesführer oder Bevölkerungsgruppen aus rein strategischen Erwägungen zum Islam.

Diese Bekehrungen waren fragwürdig. Einige Chronisten beschrieben Soundiata Keïta*, König von Mali, «gekleidet wie ein großer muslimischer Würdenträger», der jedoch der schwarzen Magie frönte. Trotz ihrer Bekehrung zum Islam verzichteten zahlreiche kleine Herrscher selten auf ihre altüberlieferten Bräuche und andere animistische Überzeugungen. Interessant sind die Aufzeichnungen des arabischen Chronisten, Geographen und Forschungsreisenden Ibn Jobayr (1145 – 1217) über die Menschen, die er nicht ohne Verachtung auf seiner Pilgerfahrt nach Mekka und der Durchquerung des Stammesgebietes der Bujas beobachtete: «Dieser Stamm von Schwarzen ist dümmer als das liebe Vieh und hat weniger Verstand. Diese Leute haben in Wirklichkeit mit einer Religion nur insofern etwas zu tun, als sie Gottes Einmaligkeit beteuern, um ihren Glauben an den Islam kundzutun, aber darüber hinaus ist alles in ihrem fehlerhaften Verhalten und in ihren Doktrinen unerfreulich und unstatthaft. Die Männer und Frauen laufen fast entblößt herum, bekleidet mit einem Tuch,

um ihr Geschlecht zu verbergen, doch die meisten tun noch nicht einmal das! Mit einem Wort, das sind sittenlose Menschen, und es ist also keine Sünde, sie zu verfluchen und bis in ihre Dörfer zu verfolgen, um sich dort Sklaven zu beschaffen.»

Aber am Ende, als sich die afrikanischen Massen aus freien Stücken zum Islam bekannten, wurde der Gott des Propheten Mohammed zugleich der Gott der Fetischisten von Segu, der Fulbe von Massina oder der Ceddo aus dem Senegal. Viele dieser Gesellschaften bewahrten trotz allem ihre Unabhängigkeit. Einige von ihnen entwickelten sich zu großen politischen Gebilden, zu König- oder Kaiserreichen, wie die Mali-, Songhai- und Kanem-Reiche. Dessen ungeachtet teilte der Islam mit den Afrikanern zweifelsohne gemeinsame Werte und Verhaltensweisen: Fruchtbarkeit, Familiensinn, Vormachtstellung des Mannes, frühzeitige Eheschließungen und Polygamie. Dies war jedoch nicht immer so: Über Jahrtausende hinweg herrschte in den meisten afrikanischen Gesellschaften das Matriarchat, ohne dass die Vielehe verbreitet war. Die soziale Struktur des Matriarchats ist nicht, wie einige Ethnologen es zeitweise glaubhaft machen wollten, auf einen äußeren, vornehmlich arabischen Einfluss zurückzuführen. Die Islamisierung der Völker des Schwarzen Kontinents ist im Vergleich zum Matriarchat und zur Polygamie in der Tat jüngeren Datums. Im Zuge der Islamisierung nahmen zahlreiche Gesellschaften des Schwarzen Kontinents vielmehr das Patriarchat an.

Über die Malinke, eine der ersten zu dieser Religion bekehrten afrikanischen Gesellschaften, berichtete der Reisende und Chronist Ibn Battuta Folgendes: «Sie [die Schwarzen] tragen den Namen ihres Onkels mütterlicherseits und nicht den ihres Vaters; nicht die Söhne beerben den Vater, sondern die Neffen, die Söhne der Schwester des Vaters. Ich habe diesen Brauch nirgendwo an-

ders erlebt als bei den Ungläubigen von Malabar in Indien.» Das Matriarchat, das niemals zu Konflikten Anlass gab, wurde stets als ein harmonischer und vervollkommnender Bund zwischen Mann und Frau erlebt. Diese soziale Struktur trug zum Gedeihen dieser traditionell sesshaften Gemeinschaften bei. Vor allem deshalb, schrieb der Historiker Joseph Ki-Zerbo (1922 – 2006) aus Burkina Faso, weil jedem einzelnen Mitglied entsprechend seiner körperlichen Verfassung Alltagsaufgaben zugeteilt wurden. In der Zulu-Gesellschaft zum Beispiel ist dieses System ein altes Erbe der Bantu-Vorfahren, die die Abstammung seit Jahrhunderten einem matrilinearen Modell unterwarfen (die Übernahme eines patrilinearen Systems durch einige abgewanderte bantuphone Varianten kann als ein Epiphänomen betrachtet werden). Die Entwicklung der afrikanischen Gesellschaften hin zum – heute vorherrschenden – Patriarchat geht im Wesentlichen auf den Einfluss der Araber und später der Europäer zurück. Mit Hilfe der muslimischen und christlichen Religion haben diese «Gäste» nach und nach das Patriarchat und zugleich eine für die Frauen unvorteilhafte koloniale Gesetzgebung durchgesetzt.

Das System der Polygamie unterschied sich in Afrika kaum von dem der meisten anderen Gesellschaften in der Welt. Im Gegensatz zu einigen überkommenen Vorstellungen, die darin eine afrikanische Besonderheit sehen, ist sie doch nicht das Merkmal eines bestimmten Volkes. Sie kennzeichnet weder die arabischen noch die europäischen und noch weniger die afrikanischen Völker. In Asien dagegen war sie schon immer verbreitet. Bekannt war sie auch in Griechenland zu Zeiten Agamemnons. Unter der germanischen Aristokratie zu Zeiten von Tacitus war sie gängige Praxis.

Lange Zeit, vom frühen Mittelalter bis zum 10. Jahrhundert, genossen in Afrika nur die Oberschichten das Privileg der Poly-

gamie, das Volk blieb zur Monogamie verpflichtet. In dieser Frage war die Gewährung von Sonderrechten bei den Afrikanern genauso ungerecht wie bei den Griechen und Ariyas.

Dies änderte sich spürbar mit der Ausbreitung des Islam. Die Araber, die die Polygamie zwar nicht eingeführt hatten, hatten dennoch diese Praxis bei allen von ihnen bekehrten Völkern durchgesetzt. So etwa im Senegal, über den der französische Ministerialrat Burdo bemerkte: «Die Wolof kennen die Eheschließung, besonders stolz sind sie jedoch auf die Polygamie. Sie dürfen von Rechts wegen vier legitime Frauen ehelichen.»

Obwohl zahlreiche afrikanische Gesellschaften lange Zeit als kriegerisch bekannt waren, entsandten nur drei Königreiche auch Frauen in den Kampf. Um alle Kräfte in Dahomey zu mobilisieren, kam der Herrscher Guézé (1818 – 1858) auf die Idee, weibliche Kavallerie- und Infanterietruppen zu gründen, die den Namen «Jungfräuliche Amazonen von Dahomey» führten. Diese Einheiten kämpften zunächst in den zahlreichen Sezessionskriegen, die sich Dahomey und Yoruba lieferten. König Behanzin (er regierte zwischen 1890 und 1894) setzte sie später gegen die französischen Kolonialtruppen ein. Im Senegal sandte das Cayor-Reich[7] seine Lingueren (weibliche Verwandte ersten und zweiten Grades des Herrscherhauses) in verschiedene Kämpfe gegen die Trarza-Mauren[8]. Wegbereiter aber war seit langem das Zulu-Reich, das über sogenannte Impis verfügte, das heißt aus jungen Frauen bestehende Regimenter, die sowohl im Kampf als auch in der Logistik eingesetzt wurden. Doch waren dies Ausnahmen. In den meisten schwarzafrikanischen Gesellschaften übernahmen die Frauen friedlichere Aufgaben, die Waffengänge blieben stets

7 Das Cayor-Reich ist ein zwischen den Flüssen Senegal und Saloum gelegenes ehemaliges Königreich des Senegal.
8 Trarza, eine Region im heutigen Südwesten Mauretaniens

den Männern vorbehalten. Deshalb lag die Sterblichkeitsrate der Männer höher als bei den Frauen. Dies mag zum Teil die Verbreitung der Polygamie in diesen Gesellschaften erklären, weil dadurch Witwen und Waisen sozial aufgefangen wurden. Soziologisch betrachtet haben wir es hier mit einem Vorläufer der Patchwork-Familie zu tun.

Diese Institution lebt dank eines anderen, scheinheiligeren, von einem Männerklüngel der modernen afrikanischen Gesellschaften ins Spiel gebrachten Arguments fort, dem zufolge die Monogamie zahlreiche Frauen zeitlebens zur Ehelosigkeit zwingen würde. Vorgetäuschte Großherzigkeit und Mitgefühl sind hier nichts weiter als Doppelzüngigkeit.

Anders als beim Christentum, das im Allgemeinen mit der Kolonisierung und dem Westen assoziiert wird, übernahmen die Afrikaner bald selbst die Verbreitung des Islam. Deshalb galt er fälschlicherweise als typisch afrikanisch. Zudem lebte der Islam von der allen traditionellen Kulturen eigenen mündlichen Überlieferung. Die Schlichtheit seiner Lehre beschrieb ein Gelehrter wie folgt: «Der Islam verdankt seine rasche Verbreitung in Afrika der Klarheit seiner Dogmen, der Anschaulichkeit seiner Gebote und der Gerechtigkeit seiner Gesetze.» So setzte sich paradoxerweise der Islam – eine Nomadenreligion – in Afrika bei den Stammesführern und sesshaften Händlern durch. Allem Anschein nach ließen sich die Stammesführer vom Machtprestige – vor allem seit dem vernichtenden Durchzug der almoravidischen Streitkräfte –, vom Reichtum und den von dieser Religion gepriesenen Freiheits- und Gleichheitsprinzipien beeindrucken.

Doch wie schnell trat Ernüchterung bei den Menschen ein, da mit der Islamisierung der entsetzliche Sklavenhandel hervorgebracht und legitimiert wurde. Von nun an wurde Reichtum mit der Zahl von Sklaven in Verbindung gebracht. Heiliger Krieg und

Menschenjagd wurden zur gewinnträchtigsten Industrie. Die zunehmende Ausbreitung des Sklavenhandels traf Afrika an seinem Lebensnerv. Ganze Agrargemeinden verarmten. König- und Kaiserreiche machten kurzlebigen Despotien und der Willkürherrschaft Platz. So schrieb die guineische Publizistin Aminata Barry: «Der Islam ist die Ursache für die Bruderkriege und die ersten Tränen in Schwarzafrika. Seitdem fanden die Schwarzen vor dem gemeinsamen arabischen Aggressor und dem weißen Sklavenhändler nie wieder zur Geschlossenheit. Ihr Verhängnis ist die mangelnde Fähigkeit, sich zu verbünden.»

Der arabomuslimische Sklavenhandel, der Afrika ausblutete, stand fast ausschließlich unter der Kontrolle der Maghrebiner, die sich zu diesem Zweck mit arabischen Händlern verbündet hatten. Letztere zahlten beim Durchzug ihrer Karawanen den willfährigen afrikanischen Königen den Zehnten.

Sklavenhandel und Sklaverei sind historisch viel älter als der Islam. Auf der einen Seite gemahnte er die Herren zu größerem Wohlwollen gegenüber ihren Sklaven, auf der anderen Seite billigte er de jure die Möglichkeit, Menschen zu unterjochen. Seit Menschengedenken hatten Judentum, Christentum und Islam und andere monotheistische Konfessionen unter dem Vorwand eines Naturgesetzes oder einer obskuren göttlichen Bestimmung die Sklaverei unterstützt.

Die Sklaverei wurde vom heiligen Paulus, vom heiligen Augustinus und von Aristoteles gesegnet und gebilligt. Erst im 19. Jahrhundert begann die katholische Kirche eine Kampagne gegen die Sklaverei, insbesondere die arabomuslimische. Jeder ist sich selbst der Nächste, heißt es doch! Bei den Muslimen erlaubt das islamische Gesetz der Scharia, das sich auf den Koran und die Hadithe stützt, die Versklavung eines jeden Nicht-Muslimen. Gleichwohl erlangte ein konvertierter Sklave nie wirklich die

vollständige Freiheit. Wie die Christen des Frühmittelalters hielten sich die Muslime selten an das Gebot, ihre Glaubensbrüder nicht zu versklaven. So knechteten die Arabomuslime beispielsweise schwarze Muslime unter dem Vorwand, ihre Bekehrung sei erst kürzlich erfolgt. Der Marokkaner Ahmed al-Wancharisi (16. Jh.) ordnete in einer etwas eigenwilligen Interpretation der Korantexte folgende Bestimmung an: «Nur ein Ungläubiger kann versklavt werden. Gibt es aber einen Zweifel bezüglich des Zeitpunktes, an dem ein Mensch zum Sklaven wurde und sich zum Islam bekehrte, kann sein Verkauf oder sein Besitz nicht in Frage gestellt werden.» Weiter hieß es: «Die Bekehrung zum Islam führt nicht zwingend zur Freilassung, da die Sklaverei eine auf den gegenwärtigen oder vergangenen Unglauben zurückzuführende Demütigung ist.» Ein Argument, das die «Soldaten Christi» in der Neuen Welt in Bezug auf die Völker mit der verbrannten Haut aufgriffen, die wohl «in der Gebärmutter zu stark gegart wurden» (Ibn al-Faqih, persischer Geograph des 10. Jahrhunderts). Ferner meinte al-Wancharisi, das die Entscheidung, ob ein Sklave freigelassen werden soll oder nicht, dem jeweiligen Herrn obliege. Das islamische Recht dagegen, das nur von Gläubigen und Ungläubigen spricht, erkennt keinerlei Form von Diskriminierung aufgrund einer, wie man nicht umhinkommt zu sagen, Rasse an. Und im Gegensatz zu den Griechen, insbesondere Aristoteles, verwarfen die ersten muslimischen Rechtsgelehrten die Vorstellung, der zufolge es unter den Menschen von Natur aus für die Sklaverei prädestinierte oder von der Vorsehung bestimmte Rassen gebe.

Der Koran allerdings, der keinerlei Anspielung auf eine besondere Rasse oder Hautfarbe macht, rechtfertigt den Sklavenhandel nicht. Handelte es sich jedoch um Muslime schwarzer Hautfarbe, versuchten die Araber und Maghrebiner – in ihrem rassistischen

und menschenverachtenden Sklavenhaltersystem –, das Unmögliche durch irreführende Argumente in einer geschickt religiös verbrämten Sprache zu rechtfertigen. Unterjochten sie schwarze, zum Islam bekehrte Völker, wurden diese einfach zu Götzendienern erklärt. Derlei Beobachtungen machten General E. Daumas und A. de Chancel, die den Norden des Kontinents mit dem Auftrag bereisten, Erkundungen über die Völker im Süden der Sahara einzuziehen.

1856 hatten sie sich einer Karawane schwarzer Sklavenhändler angeschlossen, die von Metlily in Algerien ins Land der Hausa reiste. Am Ende desselben Jahres veröffentlichten sie ihre Reiseberichte: «Mitten auf dem Platz stand eine riesige Trommel auf dem Boden, auf die ein kräftiger Neger mit einem mit Filz versehenen Stock schlug. [...] Es ist die Trommel des Sultans; sie wird nicht nur gerührt, um die Armee zusammenzurufen. [...] ‹Hier ist der Wille des Serki: Im Namen des Sultans Bellu des Siegreichen, Gott sei ihm gnädig, seid ihr alle, Leute aus Mutanin, dazu aufgerufen, euch morgen bei Sonnenaufgang bewaffnet und zu Pferde, mit ausreichend Proviant hier einzufinden, wo die einen nach Zenfa, die anderen nach Zender auf die Jagd gegen die götzendienerischen *Koholanen*[9], die Feinde unseres Herrn, des glorreichen Sultans, ziehen. – Möge Gott sie verdammen!›» Woraufhin die Soldaten antworteten: «Wir beugen uns dem Befehl des Sultans, es geschehe alles nach dem Willen unseres Herrn und Gebieters!» Am folgenden Tag trafen die Mekhazenia in der Tat pünktlich ein, teilten sich in zwei Gruppen (*goums*), von denen die eine mit dem Auftrag nach Osten und die anderen nach Südwesten zog, um unbewachte Posten zu überfallen und heidnische oder götzendienerische Bewohner zu entführen. Dabei handelte es sich allerdings nur um einfache Bauern, die

9 Anm. d. Übers.: Aus dem Arabischen *al-kohlan*, die Schwarzen.

ihre Felder bestellten. Gleichzeitig gab es Befehle, die ebenfalls als götzendienerisch bezeichneten Koholanen im Landesinnern zu verfolgen. Anschließend wurden die Gefangenen verkauft, der Menschenhändler räumte dem Käufer günstige Bedingungen zur Überprüfung ihres Gesundheitszustandes ein. Es gab sogar ein Rücktrittsrecht von drei Tagen.

Wie bereits erwähnt, unterscheidet der Islam klar zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Erstere dürfen gegen Letztere in den Krieg ziehen und sie versklaven. Dieses Willkürgesetz machte aus den einen die absoluten Herren und aus den anderen eine erbärmliche, jeglichen Rechts beraubte Ware. Zahlreiche bekehrte afrikanische Stammesfürsten erhoben dies zu einem heiligen Prinzip, um den arabischen Sklavenhändlern zu «dienen». So wurde im Namen des Islam, der mithin als ein Monopol der Herren galt, ein gegen die Freiheit gerichtetes und göttliches Pseudo-Gesetz instrumentalisiert, um die Unterjochung des Menschen zu rechtfertigen, die Macht der Herren zu verewigen und sämtliche Aufruhrbestrebungen im Keime zu ersticken. Dem Sklaven wurde eingeschärft, dass sein Heil von seinem Herrn abhängig und sein Zutritt zum Paradies an den Gehorsam ihm gegenüber geknüpft sei. So wurde die Unterwerfung zur religiösen Pflicht erhoben.

David Livingstone sagte über die afrikanischen Völker: «Jeder – unbefangene – Mensch, der sie nicht durch die Sklaverei erniedrigt erlebt, wird von ihrer Intelligenz, von ihrer Arbeit und ihrem Charakter eine völlig andere Vorstellung haben als derjenige, der sie in Knechtschaft herabgewürdigt gesehen hat.» Mit der Ankunft der Araber führten diese Völker jenseits aller ethnischen Unterschiede Krieg gegeneinander. Gefangennahme und Verkauf von Menschen entwickelten sich rasch zu den wichtigsten Ursachen für diese Bruderkriege. Die Afrikaner entführten sich gegen-

seitig Frauen, Kinder und Männer, um sie anschließend auf den Märkten von Kankan, Dialakoro, Keniera usw. zu veräußern.

Die Araber haben viele afrikanische Reiche islamisiert und unter ihren Einfluss gestellt; infolge der Heiligen Kriege verschoben sich immer wieder die territorialen Grenzen. In Wassulu, einem der bevölkerungsreichsten und am stärksten islamisierten Reiche Westafrikas, lebten Bambara und Fulbe zusammen. All diese Reiche, von Bornu bis nach Abessinien über Darfur, Wadai, Sokoto und Wassulu, wurden zu Schauplätzen eines schrecklichen und des wohl verabscheuungswürdigsten Sklavenmarktes im Dienste arabischer Händler.

In allen afrikanischen Ländern, in denen sich die Stammesfürsten zum Islam bekannt hatten, wich die traditionelle Leibeigenschaft im Allgemeinen dem Sklavenhandel und der Sklaverei, die nunmehr einem religiösen Prinzip untergeordnet wurden, das alle Ungläubigen zu Geächteten machte. Und die neuen Konvertiten, einst selbst bezwungen und gedemütigt, strebten nur noch danach, unter ihren götzendienerischen oder heidnischen Landsleuten neue Beute zu machen. Nach der Islamisierung der ghanaischen Bevölkerung durch die Almoraviden gingen die «neuen Muslime», Verbündete der aus Fouta Toro und Silla stammenden Bekehrten, auf Raubzug, um sich mit *lamlam* zu versorgen, mit animistischen Stämmen, die als ungläubig galten. Sie wurden dann in den von den arabischen Händlern eingerichteten *zeribas* verkauft. Diese in Afrika eigens für den Menschenhandel errichteten Vorposten beherbergten umzäunte Quartiere und Warenlager. Hier lebten die *fakis* (muslimische Priester), die selbst in großem Stil mit Sklaven handelten, da sie ein derartiges Gewerbe als ein berechtigtes Beiwerk ihrer Dienstbefugnisse betrachteten. Dabei begingen sie eines der schlimmsten Verbrechen, wie Stanley feststellte. Dreihundert afrikanische Händler verheerten

die Region zwischen dem Kongo und Lubiranzi, die der Fläche nach genauso groß ist wie Irland. Sie versklavten zweitausenddreihundert Menschen. Die älteren Frauen brachen während des Transports unter der Last der Kohlenkörbe und Kassav- und Bananensäcke zusammen. Die jungen Leute trugen Halseisen, die durch Ringe untereinander verbunden waren. Kinder über zehn Jahre trugen Kupferringe an den Beinen, die ihre Bewegung einschränkten. Ketten hielten die Brüste der Frauen und ihre Kleinkinder. So schleppten sich die Sklaven durch die Sahara und den Nil entlang bis nach Arabien.

Dieses Schicksal erlitten die afrikanischen Völker seit der Ankunft der Araber. Die Invasoren haben die Sitten der Menschen pervertiert und friedliche Marktflecken in Höllen verwandelt, wie Kuka, die Hauptstadt des Reiches Bornu, das seinerzeit zum größten Sklavenmarkt Westafrikas wurde, und dessen schwarzer Sultan sich nach seiner Bekehrung selbst als ein mächtiger Sklavenhändler im Dienste der Araber erwies. Ein Staatsbudget im eigentlichen Sinne hatte er nicht, denn sowohl er als auch seine Beamtenschaft lebten vom Handel mit den Sklaven, die auf ausgedehnten Razzien unter den sogenannten heidnischen Bevölkerungsgruppen aus den Grenzgebieten des Reiches sowie unter den eigenen, noch nicht konvertierten Untertanen erbeutet wurden. 1825, als der englische Afrikaforscher Hugh Clapperton (1788–1827) in der Lagune von Lagos anlegte, sah er lediglich einige Muslime, Prediger oder Händler auf der Durchreise. Berichtete Sir Richard Burton zwischen 1861 und 1862 von nur knapp einem Dutzend Muslimen hier, gab es 1865 bereits tausendzweihundert und 1880 sogar zehntausend, die inzwischen siebenundzwanzig Moscheen errichtet hatten.

Dennoch war Bornu eines der ältesten Reiche des Kontinents. Der Boden war fruchtbar und bot üppige Ernten. Hier waren die

Völker der Region, ihre Traditionen und ihre Lebensweise verwurzelt. Vor der Ankunft der Araber wurden auf den lokalen Märkten Waren feilgeboten, die die ausländischen Besucher schätzten, wie etwa Elfenbein, Straußenfedern, Matten, Töpferwaren, Leder und Stoffe aus blauer und weißer Baumwolle. Im ersten Jahrtausend v. Chr. lebten in dieser Region, vor allem in Nigeria, Volksstämme aus der sogenannten Nok-Kultur, die bereits Landwirtschaft und Töpferei betrieben. Tausend Jahre später entstand eine zweite Kultur an den Ufern des Tschadsees, und sehr viel später eine dritte, die Ife-Kultur, im Westen Südnigerias.

Die Bevölkerung von Bornu war geschäftig, klug und kultiviert. Die im Zentrum Bornus lebenden Yoruba wanderten zunächst nach Westen. Anfänglich hatten nur wenige von ihnen den Islam angenommen. Die meisten blieben ihrem altüberlieferten Glauben verhaftet, demzufolge alle Wesen und Dinge beseelt seien. Im Nordosten des Yoruba-Gebietes hatte sich der Islam im 11. Jahrhundert bis zum Kanem-Land und drei Jahrhunderte später bis zu den Ufern des Tschadsees ausgebreitet. Zwischen dem Tschadsee und dem unteren Niger lebten die Hausa, Landwirte und geschickte Handwerker, Sattler, Gießer und Weber, die sich allmählich von den muslimischen Predigern vereinnahmen ließen. Anfang des 19. Jahrhunderts führte Usman Dan Fodio im Gebiet des heutigen nördlichen Nigeria einen Dschihad und unterwarf zahlreiche Hausa-Staaten, die alsbald dem Kalifat, mit Sokoto als Hauptstadt, angeschlossen wurden.

Nur zwei Hausa-Staaten entgingen der Unterwerfung und Bekehrung: Katsina (Hauptstadt Maradi) und Gobir (Hauptstadt Tibiri), die ihren jeweiligen animistischen Glauben bewahrt hatten. Eine andere von den Hausa bevölkerte Region ist Arewa, die sich sowohl des von Osten als auch von Westen kommenden

islamischen Einflusses erwehrte. In Ostnigeria, im Ibo-Land, entwickelte sich im 9. und 10. Jahrhundert eine Kultur, die für ihre mit Blei verzierten Waren aus Kupfer und Bronze bekannt war. Diese in der Region einzigartige, auch nicht mit der Nok-Kultur verwandte Ibo-Kultur war im gesamten Südosten Nigerias verbreitet. Doch die abscheuliche Wunde des arabomuslimischen Sklavenhandels sollte sehr rasch die moralische Kraft der in der Eisenindustrie und Landwirtschaft bewanderten Völker brechen.

Die Ankunft der Araber leitete den Untergang all dieser Kulturen ein. Die arabischen Räuber stachelten die Habsucht und Raffgier der bekehrten Stammesführer an. Sogar der Sultan organisierte Plünderungen, um die für den Export tätigen arabischen Händler zu beliefern. Auch die Thronfolger der Nachbarstaaten von Bornu (Kanem, Wadai, Baguirmi und Sokoto) betrieben Sklavenhandel. All diese muslimischen Stammesfürsten, die nicht daran interessiert waren, einen für sie profitablen Handel abzuschaffen, ersannen, sofern sie die vorbeiziehenden Karawanen nicht direkt plünderten, lukrative Wegezölle, um auf ihre Kosten zu kommen. Im Land der Fellata leitete Ahmadou, Sohn und würdiger Erbe von El Hadschi Omar Seydou Tall, die Menschenjagd unter der Flagge des Dschihad.

Im Innern des Kontinents war dieses Verbrechen im Auftrag der meist animistischen Monarchen Dahomeys noch widerlicher, da sich hier die Mittäterschaft nicht durch die Islamisierung erklären lässt. Diesen blutrünstigen Usurpatoren, die sich an ihre Privilegien klammerten, ging es vor allem um Macht und Prestige, die sich an diesen Orten nur durch das Waffenverdikt sichern ließen. Deshalb «kollaborierten» sie zunächst mit den Arabomuslimen, dann mit den europäischen Sklavenhändlern.

Sie lebten vom Blut, vom Schweiß und der Agonie ihrer Völker. In ihrer Gier ersannen sie immer neue ausgeklügelte und mörderische Methoden.

Ihr Streben nach Macht, symbolisiert durch die Anzahl von Kriegsgeräten und Pferden, zwang sie, immer mehr Sklaven an die Menschenhändler zu verkaufen. Das führte wiederum zu einer Zunahme der kriegerischen Konflikte gegen die Nachbarreiche. Doch schnell gerieten diese afrikanischen Stammesführer durch die Tauschmechanismen des Sklavenhandels in eine Falle. Denn bald führten die internen Kriege, beflügelt durch die Verlockungen des Absatzmarktes, zu einem Überschuss an Sklaven. Schließlich erwies sich die Ankunft der Seefahrer als glückliche Fügung für den Handel dieser von der Sahara weit entfernt liegenden Staaten.

Die in großer Menge zur Verfügung stehenden Sklaven wurden entweder gegen Waffen, Pferde oder Textilien getauscht bzw. mit einer entsprechenden Zahl von *cauris* beglichen, kleinen Schneckenmuscheln, die in diesem Teil des vorkolonialen Afrikas als Zahlungsmittel dienten. Andere Stammesführer tauschten geraubte Menschen gegen Ochsen, Waffen, Stoffe oder jegliche Art von nutzbringenden Gütern. Die Verantwortung, die diese habgierigen Stammesfürsten und anderen geldgierigen Verräter dabei trugen, ist allzu offensichtlich. Besonders tragisch ist die Mitwirkung von einheimischen Potentaten, die sich aus Profitgier wenig um das Schicksal ihrer Landsleute scherten. Nicht nur berberische und ägyptische Sklavenhändler sowie andere ausländische Schurken widmeten sich diesem kriminellen Handel. Unleugbar ist die Mittäterschaft einiger afrikanischer gewinn- und rachsüchtiger Herrscher und ihrer Handlanger, schamloser Agenten und Zwischenhändler, die die von den Arabern gelieferten Gefangenen aus weit entfernt liegenden Gegenden zu profitablen Preisen weiterverkauften. Der Mensch wurde für seinesgleichen

zu einer «interessanten» Ware. Die beteiligten Herrscher trugen unbestritten Mitverantwortung für das traurige Schicksal ihrer Untertanen, deren Schutz ihnen anempfohlen war.

Die traurige Realität ist, dass Schwarze andere Schwarze ausgeliefert haben. Wahr ist, dass kein Volk tugendhafter oder verbrecherischer ist als ein anderes, und dass zumeist schwarze Treiber den arabischen Menschenjägern zur Hand gingen und den Sklavenhändlern schwarze Gefangene lieferten.

Wie in allen Kriegen und in allen besetzten Ländern konnten sich die Sieger der Mitwirkung der lokalen Würdenträger und eines Teils der Bevölkerung versichern, die willens waren, ihre «Brüder» an die jeweilige Besatzungsmacht auszuliefern. Im Laufe dieses arabomuslimischen Sklavenhandels stand Afrika in der Tat unter arabischer Besatzung. Kolonisiert im eigentlichen Sinne waren zwar Nord- und Ostafrika, aber in spiritueller Hinsicht galt dies auch für den Rest des Kontinents, nicht zuletzt durch die Islamisierung seiner Eliten und seiner Völker. Die Geschichte lehrt uns: Sobald es ein Verhältnis von Herrschenden / Beherrschten bzw. Peinigern / Opfern gibt, finden Erstere stets freiwillige oder erpresste Helfershelfer unter den Opfern.

Dieses Phänomen ist unabhängig von Zeit und Raum. Noch heute werden die schwarzen Bevölkerungsgruppen aus dem Darfur von den dschandschawidischen Milizen regelrecht ausgerottet. Doch wird diese ethnische Säuberung, deren Opfer Schwarze sind, von Schwarzen selbst ausgeführt: von dschandschawidischen Söldnern, die im Auftrage der Araber handeln. Damals, in Judäa beispielsweise, waren die Steuereintreiber unter der römischen Besatzung Juden. Auch in jüngster Zeit, während des Zweiten Weltkriegs, konnten sich die Nazis auf jüdische Mittäter stützen. Doch widerspricht es jedem gesunden Menschenverstand, dem jüdischen Volk die Schuld für die eigene

Ausrottung anlasten zu wollen; dieses verbrecherische Unternehmen wurde bekanntlich von einem Haufen Psychopathen ersonnen. In Frankreich wollten weder General de Gaulle – der von seinem Land sagte, es stelle eine geistig-moralische Größe in der Geschichte dar – noch der ehemalige Staatspräsident Mitterrand jemals die Verantwortung des französischen Volkes für die Verbrechen von Vichy anerkennen. Dabei handelten die damaligen französischen Machthaber und ihre Kollaborateure doch nicht im Namen Frankreichs, denn Vichy mit seinen achtunddreißig Millionen Renegaten war nicht etwa Frankreich, sondern ein System innerhalb von Frankreich, wo die Republik und ihre demokratischen Werte, die jegliche Art von Sexismus, Rassismus und Antisemitismus ausschließen, von einer Bande von Opportunisten, Faschisten und Verbrechern «ausgeschaltet» wurde.

Deshalb muss in Bezug auf die Verwicklung der Afrikaner in das schmerzhafte Kapitel ihrer Geschichte, den arabomuslimischen Sklavenhandel, ein offenkundiges Postulat berücksichtigt, anerkannt und akzeptiert werden, dass nämlich die Verantwortung hierfür keineswegs den afrikanischen Völkern, sondern objektiv jenen despotischen und blutrünstigen Monarchen anzulasten ist, die seinerzeit zwar in der Minderheit, doch als willige Komplizen der Sklavenhändler aufgetreten waren. Andernfalls wäre es, als würde man versuchen, nach einer Rechtfertigung zu suchen, um den Römern zu vergeben, dass sie Christus gekreuzigt haben, nur weil es die Mittäterschaft und den Verrat seines «Bruders» und Jüngers Judas gab. Jene afrikanischen Stammesführer und ihre Handlanger unter den Militärangehörigen oder der Zivilgesellschaft waren die einzigen objektiven Verbündeten der Sklavenhändler. Deswegen stand die Zahl dieser Kollaborateure und Renegaten in keinem Verhältnis zu den Dutzenden Millionen Toten oder Deportierten. Die ihrer Heimat beraubten

oder ermordeten afrikanischen Völker sind nach wie vor die Hauptopfer einer einmaligen Tragödie, die einen ganzen Kontinent erfasste. Unabhängig von der Mitschuld und darüber hinaus einer zugleich zweifelhaften und schändlichen Buchführung über die Opfer gebieten es Ethik und Moral, sich angesichts der Abscheulichkeit dieses Völkermordes und der Verzweiflung vor all den Kindern, Frauen und Männern zu verneigen, deren Leben mit einem Schlag und unwiederbringlich zur Hölle wurde. Dem Versuch einiger Autoren, Täter und Opfer in einen Topf zu werfen, sollte der mutige Widerstand zahlreicher afrikanischer Stammesführer und ihrer Untertanen gegen diese Schändlichkeit entgegengestellt werden.

KAPITEL V

Afrikanischer Widerstand

Afrika blutet aus allen Poren.
Ein fruchtbarer Kontinent, der nur Arbeit braucht,
um zu einem der größten Produzenten der Welt zu werden,
musste zusehen, wie seine ohnehin spärliche Bevölkerung tagtäglich
durch Sklavenhandel und Bruderkriege dezimiert wurde.
VERNEY-HOVETTE CAMERON

Im Gegensatz zu den größtenteils islamisierten und im Solde der Sklavenhändler stehenden Eliten leisteten einige charismatische Stammesführer samt ihren Untertanen Widerstand gegen die arabomuslimischen Sklavenhändler. Es waren mutige Männer, Visionäre, oft – mystisch-religiöse – Reichsgründer oder große, abenteuerhungrige Lehnsherren, die den Glauben an ihre Kultur bewahrt hatten und das Vertrauen der afrikanischen Völker genossen.

Kaum erreichten die ersten Araber das Flusstal des Senegal, lieferte manch afrikanischer Herrscher eilfertig seine eigenen Untertanen zum Verkauf. Ende des 17. Jahrhunderts kam es zum «Krieg der Marabouts». Doch war die Bewegung der *toubena* (in der Bedeutung «Bekehrung zum Islam») zu Beginn eher nebulös, weil Stämme aus Marokko, die sich auf die *toubena* beriefen, die schwarzafrikanischen Bevölkerungsgruppen grausam unterdrückten und verschleppten. Ein gewisser Nasir al-Din, der ebenfalls dieser Bewegung angehörte, behauptete gar, er wolle die Schwarzafrikaner zu einer streng religiösen Orthodoxie führen,

um eine breite Widerstandsbewegung gegen die Invasoren und jene Monarchen ins Leben zu rufen, die selbst Sklavenhandel betrieben. Rückblickend ließe sich über seine wahren Beweggründe allerdings streiten. Wollte er tatsächlich die Franzosen aus Saint-Louis im Senegal vertreiben und deren Besatzung zugunsten der arabomuslimischen Sklavenhalter beenden? Zumal seine ehemaligen muslimischen Fulbe-Verbündeten später ein mächtiges Königreich in Futa-Dschalon gründeten, das zum Dreh- und Angelpunkt des arabomuslimischen Menschenhandels wurde. So erklärte Nasir al-Din feierlich: «Gott erlaubt den Königen weder zu plündern, zu töten, noch ihre Völker zu Gefangenen zu machen; er hat sie ihnen im Gegenteil anvertraut, um ihren Fortbestand zu sichern und sie vor ihren Feinden zu schützen. Die Völker sind nicht für die Könige geschaffen worden, wohl aber die Könige für die Völker.»

Im Grunde begann alles im nördlichen, vom Atlasmassiv beherrschten Teil der Sahara, wo die Tuareg ihre Lager aufschlugen, um von hier aus ihre Feldzüge gegen die schwarzafrikanischen Stämme in den Oasen zu starten, die sie bis in den Niger hinein zurückgedrängten. Ganze Bevölkerungsgruppen waren auf der Flucht vor den blutigen Razzien. Sie wurden ihrer Geschichte beraubt und auf ihrem eigenen Boden zu Fremden. So verschwanden die schwarzen Völker aus nahezu der gesamten Sahararegion, und mit ihnen, abgesehen von wenigen Ausnahmen, ihre uralten Kulturen. Doch andere Stammesführer aus der Ostsahara, unter anderem aus der Tubu-Ethnie, verweigerten den Sklavenhändlern den Durchzug ihrer Karawanen und konnten durch ihren Widerstand die arabischen Invasionen erfolgreich zurückdrängen. Auf diese Weise festigten sie ihre Herrschaft.

In Westafrika führte die Bekehrung einiger Könige oder Stammesführer und ihrer Untertanen zu unerwarteten Veränderun-

gen in der soziokulturellen Struktur der afrikanischen Gesellschaften. So wurde der Islam ungewollt zur geistigen Stütze einiger großer Widerstandsbewegungen. Während die europäischen Nationen seit Mitte des 19. Jahrhunderts offiziell den Sklavenhandel bekämpften, trieben die Arabomuslime ihr Unwesen weiter. Paradoxerweise trug das «Misstrauen» der Kolonialherren und der Missionare gegenüber dem Islam wesentlich zu seiner Verbreitung bei. Muslimische Gelehrte, wie der senegalesische geistliche Führer Cheikh Ahmadou Bamba (1853 – 1927), waren dank ihres Glaubens nicht in die Abscheulichkeiten des arabomuslimischen Sklavenhandels verwickelt. Er trennte das Spirituelle vom Irdischen, in das sich zahlreiche afrikanische Stammesführer oder Lehrmeister verloren, weil sie sich in den Niederungen existenzieller und moralisch verderblicher Ideen bewegten. Er rief seine Gläubigen dazu auf, sich Gott durch geweihte Arbeit zu nähern und jegliche materialistischen Werte der Welt zu verwerfen. Er distanzierte sich nicht nur von den Dschihadisten (meist Sklavenhändler), sondern bekämpfte gleichermaßen die französische Kolonialbesatzung im Senegal. Die Exzesse des Kolonialsystems und die Missachtung der doch von der Französischen Revolution hervorgebrachten humanistischen Prinzipien trieben einen Großteil der Senegalesen in die Hände der von Cheikh Ahmadou Bamba gegründeten Sufi-Bruderschaft Muridiyya. Dieser Pazifist stellte die Kolonialbehörden in zweierlei Hinsicht vor eine Reihe von Problemen. Einerseits, weil der Muridismus, eine islamisch geprägte Religion, Millionen Gläubige anzog, vor allem Landarbeiter im Erdnussanbau, dessen Erträge das wichtigste Exportprodukt der Kolonialherren war. Andererseits hatten sie in Cheikh Ahmadou Bamba, einem frommen und weisen Muslim, keinen klassischen Gegner, der sich durch Waffengewalt bekämpfen ließ.

Gestützt auf die friedlichsten Gebote des Islam, kam dieser Mann lange vor Mahatma Gandhi und Martin Luther King zu der Überzeugung, die Kolonialmacht durch einen gewaltlosen Widerstand bekämpfen zu müssen, den er selbst «den geistigen Widerstand durch Gewaltlosigkeit» nannte. Dem Kolonialsystem mit all seinen Intrigen, Täuschungsmanövern, Vergeltungsmaßnahmen und Dekulturationsmethoden stellte er einen unverrückbaren religiösen Glauben und einen besonnenen und gewaltlosen Kampf entgegen. Cheikh Ahmadou Bamba war vor allem ein ehrenhafter und selbstloser Mystiker. Sein Gesellschaftsprojekt beruhte auf Brüderlichkeit und gegenseitigem sozialen Beistand und schloss jede Form von Gewalt- und Zwangsanwendung aus. Er sprach jeglicher Machtinstanz das Recht ab, über das Leben eines Menschen zu verfügen, da dieses Privileg einzig dem Allmächtigen zukomme. Als höchste Unwissenheit bezeichnete dieser entschiedene antirassistische Kämpfer den Hass auf Menschen, die schwarz, weiß oder gelb geschaffen wurden, weil sie sonst, folgte man der gleichen Logik, aus ebendiesen absurden Gründen auch das Recht hätten, Andersfarbige zu verachten.

Die Muridiyya, obgleich islamisch inspiriert, ist die erste große – alle ethnischen Grenzen überwindende – schwarzafrikanische Religion, die ihrem Wesen nach und von Anbeginn eine Art geistigen und militanten Widerstand gegen jeglichen von außen kommenden Versuch der Entfremdung in sich barg. Dies war das Zeichen einer islamischen Erneuerung und Wiederbelebung der schwarzafrikanischen Identität, die der Kolonialbehörde am Ende ernsthaft zu schaffen machte. Deshalb erließ der französische Gouverneur einen Haftbefehl gegen Cheikh Ahmadou Bamba und verbannte ihn auf eine gabunische Insel. Dort hatte er Gelegenheit zum geistigen Gedankenaustausch mit einem seiner Mitgefangenen, dem Widerstandskämpfer Almamy Samory Touré, der allerdings ein notorischer Sklavenhändler war und einen

langen Heiligen Krieg in Westafrika geführt hatte. Hatte sich Letzterer ebenso wie zahlreiche andere muslimische Stammesführer wie etwa El Hadschi Omar, Usman Dan Fodio und andere Geistliche des Islam zur eigenen Bereicherung bedient, so sah Cheikh Ahmadou Bamba seine Aufgabe vor allem darin, seine Anhänger vor der Verführung durch die Korruption zu warnen und von der Bedeutung der eigenen Arbeit für die Selbstverwirklichung zu überzeugen.

Nach acht Jahren Gefangenschaft in Gabun kehrte er in den Senegal zurück, wo er bis zu seinem Tode 1927 unter Hausarrest stand. Seine letzten Worte lauteten: «Ich verzeihe allen meinen Feinden. Sie gehören nicht mehr zu meiner Welt.» Sein Mausoleum befindet sich in Tuba. Dieses afrikanische Mekka wurde, zusammen mit Labilela in Äthiopien, eine der heiligen Stätten des Schwarzen Kontinents. Der Kampf des Muridiyya-Papstes gehört zu den wenigen Beispielen, wo die Islamisierung weder zur Pervertierung der geistlichen Oberhäupter und der lokalen Stammesführer noch zur Irreführung der afrikanischen Völker geführt hat.

Ein anderer religiöser Widerstandskämpfer, der dank seines Charismas und seiner Weisheit zu einer Leitfigur wurde, war der Gelehrte Ahmed Baba (1556 – 1627) aus Timbuktu*. Obgleich er ein eifriger Muslim war, widerlegte er den Fluch von Ham im gesamten Songhai-Reich und prangerte den von den muslimischen Nationen betriebenen transsaharischen und orientalischen Sklavenhandel heftig an. Dieser afrikanische Rechtsgelehrte bezeichnete den Menschenhandel als eine Tragödie. Er selbst geriet zeitweise in marokkanische Gefangenschaft. Problematisch bei ihm war, wie seinerzeit bei vielen anderen muslimischen Gelehrten oder Juristen, dass er die Sklaverei an sich nicht in Frage stellte. Statt diese Geisel auszurotten, strebten viele bekehrte

Stammesführer vielmehr danach, ein juristisches und religiöses System zur Rechtfertigung des Sklavenhandels zu errichten, um es sich besser dienstbar zu machen. So schrieb Ahmed Baba: «Selbst wenn man zugestehen mag, dass Ham der Vorfahre der Schwarzen ist, so ist Gott doch zu barmherzig, um Millionen Menschen für die Sünde eines einzigen zu bestrafen. Nicht die Rasse ist Quelle der Sklaverei, sondern der Unglaube. Jeder Ungläubige, ob weiß oder schwarz, kann unterjocht werden; aber keinem Muslim, ob schwarz oder weiß, kann dies widerfahren.» So entwickelte dieser von seinen Landsleuten sehr geschätzte Gelehrte eine Art «religiöse Ethnographie», die selbst unter den schwarzen Völkern Muslime von Heiden unterschied. Er untersagte die Gefangennahme der Ersteren, gestatte sie jedoch, wenn es um Letztere ging. Nahezu zweihundert Jahre lang, im 18. und 19. Jahrhundert, bedienten sich viele afrikanische Führer, darunter Usman Dan Fodio oder El Hadschi Omar, dieser Unterscheidung für die Rechtfertigung solch verheerender Heiliger Kriege wie in Sokoto im Norden des heutigen Niger.

Viele bekehrte afrikanische Bauern aus den Stämmen der Fulbe, Manding, Yoruba, Hausa oder Wolof wurden gebrandschatzt und nach Brasilien deportiert, wo die Sklaverei erst später abgeschafft wurde. Sie waren Erben großer Kulturen des Ghana-, Mali-, Songhai- (am oberen Niger) oder Segu-Reiches. Viele von ihnen hatten in ihrer Heimat einen militärischen, politischen oder kulturellen Hintergrund. Wie alle ostafrikanischen gebildeten Muslime hatten sie die Koranschule besucht und waren den oft des Lesens und Schreibens unkundigen portugiesischen Herren geistig oder als Kenner der Viehzucht und Metallverarbeitung auch handwerklich überlegen.

Bei einem Aufstand in Bahia 1835 musste der örtliche Polizeichef, Doktor Francisco Gonçalvès, seinen Vorgesetzten mitteilen,

dass «die meisten aufständischen Schwarzen lesen und schreiben [können], allerdings in einer mir unbekannten, doch dem Arabischen ähnlichen Sprache.» An jenem 25. Januar 1835 hatten die revoltierenden Yoruba-Sklaven binnen weniger Stunden die Stadt Salvador da Bahia verwüstet. Doch lange vor diesem Aufstand hatten die meisten Sklaven geistigen Widerstand geleistet. Sie schöpften ihre Kraft aus dem Islam, insbesondere aus dem Glauben an seine Überlegenheit gegenüber der Religion der portugiesischen Herren, die sie als *yéffer* («Ungläubige» oder «unreine Heiden»), *pakhés* («Unbeschnittene») oder als Höllenwild betrachteten. So stieß die Dekulturation, die – durch die «Entnegerung» und durch eine falsch verstandene Assimilierungspolitik – bei vielen afrikanischen Deportierten in den Vereinigten Staaten und auf einigen karibischen Inseln mehr oder weniger funktioniert hatte, in Brasilien auf einen wirkungsvolleren spirituellen, vom Islam genährten Widerstand. Zweifellos, weil die Unterdrücker an diesem Ort der Unterjochung keine Araber waren. Auf islamischem Boden, im Irak beispielsweise, beriefen sich die afrikanischen Aufständischen allerdings auf andere Werte.

Im Süden des Kontinents widersetzten sich Shaka Zulu und all seine Nachfolger dem Vordringen der Sklavenhändler. In der Tradition der südafrikanischen Völker gab es keine Sklaverei. Trotz vieler Versuche sollte es den Portugiesen nie gelingen, ihnen ihren schändlichen Handel aufzunötigen.

Die vom Bedürfnis nach Einheit getragenen südafrikanischen Stammesführer schlossen die schwächsten Stämme zu einem wirtschaftlichen und politischen Bündnis zusammen, um ihnen Beistand und Schutz zu gewähren. Die afrikanischen Führer verschiedener Bundesstaaten integrierten die Kriegsgefangenen in ihre jeweilige Gemeinschaft oder tauschten sie gegen Vieh. Erst die in Kapstadt lebenden europäischen Siedler importierten ab

Ende des 17. Jahrhunderts Sklaven in großer Zahl vom Golf von Guinea, aus Madagaskar, aus Angola und Java.

In einem Schreiben aus dem Jahr 1868 berichtete der deutsche Afrikaforscher Richard Brenner (1833 – 1874) von Gerüchten, denen zufolge die zum Nyassa-See führenden Sklavenstraßen von aufständischen Stammesführern gesperrt und für die arabischen Sklavenhändler unpassierbar seien. Auch die Massais, ein ursprünglich umherziehendes Hirtenvolk aus dem Süden von Dana und Nachbarn der Oromo, waren seinerzeit als gefürchtete Krieger bekannt, die die an den Küsten gelegenen Niederlassungen der Araber bedrohten. Ebenso die Vadoes, ein Bauernstamm, der seine bestellten Felder aufgegeben hatte, um sich in der Gegend vor Sansibar anzusiedeln und an der Seite der Oromo gegen die arabischen Sklavenhändler in einen unbarmherzigen Krieg zu ziehen. Den Griots zufolge kam es häufig zu spontanen Widerstandsaktionen. Die aufständischen Bevölkerungsgruppen warteten nicht immer auf einen Befehl oder das Kommando eines Anführers, um ihre Freiheit zu verteidigen. Die Auflehnung vieler Frauen und Männer erfolgte zuweilen unter dramatischen Bedingungen.

Nördlich von Senegal und in Mauretanien lebten arabophone Mauren, die, wenn sie nicht gerade mit Baumharz handelten, die umliegenden Regionen plünderten, um sich Sklaven zu beschaffen. Hierüber schrieb der französische Dominikaner Pater Jean Baptist Labat (1663 – 1738) Folgendes: «Der Herr Brüe wurde darüber in Kenntnis gesetzt, dass es während des Gummihandels oft zu beträchtlichen Unruhen kam, weil die Mauren, allesamt selbstverständlich große Diebe, tagsüber das Gummi doppelzentnerweise beim Wiegen und des Nachts aus den Hütten, wo es gelagert war, entwendeten; und dass die Beamten, um nicht mit ihnen an erster Stelle [sic] zu bleiben, darunter litten, dass deren

Diener ihre Ledersäcke, in denen das Gummi herangeschafft wird, aufschnitten; und es nicht erlaubten, wieder aufzuheben, was sie herausgenommen hatten. Jedes Jahr führten die Mauren am Ufer der Schwarzen Razzien durch. Sie griffen einige Dörfer der Waalo, Cayor oder Jolof überraschend an, setzten sie in Brand und kehrten mit ihrer lebenden Beute zum Umschlagplatz zurück. Man sah Reiter mit Kindern in den Armen oder vorne auf dem Sattel; ihnen folgte die Mutter, sofern sie nicht im Feuer umgekommen war, an den Schwanz des Pferdes gebunden.» Im November des Jahres 1819 gaben sich senegalesische Frauen, die von der extremen Grausamkeit dieser maurischen Sklavenhändler erfuhren, reihenweise den Tod, um nicht lebend in die Hände der Häscher zu fallen.

Zuerst gab eine Frau diesen Heldinnen das Signal: «Die Mauren! Die Mauren sind da! Sie kommen! Ich habe am Ufer des Guiers-Sees gesehen, wie sie durch das Schilf liefen. Eine ganze Armee von Mauren! Eine Truppe von Tukulor unter Führung von Amar Ould Mokhtar ist auch dabei! Sie überqueren gerade den Fluss und kommen auf uns zu!» Alsbald beschlossen die Frauen, den Widerstand gegen die aus der Wüste kommenden Reiter mit dem Turban zu organisieren.

Die Autorin und Journalistin Sylvia Serbin erzählt in ihrem Buch «Königinnen Afrikas» die ergreifende Geschichte dieser Frauen, die ihre kleinen Kinder in der Obhut der größeren auf die Nachbarfelder schickten, damit sie sich hinter den hochstehenden Hirsehalmen versteckten. Dann liefen sie in ihre Hütten, und kamen in Boubous und Pluderhosen heraus, die entweder einem Gatten, einem Vater oder einem Bruder gehörten, die Haare unter einer Herrenmütze verborgen. Sie ergriffen alles, was ihnen zur Verteidigung dienen konnte, Buschmesser, Lanzen, Knüppel oder richtige Gewehre, die sie wohl zum ersten Mal in der Hand hielten. Sylvia Serbin beschreibt uns, wie sich diese Eintagsama-

zonen mit verzweifelter Energie schlugen. Mägde, Bäuerinnen, Aristokratinnen, Junge und Alte leisteten, einzig von ihrem Mut beflügelt, den Sklavenhändlern einen heldenhaften Widerstand.

Die Griots, Chronisten der afrikanischen Geschichte, versichern in ihren Lobgesängen, dass diese außergewöhnlichen Frauen und mutigen Widerstandskämpferinnen an jenem Tag mehr als dreihundert Mauren getötet haben. Zwar fühlte sich der Anführer der Mauren von den Frauen gekränkt, doch wusste er, dass sie trotz ihrer Tapferkeit diesen ungleichen Kampf nicht lange durchstehen würden. Um dennoch einen guten Preis auf dem Sklavenmarkt herausschlagen zu können, beschloss er, seine «Ware» nicht zu verletzen, später wiederzukommen und sie sich lebend zu holen. Die Frauen von Waalo, die den Ernst der Lage verstanden hatten, fühlten sich verloren. Sie waren am Ende ihrer Kräfte und konnten einem zweiten Angriff kaum standhalten.

Viele Widerstandskämpferinnen fanden den Tod; der Bote, der Hilfe holen sollte, wäre ohnehin zu spät gekommen. Als alle Hoffnung verloren war, erhob sich plötzlich über all dem Gebrüll, Gejammer und den Schmerzensschreien die Stimme von Mbarka Dia, einer großen Frauenanführerin. Sie sprach, selbst verletzt und an den Palaverbaum gestützt, zu ihren Gefährtinnen: «Frauen von Ndar! Zeigt euch würdig, Töchter von Waalo! Kopf hoch, bindet euren Lendenschurz! Bereiten wir uns auf den Tod vor! Ja, Schwestern. Wir wollen als freie Frauen sterben und nicht als Sklavinnen leben. Folgt mir, die ihr mit mir einig seid, in die Hütte der Weisen. Wir wollen uns alle dort verschanzen und sie in Brand stecken ...»

Die Frauen standen engumschlungen in der Hütte, stimmten, um sich Mut zu geben, Wiegenlieder und alte Refrains an, die seit ihrer Kindheit den Rhythmus ihres Alltags bestimmt hatten.

Langsam verstummten die Gesänge, heftiges Husten wurde vernehmbar. Eine der Frauen, sie war schwanger und vom Überlebensinstinkt geleitet, stieß heftig mit dem Fuß gegen die Tür und stürzte halb erstickt hinaus, wo sie ohnmächtig zu Boden fiel. Die noch Lebenden blieben wie erstarrt. Einige von ihnen murmelten: «Lassen wir sie. Sie wird Zeugin unserer Geschichte sein, sie wird sie unseren Kindern erzählen, die sie an ihre Söhne weitergeben werden.»

In der Geschichte des Widerstands afrikanischer Sklaven war der Aufstand der in die arabomuslimische Welt deportierten Zanj der härteste und verheerendste. Die heimatlos gewordenen Männer ließen sich selten widerstandslos ins Schlachthaus führen. Oft lehnten sie sich am Ort ihres Martyriums auf.

Eine der ältesten bekannten historischen Quellen über diese Revolte der Zanj stammt von Alexander Popovic. Von diesem Wissenschaftler erfahren wir, dass sich die afrikanischen Sklaven, meist Zanj aus Ostafrika, die für den Bau von Städten wie Bagdad und Basra eingesetzt wurden, in den Jahren 689, 690 und 694 in Mesopotamien aufgelehnt hatten. Die Araber betrachteten sie als Untermenschen, die sich schnell in ihr Sklavendasein fügen würden. Damit wird ihnen eine angeblich angeborene Passivität unterstellt.

Bei den Arabern war das Wort Zanj mit einer pejorativen und geringschätzigen Nuance behaftet: «Hungrig», sagten sie, «stiehlt der Zanj; satt schändet er.» In Mesopotamien waren den Afrikanern die widerlichsten Aufgaben vorbehalten. Sie lebten unter miserablen Bedingungen eingepfercht am Ort ihrer Arbeit, ihre Nahrung bestand lediglich aus einer Handvoll Gries und Datteln. Zehntausende afrikanische Sklaven wurden gezwungen, Sümpfe trocken zu legen. Sie wurden geschlagen und ausgepeitscht, sie waren ausgemergelt, malariakrank und starben

wie die Fliegen. Diese Sklaven ließen 869 ihrer Wut freien Lauf, als sie Bagdad, für sie das Symbol aller Niedertracht, zerstören wollten. Den ersten Aufstand in kleinen Gruppen und bewaffnet mit einfachen Knüppeln und Hacken gab es allerdings schon im Jahre 689, während der Herrschaft von Khalid ibn 'Abdallah, dem Nachfolger von Mus'ab ibn al-Zubayr.

Sie hatten den Aufstand vorbereitet, Waffen besorgt und sich in Lager verschanzt, die für ihre Feinde unzugänglich waren. So konnten sie zahlreiche Überraschungsangriffe für sich entscheiden und große Städte des Südirak und Chusistans wie etwa al-Ubulla, Abbadan, Basra, Wasit, Dschubba, Ahwaz einnehmen. Den abbasidischen Truppen sollte es dennoch mühelos gelingen, die von den Zanj besetzten und geplünderten Städte zurückzuerobern. Die Gefangenen wurden erneut versklavt oder enthauptet bzw. erhängt.

Dennoch kam es fünf Jahre später, 694, zu einem zweiten, besser vorbereiteten Aufstand. Unterstützung erhielten die Zanj von schwarzen Deserteuren aus den Armeen des Kalifen und von anderen Sklaven aus dem indischen Sindh bzw. aus dem Innern des afrikanischen Kontinents. Die Aufständischen fügten der Armee des Kalifen zunächst eine schwere Niederlage zu. Erst nach etlichen Versuchen gelang es den arabischen Armeen, sie niederzuschlagen.

Der dritte Zanj-Aufstand ist der wohl größte und bekannteste, der den Südirak und Chusistan stark erschütterte, erhebliche materielle Schäden anrichtete und Hunderttausende, einigen Quellen zufolge sogar bis zu mehr als zwei Millionen Menschen in den Tod riss. Am 7. September 869 erhoben sich die Afrikaner unter dem Befehl eines charismatischen Führers, Ali Ben Mohammed, der den Beinamen Sahib al-Zanj (der «Herr der Zanj») trug. Diesem zunächst unbekannten Mann war es gelun-

gen, Kontakt zu den herrschenden Klassen zu knüpfen. Er war ein talentierter Dichter, gebildet, in die Geheimwissenschaften eingeweiht, und setzte sich aktiv für die Sache der Kinder ein. Er lehrte sie lesen und unterwies sie in Grammatik und Astronomie. Ali Ben Mohammed hatte bereits in anderen Regionen des Landes mehrere Aufstände befehligt, bevor er an der Spitze der Zanj den denkwürdigsten Sklavenaufstand in der Geschichte der muslimischen Welt zum Sieg führte.

Die Zeit für die erfolgreiche Ausweitung der Sklavenaufstände war besonders günstig. Innen- und außenpolitisch war die Zentralgewalt nicht in der Lage, sie wirksam zu bekämpfen. Bagdad, die Hauptstadt, fiel nach der Ermordung des Kalifen al-Mutawakil in eine unbeschreibliche Anarchie. Die türkischen Offiziere der prätorianischen Garde hatten zwischen 870 und 874 vier Kalifen ohne wirkliche Macht und ihnen völlig ausgeliefert auf den Thron gesetzt. In zahlreichen Provinzen trotzten die armen und oft ausgehungerten Menschen zeitweise der Autorität der Gouverneure. Die Regionen auf den Hochplateaus von Kurdistan, in der Provinz Fars, im Süden des Iran und Sindh an der Golfküste von Oman hatten ihre Unabhängigkeit vom Kalifat erklärt und wurden von der Dynastie von Ya qab al-Saffas (863 – 902) regiert. Die Sumpfgebiete des Südirak, Chusistan genannt, waren nahezu undurchdringlich, da die zahlreichen Kanäle für die großen Truppenschiffe nicht befahrbar waren. Zudem bot die Region den Aufständischen Zuflucht, die sie zu nutzen wussten, um verirrte Feinde aus dem Hinterhalt zu überfallen und rasch wieder abzutauchen.

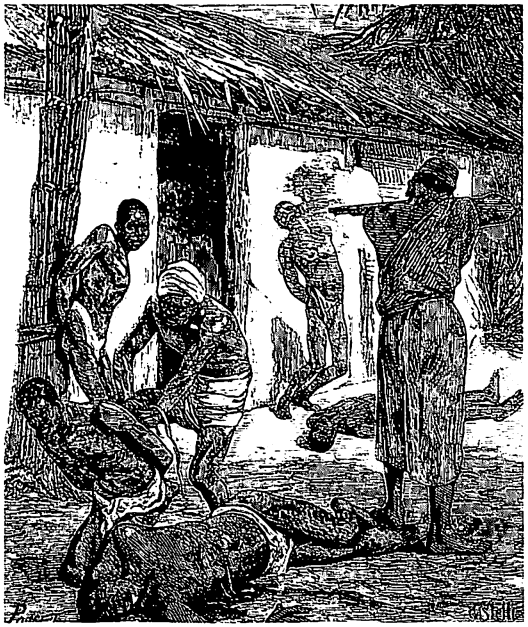
Ali Ben Mohammed war kein Zanj, sondern ein unverhoffter Verbündeter. Er war ein arabischer Führer, der für die Gleichheit aller Menschen ohne Unterschied der Hautfarbe eintrat. Dieser ehemalige weiße Sklave hatte sich lange mit den Unterjochten

jeglicher Herkunft verbrüdert. Der von ihm geführte Aufstand gilt in der arabischen Erinnerungskultur als der «schreckliche Zanj-Krieg». Die Zanj plünderten zahlreiche Städte, metzelten deren Einwohner nieder und schlugen die zur Niederwerfung des Aufstandes entsandten Truppen in die Flucht. Eine eigens aus Bagdad abkommandierte starke Armee unter dem Befehl von General Abu Mansur wurde von den Afrikanern vernichtend geschlagen. Sie setzten auch die viertausend Mann starke Armee unter dem Kommando des türkischen Generals Abu Hilal außer Gefecht. Eintausend seiner Soldaten wurden abgeschlachtet, unzählige andere von den Zanj gefangen genommen und umgebracht. Die Aufständischen erbeuteten vierundzwanzig Hochseeschiffe, die in Richtung Basra unterwegs waren. Dieser Aufstand fand schließlich das Wohlwollen der einheimischen Bevölkerung. So gewannen die Zanj die Sympathie zahlreicher freier Bauern und manch eines Pilgers auf der Durchreise.

Nach ihrer Freilassung gelang es den Zanj, die Fundamente eines Staates mit Verwaltungs- und Gerichtsstrukturen zu legen. In diesem neuen autonomen Gebilde wurden die Araber und die türkischen Soldaten dem Gesetz der Vergeltung unterworfen, das heißt, sie wurden ihrerseits versklavt und zu Handelsobjekten degradiert. Am siebenten September 871 begannen die Zanj während des Freitagsgebets von drei Fronten aus einen Überraschungsangriff auf Basra, das sie kurz danach einnahmen. Das in der Nähe gelegene Al-Mukhtara, bis dahin Sitz ihrer Militär- und Verwaltungsbehörde, erkoren sie zu ihrer Hauptstadt. Nachdem sie ihre Macht gefestigt und ihren Staat mit einer eigenen Währung ausgestattet hatten, versuchten sie, diplomatische Beziehungen zu anderen Dynastien aufzunehmen, beispielsweise zu den Karmaten von Hamdan Kermat und den Saffariden von Yakub ibn al-Layth.

DIE GRÄUEL DES ARABOMUSLIMISCHEN SKLAVENHANDELS

1 Plünderung von Sklaven in Zentralafrika



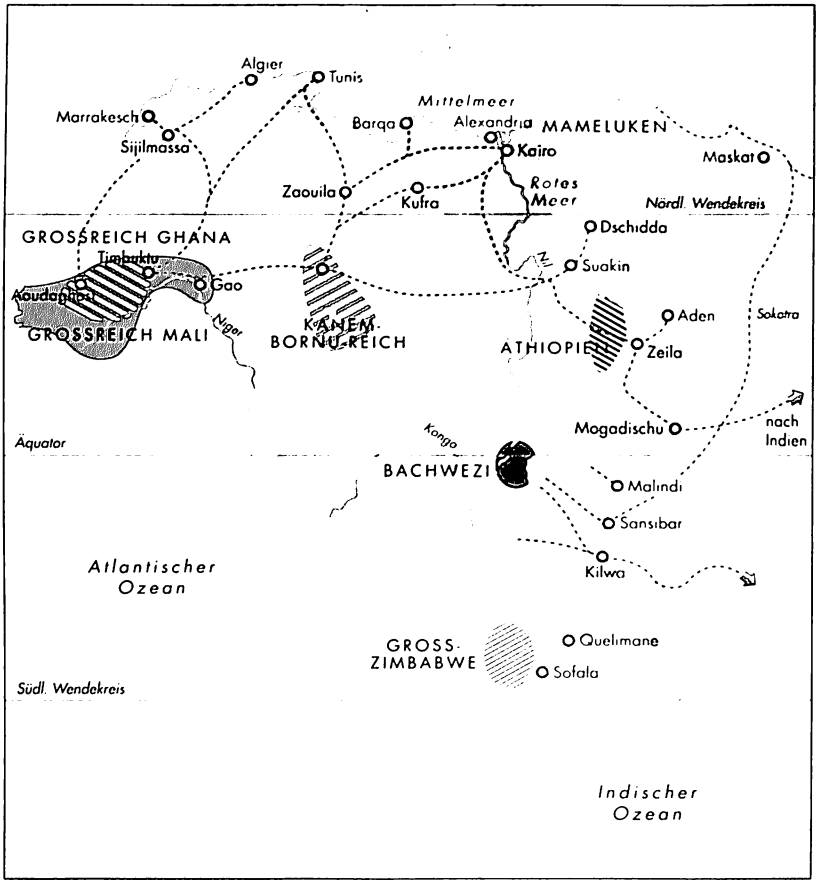
2 Erschießung von Schwarzen aus dem Sudan, die sich einer Razzia widersetzt haben

3 Arabischer Sklavenhändler, der eine Karawane durch die afrikanische Wüste führt

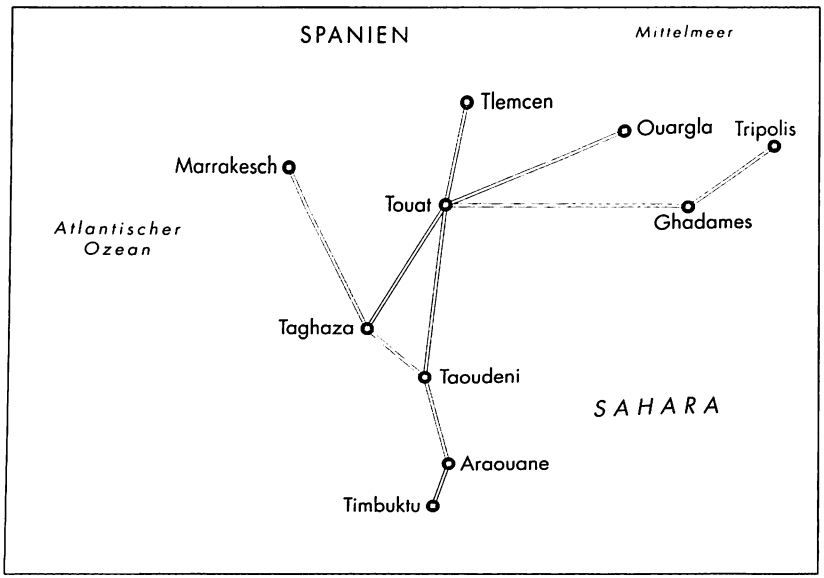
4 Menschenhändler, die eine Sklavenkarawane mit der Peitsche traktieren

Les traitants, à cheval ou à dos de chameau, frappent à grands coups de fouet sur les nègres pour les faire avancer. (*Voir page 2.*)

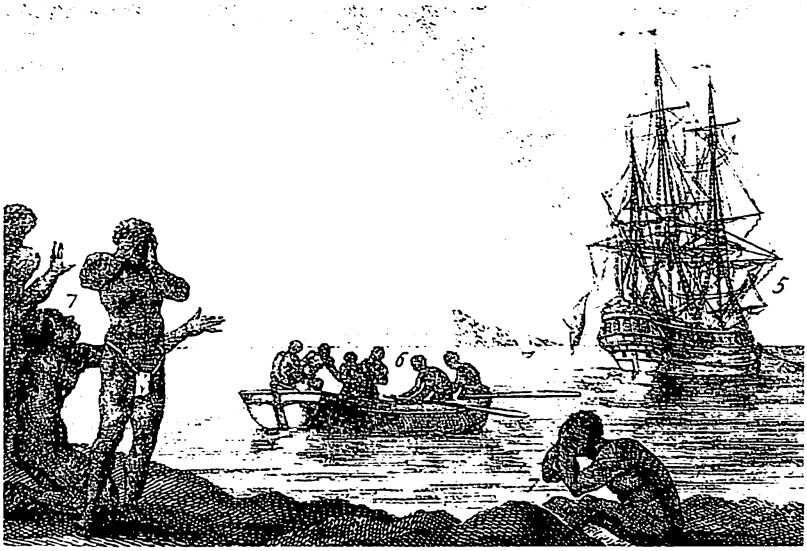
5 Der Sklavenhandel: Sklavenhändler auf dem Pferd oder dem Kamel peitschen Sklaven aus.



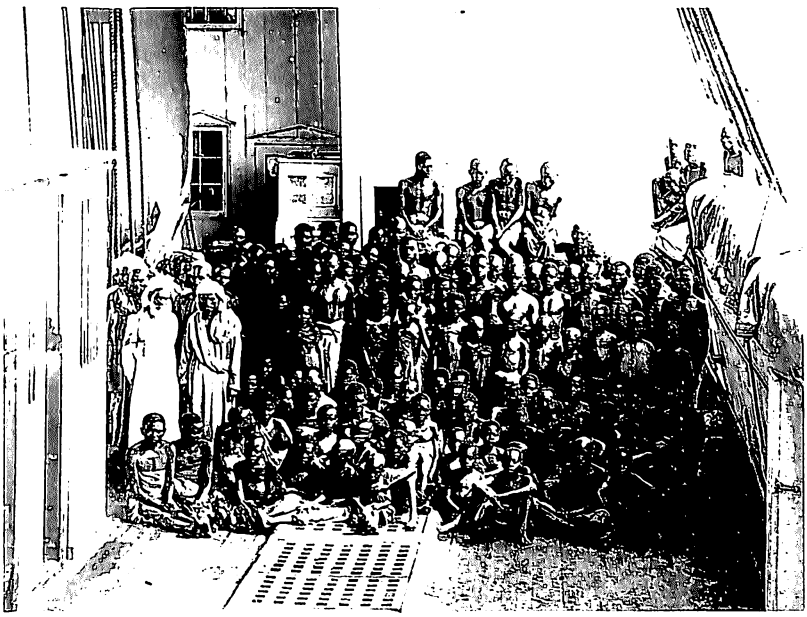
6 Sklaverei in Afrika



7 Transsahararouten des Sklavenhandels



8 Einschiffung von afrikanischen Sklaven auf einem Sklavenschiff



9 Befreite Sklaven und Kinder an Bord der HMS London, um 1880

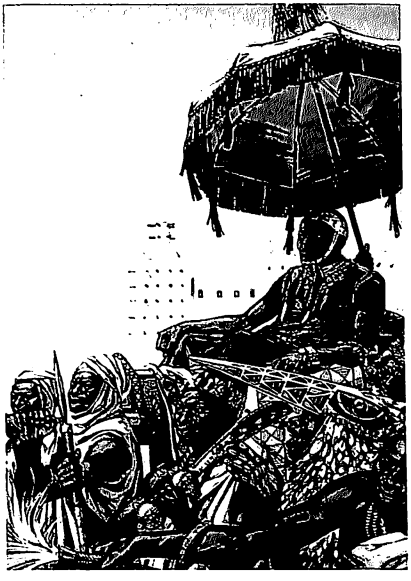
10 Samory Touré (1834–1900), Kaiser von Wassulu und notorischer Sklavenhändler

11 Behanzin (1844–1906), letzter Herrscher des Königreiches Abomey (Dahomey), mehr als Komplize, Akteur

AFRIKANISCHER WIDERSTAND

12 (oben) Chaka, König der Zulu

13 (oben rechts) Cheikh Ahmadou Bamba, religiöser Widerstandskämpfer



14 Mansa Kankan Moussa I., Löwe von Mali genannt, König von Mali, 14. Jh. (Holzschnitt von Angus McBride)

15 Tippu Tip (1840–1905), berühmter Sklavenhändler in Sansibar

Die Herrschaft der Zanj währte fast vierzehn Jahre lang, bis sie 883 von einer von lokalen Regenten entsandten Truppenkoalition vernichtend geschlagen wurden. In der arabischen Welt galten sie in der Tat als die größte Herausforderung, insbesondere für den Kalifen von Bagdad. Dieser reagierte mit planmäßigen Säuberungsmaßnahmen gegen die Zanj und zwang sie dazu, sich in die Region der Kanäle zurückzuziehen, wo sie von den Truppen von al-Muwaffaq und seinem Sohn Abu l'Abbas (dem künftigen Kalifen al-Mutadid) eingekesselt wurden. Zwei Jahre lang leisteten sie erbitterten Widerstand, bis sie nach und nach zum Aufgeben gezwungen waren. Denn unter Ali Ben Mohammed, der den Titel eines Mahdi angenommen hatte, gewannen im Laufe der Zeit mehr und mehr Hierarchie und Dünkel die Oberhand. Er brach mit den von ihm selbst zu Beginn des Aufstandes verkündeten Prinzipien und drängte die Schwarzen auf die unterste soziale Stufe. Das Gesellschaftssystem unter Ali Ben Mohammed, der inzwischen von der arabischen Verachtung für die Schwarzen beseelt war, gestand einzig den Weißen Reichtum und Ansehen zu. So verloren die Zanj jegliche Motivation für den Kampf. Die gegnerischen Truppen empfingen die Deserteure dagegen mit offenen Armen und allen Ehren und überhäuften sie vor den Augen der Belagerten mit allerlei Geschenken. Um im Rahmen dieser psychologischen Kriegführung die Moral der Aufständischen noch weiter zu untergraben, schickten die Araber Boote vor deren Verteidigungslinien, auf denen die Köpfe ihrer getöteten Kameraden aufgespießt waren.

Nach zahlreichen Sturmangriffen der Koalitionstruppen wurde Ali Ben Mohammed, der Anführer der Aufständischen, schließlich getötet, sein Generalstab und seine Offiziere erlitten das gleiche Schicksal, oder sie wurden gefangen genommen und nach Bagdad geführt, wo sie die Enthauptung erwartete. Die meisten

afrikanischen Widerstandskämpfer zogen dennoch den Tod mit der Waffe in der Hand der Kapitulation vor. Denn den Gefangenen wurde der Reihe nach die Kehle durchgeschnitten, andere wurden grausam gefoltert. Al-Muffawaq, Bruder des Kalifen al-Mutamid, der die Zanj jahrelang bekämpft hatte, begnadigte dagegen viele von ihnen und gliederte sie wegen ihrer Tapferkeit und Kampfkraft in die Armeen des Kalifen ein.

Anders als einige Autoren behaupteten, war der Krieg der Zanj nie eine Abfolge von unbedeutenden und undatierten Konflikten. Dieser vierzehn lange Jahre währende Aufstand (869 – 883) der schwarzen Sklaven gegen die Unterjochung forderte, arabischen Historikern zufolge, zwischen fünfhunderttausend und zwei Millionen Menschenleben auf islamischem Boden. Diese vielen Erhebungen afrikanischer Sklaven kündigten in gewisser Weise das Ende der massiven Ausbeutung der schwarzen Arbeitskräfte in der arabomuslimischen Welt an. Sie gelten in der arabischen Erinnerungskultur nach wie vor als die entscheidenden Ereignisse, die genau die Fundamente dessen erschütterten, was aus dem Imperium von Mesopotamien übrig geblieben war. Sie waren der Beginn seines Niedergangs, längst vor dem Gnadenstoß, den ihm die mongolischen Invasoren im 13. Jahrhundert versetzten. Blutige Aufstände in den Jahren 1576 – 1598 erschütterten ebenfalls das System der Zuckerrohrplantagen in Marokko, das hauptsächlich auf dem Einsatz schwarzafrikanischer Arbeitskräfte beruhte. Die zahlreichen Erhebungen führten vor allem im Irak u. a. zur Beendigung der Entsalzungsarbeiten in den Sumpfgebieten, die für unzählige Afrikaner ein Martyrium waren. Seitdem gab es fast keinen Zuckerrohranbau mehr in der arabomuslimischen Welt.

KAPITEL VI

Bestialisierung, Razzien und Menschenjagd oder die Erniedrigung Afrikas

Schwarzes Blut rinnt nach Norden,
am Äquator stinkt es nach Leichen.
STANLEY HENRY MORTON

Ibn Khaldun verglich die durch den Dschihad motivierte arabische Expansion «mit [vorbeiziehenden] Schwadronen, die keinen Baum stehen lassen». Er versicherte, dass seine Landsleute auf ihrem Durchzug durch die Länder der Schwarzen bis an die Ufer des Mittelmeeres den Hunnen gleich alles vernichteten, was ihnen im Weg stand. Während europäische Archäologen im 19. Jahrhundert nach den sterblichen Überresten der Pharaonen suchten und die Ruinen von Theben oder Persepolis erforschten, verwüsteten die arabomuslimischen Sklavenhändler den Schwarzen Kontinent und verschleppten die Beute ihrer schrecklichen Menschenjagden, scharenweise in Ketten gelegte Männer und Frauen, ins Niltal und in den Sudan, um das unersättliche Luxusgebaren ägyptischer, arabischer, persischer und türkischer Würdenträger zu befriedigen. Sieben afrikanische Gebiete am oberen Nil gehörten zu den Hauptlieferanten dieses Menschenhandels:

1. Das Land der Oromo im Süden Abessiniens (heute Äthiopien), zwischen dem dritten und achten nördlichen Breitengrad; von hier stammten zahlreiche von den Arabomuslimen sehr geschätzte Sklaven.

2. Das Land zwischen den beiden Nilarmen, wo die Berta und Dinka ihre Gefangenen machten.
3. Des Gebiet der Agaw im Herzen Abessiniens, zwischen Tigray und Amhara und der Nordwestgrenze Oberabessiniens.
4. Der Weiße Nil, der bis zu den Ufern der Seen führt.
5. Der obere Bahr El Ghazal lieferte vor allem Bongos, Bakukes und Mitlus.
6. Der Dar-Fertite.
7. Schließlich das Hochland in Südkordofan. Die Nuba dieser Gegend waren wegen ihrer Schönheit, Intelligenz und Gewandtheit geschätzt.

Für die Araber war jeder Sklave eine Art Wechsel, der diskontiert oder sogar als Pfand gegeben werden konnte. Der Preis für Afrikaner, die zu einer gewöhnlichen Kriegsbeute entmenschlicht und zu Vieh herabgewürdigt wurden, richtete sich nicht nur nach dem Äußeren, sondern auch nach der ethnischen Zugehörigkeit und dem Alter. Ältere Sklaven gab es kaum, weil man genügend Nachschub an jungen Arbeitskräften fand, die fern ihrer Heimat gequält, geplagt und in den Tod geschickt wurden.

Jedes Jahr wurden mehr als eine Million Menschen aus dem Kreis ihrer Familie und ihres Stammes geraubt. Von allen Sklavenhalterpraktiken waren die der Arabomuslime die mörderischsten. Im Laufe der Zeit wurden deren Razzien und «Kriegsernten» immer methodischer bzw. systematischer. Eine der «Jagdtechniken» sah folgendermaßen aus: Nachdem ein Dorf des Nachts eingekesselt und seine Beobachtungsposten getötet wurden, gab ein Anführer seinen Komplizen das Signal, die Fackeln anzuzünden. Die im Schlaf überraschten Dorfbewohner waren ihnen schutzlos ausgeliefert. Die älteren Männer und Frauen wurden niedergemetzelt, alle anderen für den bevorstehenden langen Weg in Fesseln gelegt. Flüchtige, die sich in der Savanne

versteckt hatten, wurden von ihren Verfolgern ausgeräuchert. Für die Überlebenden begann der beschwerliche Marsch zur Küste oder durch die unerbittliche Wüste in Richtung Nordafrika. Verluste, auf ungefähr zwanzig Prozent des «Viehbestandes» geschätzt, waren dabei unausbleiblich.

Die Reise der Sklavenkarawanen quer durch das Sandmeer dauerte mitunter Monate. Man stelle sich ihre Überlebenschancen unter derartigen Bedingungen vor: Die männlichen Erwachsenen liefen auf diesem endlosen und qualvollen Weg hintereinander, durch eine Art Holzgabel um den Hals und eine ins Fleisch schneidende Eisenkette miteinander verbunden. Die Nächte waren kalt, die Tage heiß; die Gepeinigten waren hungrig, litten an Krankheiten und mussten Beleidigungen und Peitschenhiebe ertragen. Kinder wurden nicht verschont. In einem Bericht des deutschen Arztes, Naturforschers und Afrikareisenden Gustav Nachtigal (1834 – 1885) lesen wir: «Es scheint, dass auf dieser letzten Station einer langen, trostlosen, schmerzensreichen Reise die armen Kinder der Negerländer in auffallend großer Anzahl ihren Tod finden. Die lange, bei unzureichender Nahrung und sparsamem Wassergenuss zurückgelegte Reise, der Gegensatz zwischen der hülfsquellenreichen Natur und der feuchten Atmosphäre ihrer Heimath und der zehrenden trockenen Wüstenluft, die Anstrengungen und Entbehrungen, welche ihre Herren und die Umstände ihnen auferlegten, haben die Kräfte der jugendlichen Organismen allmählich aufgezehrt; der Rückblick auf die in unerreichbare Ferne geschwundene Heimath, die Furcht vor der unbekannten Zukunft, das endlose Reisen unter Schlägen, Hunger, Durst und tödlicher Ermattung hat ihre letzte Widerstandskraft gelähmt. Fehlt den Armen die Kraft zum Wiederaufstehen und Weiterwandern, so werden sie einfach im Stich gelassen, und langsam erlöschen ihre Lebensgeister unter dem vernichtenden Einflusse der Sonnenstrahlen, des Hungers und

des Durstes.» Nach seiner ersten Reise bis zum Tanganjikasee berichtete Livingstone von seiner Begegnung mit friedfertigen Menschen, die jeden Fremden, der sich zu ihnen vorwagte, freundlich aufgenommen hätten. Diese Völker pflanzten Hirse, webten Leinentücher und arbeiteten als Schmiede. Als der berühmte Forschungsreisende Jahre später dorthin zurückkehrte, waren alles Glück und aller Wohlstand von einst verschwunden. Alles, was er zuvor hier bewundert hatte, war verloren. Hohes Unkraut und Buschwerk überwucherten die unbestellten Felder. Anstelle der Haustiere lebten hier nur noch wilde Tiere. Totenstille herrschte über den Dörfern, die arabischen Sklavenhändler hatten alle Häuser abgebrannt. Manchmal lugten mitten aus dem Busch oder zwischen dem Flussschilf Köpfe hervor, und wenn sie sahen, dass ihnen kein Araber gegenüberstand, streckten sie die Hand aus und baten um etwas Nahrung.

1867 schickte die Royal Geographical Society den achtundfünfzig Jahre alten Livingstone auf eine Expeditionsreise zur Erforschung des Tanganjikasees, wo er die legendären Fontänen des Herodot zu finden hoffte, die Quellen des majestätischen Nil. In dieser vom Sklavenhandel und von häufigen Epidemien erschütterten Region wurde er krank und musste in Oujiji verweilen. Stanley traf nach einem 3500 km langen und 411 Tage währenden Fußmarsch von Sansibar aus schließlich am 10. November 1871 in Oujiji ein, einem kleinen afrikanischen Dorf am östlichen Ufer des Tanganjikasees. Während ihn die Dorfbewohner feierlich empfingen, trat ein anderer weißer Mann mit einem ausgemergelten Gesicht und einem dichten Bart aus der Hütte und ging auf ihn zu. Stanley lüftete seinen Hut und schleuderte ihm diese ebenso lakonischen wie berühmt gewordenen Worte entgegen: «Dr. Livingstone, I presume?» Der Missionar David Livingstone, der Ostafrika erkundet hatte und als verschollen galt, war seit fünf Jahren keinem Europäer mehr begegnet. An

diesem Tage hatte ihn der skrupellose amerikanische Journalist und Abenteurer in dem Dorf ausfindig gemacht, wo er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Stanley war von dieser Begegnung mit dem wohlwollenden Missionar tief bewegt.

Gemeinsam erforschten sie fünf Monate lang die Ufer des Tanganjikasees. Stanley berichtete, er habe auf seiner Reise auf dem Kongo flussabwärts zum ersten Mal ein Land besucht, das so groß wie Irland sei und eine Million Einwohner zähle. Als er einige Jahre später in die Gegend zurückkehrte, war sie verwüstet. Augenzeugen versicherten ihm, dass seit dem Durchzug der arabomuslimischen Sklavenhändler kaum mehr als 5000 Bewohner dort lebten. Diese in lange Gewänder gehüllten Menschenjäger kamen in großer Zahl auf Pferden, Eseln oder Kamelen, sie trugen Gewehre und führten Waren zum Tausch mit sich. Trafen sie auf Widerstand, versuchten sie, Zwietracht zwischen den Stämmen zu säen, die in Bruderkämpfen mündeten, ausgelöst von manipulierten Stammesführern. Denn die siegreiche Kriegspartei verkaufte am Ende den Sklavenhändlern ihre Gefangenen.

Stanley hatte damals beobachtet, dass nach den arabischen Raubzügen in einigen Regionen Afrikas kaum mehr als ein Prozent der Bevölkerung übrig blieb. Die Horrorbilder des Sklavenhandels waren in der Gegend unübersehbar. Nachtigal, der die Region noch nicht kannte, wollte bis zum See vorstoßen. Doch die zahlreichen, von Hyänen oder Raubvögeln halb entstellten Leichen am Wegesrand schreckten ihn zurück. Auf die Frage nach der Zahl der vielen Toten in der Umgebung von Oujiji und nach dem Grund, weshalb man sie, trotz des Infektionsrisikos, in der Nähe der Stadt beließe, erhielt er von einem der Araber die lapidare Antwort: «Früher haben wir an dieser Stelle die Leichen unserer toten Sklaven entsorgt, die die Hyänen jede Nacht fort-

trugen: aber dieses Jahr ist die Zahl der Toten so hoch, dass es die Tiere nicht mehr schaffen, sie zu fressen. Die sind des Menschenfleischs wohl überdrüssig.»

Derartige Abscheulichkeiten hinterließen die Frevler des arabomuslimischen Sklavenhandels überall. Und das vor nicht einmal langer Zeit, noch im 19. Jahrhundert. Als der ägyptische Pascha Mehmet-Ali, der von 1840 bis 1855 herrschte, die wirtschaftliche Tragweite dieses niederträchtigen Handels erkannt hatte, verordnete er dessen Regulierung, um daraus Exklusivrechte für seine Regierung zu sichern. Auf seinen Expeditionen in das obere Niltal ließ er fast ganz Nubien entvölkern und in der Stadt Khartum eines der größten Sklavenlager der Region errichten. In den *Annalen des Außenhandels* war folgender zynische Kommentar zu lesen: «Die europäische Kolonie in Khartum verdankt ihre Entstehung der Entdeckung des Weißen Flusses im Jahre 1840. Die ägyptische Regierung hatte begonnen, das lukrative Geschäft auf diesem Fluss zu monopolisieren, und für den Handel mit Elfenbein und Sklaven einige Europäer eingesetzt, die den Nil schließlich für ihre eigenen Zwecke erschlossen.»

Hier trieb seinerzeit ein ruchloser Leuteschinder der Ägypter, Hehler und Sklavenhändler namens Ahmed Agad sein Unwesen. Die ägyptische Regierung schloss mit ihm einen maßgeschneiderten Vertrag, der ihm das Exklusivrecht für den Handel mit Gefangenen auf einem Territorium von zweihundertdreißigtausend Quadratkilometern zusicherte. Doch war es ihm nie gelungen, sich gegen die mächtigsten arabischen Menschenjägernomaden, die Baggaras aus Sannar, durchzusetzen. Diese Invasoren, so erzählten einige Reisende, ritten auf Rassepferden oder Rindern und waren an ihren geflochtenen Haaren zu erkennen. Wenn sie nicht gerade mit der Ernte oder dem Gummihandel beschäftigt waren, verbreiteten sie des Nachts Panik bei den Einheimischen,

um sie aus dem Hinterhalt anzugreifen. Der schwarze Mann, als *el-mal* (das Kapital) bezeichnet, war die Grundlage ihres Broterwerbs und als solcher in bestem Zustand zu halten. Als die ägyptische Regierung über die enormen Profite dieser «zügellosen Parias» erfuhr, hetzte sie die tollkühnen *chaguié*[10] gegen sie auf, um sie zur Teilung ihres Gewinnes zu zwingen. Diese riesigen Gebiete, die unter der Kontrolle der Ägypter bzw. ihrer neuen verbündeten Söldner standen, waren Schauplatz entsetzlicher Treibjagden, bei denen Hunderte Dörfer systematisch in Brand gesetzt wurden. Verantwortlich für diese Verbrechen waren Ägypter oder Türken, denen oft österreichische, italienische und englische Abenteurer zur Seite standen, die in dieser Hölle die modernsten Waffen zum Einsatz brachten.

Diese «weißen Söldner» scherten sich weder um ihre Ehre noch um die offiziell in ihren Ländern geltenden Gesetze zur Abschaffung der Sklaverei. Sie verschleierten ihre Verbrechen unter dem Deckmantel eines fairen Handels, leisteten aber in Wirklichkeit den arabomuslimischen Sklavenhändlern bei ihrem mörderischen Unterfangen tatkräftige Hilfe. Offiziell galten sie als Gold- oder Elfenbeinhändler. Sie waren die ersten Söldner, die sich vom Sudan aus bis ins Innere des Kontinents vorwagten, um sich des Elfenbeins der dort lebenden Bevölkerung zu bemächtigen. Das brachte ihnen die Bezeichnung «Höllensaat», «schlimmstes Übel» oder «Mörder, Wüstlinge, Diebe» ein. Diese Mörderbanden arbeiteten in zwei Gruppen, die eine war für die Erlegung der Elefanten im Wald zuständig, die andere tötete jeden Dorfbewohner, der Widerstand leistete. Die Überlebenden wurden gefangen genommen und die Kräftigsten von ihnen als Lastenträger eingesetzt, die an der erstbesten arabischen Niederlassung

10 Anm. d. Übers.: Sudanesischer Söldnertrupp

zum Verkauf angeboten wurden. Womöglich glaubte manch Söldner, es sei barmherziger, diese Menschen zu verkaufen als sie in ihr verwüstetes Land zurückzuschicken. Nachdem diese habsüchtigen Abenteurer den «doppelten Lohn» eingestrichen hatten, unterstützten sie weiterhin die arabischen Sklavenhändler bei ihren nicht weniger kriminellen Aktivitäten. Der arabomuslimische Sklavenhandel tauchte die schwarzafrikanischen Völker tagtäglich in Leid und Verzweiflung.

Die Berichte von Livingstone brachten Licht in die Geschichte all der begangenen Schandtaten. Denn die nach der verkündeten Abschaffung der Sklaverei in den westlichen Ländern abgeschlossenen Verträge zur Beendigung dieser Schmach wurden vor Ort ständig umgangen. Bereits auf den Kongressen von Wien 1815 und Verona 1822 wurde der Sklavenhandel als «eine Geißel» angeprangert, «die Afrika lange Zeit gequält, Europa diskreditiert und die Menschheit erschüttert» habe. Höchstwahrscheinlich hatte sich der belgische König Leopold II. nach der Lektüre der von Livingstone und Stanley verfassten Reiseberichte zum Handeln entschlossen. Da der arabische Sklavenhandel nunmehr keinen Absatz am Indischen Ozean mehr finden konnte, beschloss der belgische Monarch, auch die letzten Spuren der Sklaverei im Osten des Kongo abzuschaffen. Auf seine Initiative fand vom 12. bis 19. September 1876 in Brüssel die von Emile Banning (1836–1898) vorbereitete internationale Geographenkonferenz statt, an der herausragende Persönlichkeiten wie Schweinfurth (Deutschland), Cameron (Großbritannien) und der Vizeadmiral de La Roncière de Noury als Vertreter Frankreichs teilnahmen. Das Ergebnis war die Gründung des Internationalen Afrikavereins (AIA), der *Association internationale pour l'exploitation et la civilisation de l'Afrique centrale.* Der dazu festgelegte Aktionsradius im Innern des afrikanischen Kontinents umfasste im Norden

den ägyptischen Sudan, im Süden das Sambesi-Becken, im Osten und Westen die Ozeane. Offizielles Ziel war es, die Erforschung des Schwarzen Kontinents wiederzubeleben und den arabischen Sklavenhandel zu bekämpfen. Zwar war die Absicht löblich, doch wetteiferten die europäischen Nationen in erster Linie um die größtmögliche Erweiterung ihres jeweiligen Einflussgebietes.

Dennoch nötigte die Initiative von Leopold II. die kongolesischen Würdenträger, gegen die Araber aktiv vorzugehen. Nach anfänglichen Kampfhandlungen im Jahre 1886 löste die Einrichtung von Handelskontoren die Reaktion von Sefu, Sohn des berühmten arabischen Sklavenhändlers Tippu Tip aus. An der Spitze von zehntausend Kriegern, ganzen vier Militärkolonnen, ging er zum Angriff über und leitete zwischen 1891 und 1894 eine brutale Militärkampagne. Zwar leisteten die Belgier Widerstand, doch sorgten sie sich mehr um ihre ökonomischen Interessen denn um die rasche und endgültige Abschaffung des arabomuslimischen Sklavenhandels. Trotzdem wurden die Araber geschlagen und aus dem Kongo gejagt. Auf türkischer Seite unterzeichnete der Sultan Abd-Ul-Hamid II. am 22 Rabi el Akker 1307 (entspricht dem 16. Dezember 1889) schließlich ein *iradé*, ein Dekret, das sowohl Sklavenhandel als auch Verstümmelung durch Kastration und Eunuchie auf allen unter osmanischer Herrschaft stehenden Territorien untersagte.

Damit sollte den türkischen und englischen Kreuzern ein rechtliches Instrument zur systematischen Durchsuchung aller des Sklaventransports verdächtigten Schiffe in die Hand gegeben werden. Normalerweise hätte dieser Erlass zur endgültigen Schließung der beiden großen Sklavenmärkte, d. h. Tripolitanien und die Küstengebiete Arabiens, führen sollen. Doch kamen hier die alten Rivalitäten zwischen Frankreich und England ins Spiel, die sich durch die Eröffnung des Suez-Kanals noch verschärften.

Die Franzosen unterstützten Ägypten, während England als Schutzmacht der Türkei auftrat. Obwohl all diese braven Leute vorgaben, das Ende des arabomuslimischen Sklavenhandels anzustreben, spielten wieder einmal eigene wirtschaftliche Erwägungen und knallharte nationale Interessen die entscheidende Rolle.

Die europäischen Mächte interessierten sich in erster Linie für die Reichtümer Afrikas. Auf ihren Kongressen zogen sie die Grenzlinien ihrer jeweiligen Kolonialreiche nach Gutdünken. Die Aufteilung des Kontinents kommentierte Lord Salisbury mit folgenden zynischen Worten: «Wir haben uns gegenseitig Gebirge, Flüsse und Seen zugeschanzt, obwohl wir – so unglaublich dies scheinen mag – noch nicht einmal wussten, wo sich diese Gebirge, Flüsse und Seen befanden.» Unter dem Vorwand, ein großes Werk zu vollbringen und für die Emanzipation der Menschheit zu wirken, hatten sich die großen Kolonialmächte in gegenseitigem Einvernehmen Rechte und Ansprüche auf den Schwarzen Kontinent zugeschrieben. Damit standen sie auch in der moralischen Pflicht gegenüber dem vom arabomuslimischen Sklavenhandel geschundenen Afrika. Zwar gelang es ihnen langfristig, das Phänomen zu beseitigen, doch ging es zunächst und vorderhand um die Wahrung ureigenster Interessen. Denn zu den Gräueln, die Afrika in blutige Wirren zogen, gesellten sich wirtschaftliche und außenpolitische Schwierigkeiten, die mit der Umsetzung der von Europäern eingeräumten Verträge in Zusammenhang standen. So begünstigte das diplomatische Ränkespiel viel eher den Fortbestand des Sklavenhandels als dessen Bekämpfung. Die Rivalitäten zwischen den Großmächten führten dazu, dass das Blutvergießen noch über Jahrzehnte hinweg andauern sollte.

Die Haltung der Engländer war inkonsequent. Zwar überwachte die Flotte Ihrer Majestät im Roten Meer auch den Euphrat, doch

schielten die Engländer vor allem auf das neben ihrer indischen Perle gelegene Persien. Sie scheuten sich nicht vor der Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Staates Oman, der als bedeutender Importeur afrikanischer Sklaven bekannt war, doch unterließen sie es, die Abschaffung des Sklavenhandels durchzusetzen. Eine derartige, allen «Freunden» gegenüber eingenommene Haltung zeugt von der subtilen Beherrschung der Kunst des doppelten Spiels. Offiziell prangerten sie den Sklavenhandel an und bekämpften ihn, doch vor den Machenschaften der arabomuslimischen Sklavenhändler schlossen sie die Augen. Die zwielichtige Haltung der Engländer verschärfte die katastrophale Situation anstatt sie zu bekämpfen. Frankreich verhielt sich ähnlich, denn die auf den Inseln des Indischen Ozeans niedergelassenen französischen Sklavenhändler unterwarfen sich nicht der 1848 erlassenen Abolition. Um die Umschlagplätze von Sansibar weiterhin zu versorgen, richteten sie sich in Kilwa ein, wo der Handel über Mosambik abgewickelt wurde. Von Kilwa und Bagamoya aus wurden unter grauenhaften Bedingungen zwischen einhundert und zweihundert auf Ballaststeinen hockende Sklaven an Bord von kleinen arabischen Ein- und Zweimastern in den Mittleren Osten oder auf die Insel Sansibar verschleppt. Bei der Ankunft in Sansibar erfolgte die makabre Auszählung. Die Toten wurden ins Wasser geworfen und die Sterbenden am Strand zurückgelassen. Die «gewinnbringenden» Gesunden und Kräftigen wurden den Händlern zum Verkauf angepriesen. Während sich Vertreter der Kirche und einige Zivilverwalter in den französischen Kolonien unablässig für die Abschaffung der Sklaverei einsetzten, gab es, vor allem seitens des französischen Militärs, schwerwiegende Verstöße gegen diese noble Mission.

Dies räumte auch Édouard Guillaumet (1861 – 1938) im Jahre 1895 in seinem Bericht *L'esclavage au Soudan*[11] ein: «Die zahlreichen Vorstöße zur Abschaffung der Sklaverei hatten den guten Willen der Eroberer zermürbt. So kam es mit der Zeit zu folgender Merkwürdigkeit: Da man Sklaverei und Sklavenhandel nicht abzuschaffen vermochte, machte man eben davon Gebrauch. Wir schufen am Beispiel der Schwarzen eine Währung, mit der wir unsere Soldaten, unsere Diener, unsere Träger genau so wie Samory und Ahmadou bezahlten. Wenn wir ein Dorf mit Gewalt einnahmen, folgten wir der Tradition. So haben wir beispielsweise in unserer letzten Kampagne gegen Ali-Kari, im Mossi, das Dorf Bossé umzingelt, eine Bresche in die *tata* [Schutzwall] geschlagen und während des Angriffs alles getötet, was uns vor die Füße kam, ungefähr sieben- bis achthundert Fanatiker. Nachdem die Angelegenheit beendet war, blieben im Dorf noch ungefähr zwölfhundert Menschen. Sie gingen als Kriegsbeute in die Hände des Siegers über und wurden als Sklaven veräußert. Die Offiziere hatten Anrecht auf eine bestimmte Zahl, sechs, glaube ich, davon zwei Drittel für ihre Diener, die Soldaten der Fremdenlegion erhielten auch ihren Anteil. Und schließlich wurden die Infanteristen, die Träger und die Stallburschen mit dieser menschlichen Ware entlohnt.»

All das verhinderte eine wirklich konzertierte und erfolgreiche Abschaffung des arabischen Menschenhandels, den die Engländer offiziell mit der gleichen Entschlossenheit bekämpfen wollten wie die Sklaverei in der Neuen Welt. Allerdings betätigten sich in Afrika auch viele europäische Konsuln als Elfenbeinhändler. Bei der Anprangerung des Sklavenhandels wären sie Gefahr gelaufen, selbst beschuldigt zu werden. Außerdem erkauften

11 Anm. d. Übers.: «Die Sklaverei im Sudan». Der Titel liegt nicht in deutscher Sprache vor.

sich die Sklavenhändler durch Geschenke oder Sklaven das Stillschweigen der Paschas. Und Letzteren fehlte es augenscheinlich an Feingefühl, um sich über diese Praktiken zu wundern bzw. sie anzuprangern. Deshalb fürchteten die Sklavenhändler weder die türkischen noch die englischen Behörden. Ähnlich wie die meisten europäischen Institutionen schlossen sie, oft aus persönlichen Gründen, lieber die Augen, als der Sache auf den Grund zu gehen. Dennoch drängten die Engländer den Sultan von Sansibar am 1. August 1890 offiziell – wie die Franzosen in Nordafrika –, ein Dekret zu erlassen, das den Sklavenhandel und die Sklaverei untersagte. Die Araber reagierten höchst verstimmt, organisierten eine Großdemonstration vor dem Palast des Sultans und zerrissen dabei symbolisch das Anti-Sklaverei-Dekret. Daraufhin wurde überall im Lande der Text unter Militärschutz in arabischer und englischer Sprache angeschlagen. Um von den Problemen im eigenen Land abzulenken, berichtete die britische Presse zur gleichen Zeit, dass der Sklavenverkauf noch nie so geblüht habe wie unter der Herrschaft der Deutschen in bestimmten Regionen Ostafrikas. In diesen Zeiten kolonialer Rivalitäten war es allzu bequem, die Konkurrenten zu beschuldigen.

Die Zeitungen aus Berlin erwiderten, dass die Regierung von Wilhelm II. nie die Absicht gehegt habe, die Sklaverei sofort in all ihren Formen abzuschaffen. Im Gegenteil habe sie vor dem Reichstag ihre Absicht erklärt, die Lage unter Berücksichtigung der lokalen Sitten und Bräuche schrittweise zu verändern, um eine Revolution der Araber in Sansibar zu verhindern. Kurzum, von beiden Seiten wurden die trügerischsten Argumente vorgebracht, damit alles beim Alten blieb.

Indessen gaben Deutschland und England vor, die Seeblockade der afrikanischen Ostküste ernsthaft voranzutreiben, doch die Zahl ihrer entsandten Kriegsschiffe war schlechthin unzurei-

chend, um eine Gefahr für Sklavenhändler darstellen zu können. Ganze Flotten illegaler, mit Sklaven beladener Schiffe fuhren unter falschen europäischen Flaggen den Nil auf und ab. Die Sklavenhalter sowie die korrumpierten Behörden, die stets darüber hinwegzusehen wussten, zogen aus dieser stillschweigenden Unantastbarkeit ihren Nutzen. Noch 1870 wurden dreißigtausend Sklaven auf dem Markt von Khartum gezählt, von dem aus sie in die arabomuslimische Welt verschifft wurden. Türkische Behörden billigten den an den Grenzen des Osmanischen Reiches betriebenen Sklavenhandel im Sudan und im Nildelta. Dabei ging es nicht nur um ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, sondern auch um eine flagrante Verletzung der osmanischen Rechtsprechung. Auch nach der offiziellen Abschaffung des Sklavenhandels in diesen Ländern wurden Europa und die Welt von den lokalen Behörden, unterstützt von den allseits bekannten Stellen, auf schamlose Weise belogen und hintergangen. In einer nubischen Volksweisheit hieß es, wie einst über Attila: «Wo der Türke seinen Fuß hingesetzt hat, wächst kein Gras mehr.»

Vereinzelte private Initiativen ließen dennoch einen Hoffnungsschimmer zu. Frau Alexandrine de Tinne, eine außergewöhnliche, mutige und großherzige Holländerin, leitete 1863 eine Expedition ins Nildelta, um Informationen über das perfide Treiben der arabischen Sklavenhalter zu sammeln.

Am Hafen von Berber erlebte sie eines Tages die Ankunft eines mit afrikanischen Sklaven beladenen Schiffes. An Bord befanden sich der Bruder des amerikanischen Konsuls in Khartum und ein Gehilfe des Generalgouverneurs. Die von ihr geführten Ermittlungen ergaben, dass die einundzwanzig Sklaven (fünfzehn Mädchen und sechs Jungen) in Wirklichkeit Eigentum des Paschas waren. Ihr sehr detaillierter Abschlussbericht zwang den Gouverneur, auf Anweisung von Ismael-Pascha, diese armen Menschen freizulassen, da die Türkei – offiziell – den Sklavenhandel und

die Sklaverei abgeschafft hatte. Kurze Zeit darauf wurde Alexandrine de Tinne jedoch im Land der Tuareg ermordet.

Die zwielichtige Politik der Engländer war viel mehr auf die Errichtung eines ausgedehnten Imperiums denn auf das rasche Ende des arabomuslimischen Sklavenhandels gerichtet. Dennoch gab es unter den Untertanen Ihrer Majestät heldenhafte und aufrichtige Abolitionisten, die uneigennützig dieser noblen Sache dienten, wie etwa Samuel White Baker und der berühmte General Henry Gordon, die unter Einsatz ihres Lebens gegen jegliche Form von Menschenjagd kämpften. Die Gräuel des Sklavenhandels am oberen Nil, deren Zeuge er war, motivierten Sir Samuel Baker zu einer von ihm geleiteten breit angelegten Kampagne gegen die Sklaverei. Sein Vater, ein maßgebender Sherif, hatte ihm einst eine ausgezeichnete Bildung zuteil werden lassen und den Sinn für Gerechtigkeit sowie die Lust an Abenteuer und Reisen vermittelt. 1868 hatte er dem Khediven, dem osmanischen Vizekönig, den Plan unterbreitet, die Territorien vom Nil bis zu den Großen Seen zurückzuerobern, um hier die ägyptische Souveränität herzustellen, den Sklavenhandel abzuschaffen und Vorschriften für den Karawanenhandel einzuführen. Dieser stimmte Bakers Plänen zu, ernannte ihn zum Pascha und setzte ihn an die Spitze einer kleinen, mit Flussdampfschiffen und reichlich Proviant ausgestatteten Armee. Die Expedition stach Ende 1869 in See und landete am 7. Juni 1870 in Khartum, wo sie vom Gouverneur und den reichen Sklavenhändlern so feindselig empfangen wurde, dass die Pläne ernsthaft in Gefahr gerieten.

Bereits während der Flussfahrt galt es, die ersten natürlichen Hindernisse zu überwinden. Im Weißen Nil gab es eine lange und tiefe, mit Wasserpflanzen bewachsene Zone, ein schreckliches Sumpfgebiet, wo die meisten Männer von Baker an Malaria starben. Am 15. April 1871 erreicht er nur mit Mühe und Not Gondo-

koro. Hier errichtete er eine Stadt, die er Ismailia nannte, und erklärte den Bewohnern von Bari den Krieg, aus dem er als Sieger hervorging. Nachdem er mit aller Entschlossenheit eine Meuterei unter seinen eigenen Soldaten niedergeschlagen hatte, begab sich Baker Ende 1871 mit dem Rest seiner Karawane in Richtung Süden. Er zog am Nil entlang, durchquerte Madi und schlug in Fatiko ein befestigtes Lager auf, von wo aus er gegen die Sklavenhändler operierte. So drang er bis nach Marindi, ins Land der Unyoro vor, wo er seinen Kampf gegen die Sklavenhändler aufnahm. Es gelang ihm, für kurze Zeit die furchtbaren Menschenjagden in der Region zu unterbinden und diese ausgedehnten und schönen Gegenden Ägypten einzuverleiben.

Doch nicht für lange, denn nach der Abreise von Baker und dem Tod von General Gordon hatte der größte arabische Sklavenhändler der Region, der geheimnisvolle und erleuchtete «Mahdi» für sein kriminelles Unterfangen wieder den Rücken frei, obgleich in Europa seine Menschenjagden in der Nilregion und an der indischen Küste hinlänglich bekannt waren und verurteilt wurden. Dort waren die Araber, die in Afrika die schlimmsten Verbrechen begingen, der festen Überzeugung, im Sinne jener die Sklaverei erlaubenden Prinzipien des Islam zu handeln. So glaubten sie, dass ihre Sitten und religiösen Traditionen stärker seien als alle Gesetze der Welt. Ihre im Grunde von den eigenen Regierungen gebilligten Verbrechen brauchten also nur vor den europäischen Kriegsschiffen verschleiert zu werden. Auf der anderen Seite waren unter der türkischen Besatzung Armut und Elend der Bevölkerung so hoch, dass Diebstahl und Plünderungen zu einer Frage des Überlebens geworden waren. Dass Männer bereit waren, sich für jedwedes Verbrechen zu verkaufen, war den europäischen Mächten hinlänglich bekannt. Gab es bei den Raubzügen der Sklavenhändler im Innern des Kontinents keine anderen Zeugen als die Opfer und ihre Henker, war die Situation

in der Nilregion völlig anders, wo die europäischen Mächte ihre Informationen über Agenten und Konsuln bezogen. Doch alle Vertreter der ägyptischen Regierung, die wohlgemerkt als Erste am Sklavenhandel verdiente, betrachteten diese Geißel als eine nutzbringende Institution.

Wahr ist aber auch, dass die arabomuslimischen Länder bei so manchen europäischen Intellektuellen keine so schlechte Presse hatten. Michelet beispielsweise bedauerte sogar den Sieg von Karl Martell über die Araber (732) bei Poitiers. Ihm zufolge wäre ein Sieg des Islam ein Segen für Frankreich gewesen. Der britische Historiker und Afrikanist Basil Davidson (geb. 1914), der nur unzureichend über die Gräueltaten der Araber in Afrika informiert war, verharmloste schlichtweg die Dimension ihrer Verbrechen. So schrieb er: «Das Ausmaß des Überseesklavenhandels geht weit über alles in diesem Bereich bisher Erlebte oder Gewesene hinaus, seitdem er in seinen Auswirkungen auf Afrika erkannt wurde; dies gilt sowohl im Hinblick auf den lange Zeit von den Arabern und vielen Negerstaaten praktizierten Handel auf dem Landwege als auch auf die Sklaverei für die Hauswirtschaft, wie sie bei der afrikanischen Oberschicht in der Steinzeit üblich war. Der vom transatlantischen Sklavenhandel verursachte Schaden übertraf bei weitem den geringfügigen Aderlass, den der Menschenhandel über den Landweg darstellte. Ersterer war in seinen katastrophalen Auswirkungen völlig anders, insbesondere hinsichtlich der Unterjochung der schwachen Völker durch die stärkeren, die zweifellos das Ergebnis der afrikanischen Kriege und Eroberungszüge war.» Noch in jüngster Zeit wurden derlei Meinungen beharrlich vertreten, wie etwa von Henri Brunschwig, wenn er schreibt: «Verglichen mit dem regelmäßigen und anhaltenden Strom, der die Afrikaner mehr als drei Jahrhunderte lang nach Amerika führte, erinnert der alte asiatische oder trans-

saharische Sklavenhandel unabhängig von seinem Ausmaß eher an eine tröpfchenweise Auswanderung.»

Während sich diese genialen Gedankengänge fern jeglichem Realitätssinn entfalteten, ging der Leidensweg der Afrikaner weiter. Keine Region wurde verschont. So lag der Niger beispielsweise am Schnittpunkt der Handelswege, die Schwarzafrika mit dem Maghreb, dem Bornu-Reich, dessen Vasall, und mit den Märkten der verschiedenen Hausastädte wie etwa Kano verbanden.

Die lokalen Herrscher nahmen auch am Handel mit Nordafrika teil. Als Beispiel sei hier der von A. Salifou zitierte Augenzeugenbericht von David Richardson angeführt: «Eine lange Reihe von Sklaven, ein Ergebnis der Razzia, bewegte sich in Richtung Stadt, angeführt von einem einzigen berittenen Händler. Es gibt auf der Welt kein schrecklicheres Bild als dieses: Nur vom Hinschauen wurde mir schwindlig. Hier waren es kleine unbekleidete Kinder, die alleine liefen; dort Mütter, die sich mit ihren Kindern an der Brust vorwärtsschleppten; weiter hinten Mädchen unterschiedlichen Alters, Greise mit gesenktem Kopf, alte Frauen, die, auf einen langen Stab gestützt, nur noch ein Schatten ihrer selbst waren; dahinter folgten junge kräftige Männer, die, durch eine Kordel am Hals verbunden, in einer langen Reihe hintereinander liefen. Die Zahl dieser Elenden betrug ungefähr dreitausend.» Ihrer bediente sich der Herrscher von Damagaram, um seine Schulden gegenüber den arabischen Händlern zu begleichen.

Im 19. Jahrhundert hatte sich der Deportationszug der afrikanischen Sklaven von Timbuktu nach Fezzan verlagert, dessen Cheikh seit 1626 jährlich einen Tribut von viertausend Mitkal entrichtete, zur Hälfte in Goldpulver und zur Hälfte in Sklaven (ungefähr siebzig). Trotz der Anstrengungen der Abolitionisten sollte noch viel Zeit vergehen, ehe diesem Menschenhandel ein

für alle Mal ein Ende bereitet werden konnte. Denn neben der «Kollaboration», die den bekehrten afrikanischen Stammesführern aufgezwungen wurde, konnten die Arabomuslime auch auf die Komplizenschaft europäischer Reisender rechnen, die das Sklavenhaltersystem priesen. Die arabomuslimischen Sklavenhändler galten in ihren Augen sogar als Wohltäter der armen Afrikaner. Nicht ohne einen gewissen Zynismus schrieb der Engländer John Fryer Thomas Kean (1854 – 1937) auf seiner Reise nach Arabien im Jahre 1881: «Der Neger ist hier (in Arabien) an seinem richtigen Platz, als nützlicher und leicht zu lenkender Arbeiter. Die Neger sind Pförtner, Wasserträger und erledigen die meiste Arbeit in Mekka. Diese Sklaven sind glücklich, wohlauf, gut gekleidet (nach den in Mekka geltenden Maßstäben) und stolz auf ihre Herren in einem Land, in dem man ‹den Sklaven nur nach seinem Gebieter beurteilt›. Die Sklaverei im Orient hat einen Einfluss, der die Denkfähigkeit von Abertausenden Menschen erhöht. Mangels dieses Einflusses verbringen Hunderttausende Erdbewohner ihre Existenz in dieser Welt wie die Wilden, kaum besser als Tiere; er macht aus ihnen wenigstens Menschen, auch nützliche Menschen, manchmal sogar höhere Menschen.

Würde der arabische Sklavenhandel frei und unbehindert ausgeübt werden, könnte er menschlicher sein; und, von einem philanthropischen Standpunkt aus gesehen, wäre er für viele Angehörige der menschlichen Rasse gut. Da jede Stadt im weiten Arabien, die unter türkischer Herrschaft oder lokalem Einfluss steht, einen Sklavenmarkt zu beliefern hat, können unsere größten Anstrengungen nur die Nachfrage und den Preis nach oben treiben. Beweis: Ein gesunder männlicher erwachsener Sklave konnte vor vier Jahren in Mekka für vierzig Dollar erworben werden, heute ist er sechzig wert. Ich behaupte nicht, dass es nicht auch schlechte Seiten in der arabischen Sklaverei gibt, aber sie betreffen den Neger nicht, sobald er Sklave ist. Und der Neger

selbst kann durch diesen Behuf vom Zustand des Wilden nach und nach zu einem rentablen Mitglied der Gesellschaft, zu einem kräftigen und fügsamen Arbeiter werden, einer Stellung, zu der die Natur ihn gemacht zu haben scheint.» Das war natürlich eine rein theoretische Vorstellung. Aber gefährlich genug, um die westliche öffentliche Meinung irrezuführen und die Arbeit der Abolitionisten vor Ort zu beeinträchtigen. Während Letztere für die Abschaffung dieser Geißel wirkten, nahm der Export von Afrikanern zu den Märkten am Persischen Golf und nach Arabien erst recht einen neuen Aufschwung.

Allein zwischen 1864 und 1890 wurden im Zuge des arabomuslimischen Sklavenhandels mehr Menschen aus dem Schwarzen Kontinent deportiert als je zuvor durch die Europäer innerhalb eines Jahrhunderts. Dabei hätte eine entschlossen durchgeführte Seeblockade der Arabischen Halbinsel durch die europäischen Mächte genügt, um jegliche Überführung afrikanischer Sklaven in die arabomuslimische Welt endgültig zu verhindern. Das Ende dieses Menschenhandels hätte möglicherweise das Gebaren manch eines Anhängers der Sklaverei verändert. Es hätte die Araber jener finsteren Epoche gelehrt, ehrlich und von eigener Kraft zu leben, statt den Schwarzen Kontinent zu entvölkern und eines der grausamsten Sklavenhaltersysteme am Leben zu halten.

KAPITEL VII

Die Schwarzen im arabomuslimischen Sklavensystem

Die einzigen Völker, die die Sklaverei hinnehmen, sind die Neger, aufgrund ihrer niederen menschlichen Natur gleichen sie eher Tieren.
IBN KHALDUN

Die Sklavenhändler, ausgezeichnete Kenner der geographischen Gegebenheiten der Sahara, führten ihre «Beute» in tausenden Karawanen quer durch diese unermessliche Weite in die arabomuslimische Welt. Gab es für die vorbeiziehenden Handelskarawanen ausreichend Wasserstellen und Brunnen, so war die Route für die Sklaven eine entsetzliche Qual. Auf ihrem letzten Halt mussten diese Elenden so weit wieder zu Kräften kommen, dass sie für einen stattlichen Preis verkauft werden konnten.

Die meisten von ihnen überlebten den Gewaltmarsch nicht, viele Karawanen gelangten nicht einmal bis zum Land der Berber. Die furchtbaren Sandstürme, der erhebliche Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht, die tausende Kilometer Fußmarsch und die häufigen Überfälle von Plünderern hinterließen ihre Spuren und sorgten für eine hohe Sterblichkeit unter den Sklaven. Aus Angst vor Angriffen kriegerischer Stämme trieben die Sklavenhändler ständig zur Eile. Bereits im Mittelalter hatten die marokkanischen Herrscher in den von ihnen kontrollierten

Wüstenregionen Festungen bauen lassen, um den vorbeiziehenden Karawanen Schutz zu gewähren. Unzählige Menschen erlagen den Anstrengungen des Marsches, dem Wasser- und Nahrungsmangel. Die Forschungsreisenden Denham und Clapperton berichteten, dass sie auf einer der Straßen nach Mekru in der Nähe der Brunnen kilometerweit Skelette von Sklaven gefunden hätten; einige lagen unter dem Sand begraben, andere wie in einer vom Wind gebildeten Sandmulde. Oft hatten sie eine Hand schützend über dem Kopf, häufig auch beide. Die meisten jedoch waren auf schändlichste Art verstümmelt, einzelne Körperteile lagen verstreut, hier ein Bein, dort weit weg vom Rumpf die Arme, die noch in Fesseln steckten. Bei einer der Leichen waren Gesicht und Bart deutlich erkennbar. Da rief plötzlich einer der arabischen Sklavenhändler aus: «Das war doch mein Sklave. Ich hatte ihn vor vier Monaten hier in der Nähe zurückgelassen.» Noch abscheulicher war der Bericht eines englischen Reisenden im Jahre 1875 über die Grausamkeit der arabischen Sklavenhändler: «Die Karawane war fünf Tage vor mir angekommen ... ich hatte mehr als genug gesehen, um mich vom Umfang und der Widerwärtigkeit des Sklavenhandels vor Ort zu überzeugen ... Zwei Stunden bevor wir zur Oase gelangten, trafen wir vier Sklaven, die hinter einem Araber in Richtung Ozla unterwegs waren, und als wir den Palmenhain betraten, sahen wir einen anderen Araber, der einen Sklaven mit einem Seil um die Taille hinter sich herzog.

Diese Sklaven waren mit der Karawane gekommen. Etwas weiter hockten zehn oder zwölf von ihnen an einem Brunnen. Ich ging auf sie zu, um sie mir genauer anzuschauen ... Sie sahen aus wie Skelette, mit ihren langen und dünnen Gliedmaßen; ihre sichtlich anormale Statur und die vorspringenden Knie, Ellenbogen, Hände und Füße verliehen ihnen das wohl schrecklichste und widerwärtigste Aussehen. Ich habe in meinem ganzen Leben nie ein solch hanebüchenes Bild gesehen ... Die armen Kreaturen,

die aus den ländlichen Gebieten nach Dschalo gebracht werden, bringen kaum mehr als zehn oder zwölf Pfund ein, und wenn auch gerade mal ein Drittel lebend in Dschalo ankommt, zieht der Besitzer noch immer so viel Profit daraus, dass er reichlich für alle eingegangenen Risiken entlohnt wird, denn in Ouaddai beginnt der Preis für einen Sklaven bei drei Batzen Kaliko. Diese erbarmungswürdigen Wesen überqueren dreiundzwanzig Breitengrade zu Fuß, nackt, unter einer brennenden Sonne, mit einer Tasse Wasser und einer Handvoll Mais alle zwölf Stunden für ihren Unterhalt. Auf der zweiwöchigen Strecke zwischen Tukkru und Dschahuda findet man keinen Tropfen Wasser, und das Überleben der Karawane hängt von den in den Brunnen von Tukkru gefüllten Wasserschläuchen ab. Auch wenn Hunger und Durst die Zahl der erschöpften Schwarzen dezimieren, auch wenn sie sich auf dieser qualvollen Reise fallen lassen, ausgelaugt und ohnmächtig, um schließlich in der Wüste eines schrecklichen Todes zu sterben, muss der Markt von Dschalo versorgt werden, und er wird versorgt, doch zu welch hohem Preis menschlichen Lebens...» Viele der starken und robusten afrikanischen Überlebenden dagegen wurden bei ihrer Ankunft an den Orten der Versklavung von verschiedenen Krankheiten heimgesucht.

Die meisten afrikanischen Deportierten starben weit weg von ihrer Heimat. In der Türkei beispielsweise gab es selten mehr als zwei aufeinanderfolgende Generationen von Afrikanern. Neben den Folgen ihrer unmenschlichen Verschleppung und Ausbeutung litten diese Gepeinigten oft an etlichen Krankheiten, wie beispielsweise an

- hartnäckigen Hustenanfällen (arab.: saala) oder katarrhalischen Erkrankungen, die darauf zurückzuführen waren, dass die Sklaven auch in den kühlen und oft windigen Nächten unbekleidet schlafen mussten. In der Regel ließen sich derartige Beschwerden mit einfachen Hilfsmitteln heilen;

- Augenkrankheiten (arab.: mered el aïnin), die ebenfalls auf die klimatischen Bedingungen zurückzuführen waren, und die durch Auswaschen mit sauberem Wasser geheilt werden;
- Blattern (arab. jedri), für die Sklaven verhängnisvoll und für die Sklavenhändler verlustbringend; diese häufig tödlich verlaufende Infektionskrankheit war offensichtlich weniger im Sudan und Zentralafrika verbreitet als in nördlich gelegenen Gebieten. Einigen afrikanischen Stämmen zufolge war sie in den südlichen Regionen bis auf wenige, auf die Einschleppung von Krankheitserregern zurückzuführende Fälle völlig unbekannt. Diese Behauptung schien durch die Aussage bestätigt, dass es in den Karawanen sehr wenige Sklaven gab, die in ihrem Herkunftsland angesteckt worden waren.
- Hautkrankheiten, die sich zahlreiche Sklaven bei ihrer Ankunft in Ägypten, vor allem in Kairo zuzogen, wo sie unter dem Namen eêch-el-medyneh (so viel wie «nach Art der Stadt») bekannt waren. Diese oft mit der Krätze verwechselte Krankheit war zwar nicht ansteckend, konnte aber über mehrere Monate hinweg einen bedenklichen Verlauf nehmen.

In Nordafrika wurden die Sklaven nach Ghadames gebracht, einer großen libyschen Handelsstadt, deren Kaufleute Kontore in den benachbarten Sahara-Märkten betrieben. Von dort wurden die Verschleppten entweder an die einheimische Bevölkerung verkauft oder mit Hilfe der Tuareg, die im Allgemeinen mit den arabischen Händlern zusammenarbeiteten, nach Ägypten exportiert. Die Sklaven kamen meistens aus Bornu, dem Land der Hausa, und aus Timbuktu. Diejenigen, die an Ort und Stelle verkauft wurden, dienten als Schäfer, als Hauspersonal oder als Karawanenknechte. Am meisten geschätzt waren die vom oberen Nil stammenden Bongos. Man sagte ihnen Fleiß, Folgsamkeit, Gefügigkeit und ein angenehmes Wesen nach. Die Bakukes

dagegen waren als sehr freiheitsliebend bekannt, weshalb die Araber ihnen misstrauten. Gleiches galt für die Wolof, die Lubas und die Abakas. Einige arabische Sklavenhändler machten sich folgende, von ihren transatlantischen «Kollegen» vorgenommene Klassifizierung der Afrikaner zu eigen. Demzufolge seien:

- Bambara (Sklaven aus Mali) dumm, sanftmütig und kräftig;
- Sklaven von der Goldküste und Ouidah (heute Ghana und Benin) gute Landwirte, doch zu Suizid neigend;
- Kongolesen freundlich und fleißig;
- Sklaven aus Cayor (Senegalesen) gefährlich und rebellisch, als Militärsklaven ständig Revolten anzettelnd.

Den größten Gewinn im arabomuslimischen Sklavenhandel brachten Frauen ein. Zu den Beliebtesten gehörten die Nubierinnen und Abessinierinnen aufgrund ihrer sprichwörtlichen Schönheit. Sie wurden sexuell ausgebeutet, wegen ihrer Geschicklichkeit aber auch zu Haus- und Handwerksarbeiten eingesetzt. Für Nyam-Nyam-Mädchen gab es ihrer Seltenheit wegen einen hohen Preis. Da die Dinka-Frauen als gute Köchinnen bekannt waren, wurden sie vor allem nach Nubien verkauft. Doch bevor die Frauen zu den Umschlagplätzen gelangten, wurden sie systematisch geschändet, um sie moralisch und psychisch zu brechen und sie ihrem künftigen Herren gegenüber gefügig zu machen.

Viele dienten im Haushalt oder gar als Gesellschaftsdamen, wie der im 17. Jahrhundert lebende Priester und Autor Frey Diego de Haëdo zu berichten wusste: «In Algier umgeben sich die Damen aus hoher Gesellschaft mit ebenso vielen Negerinnen (von denen viele zwischen 25 und 39 Ecus wert sind) wie weißen Christinnen [...] Einige führen eine Eskorte von vier, sechs oder mitunter sogar zehn Sklaven mit sich.» Dennoch erreichte die Sklaverei in Nordafrika nie größere Ausmaße. Zum einen, weil das Wirtschaftssys-

tem dieser armen Länder nicht auf eine zusätzliche Sklavenbevölkerung ausgelegt war: Eine unterentwickelte Landwirtschaft, fehlende Brunnen und Nahrungsmittelknappheit hatten einen nur geringen Bedarf an Arbeitsplätzen zur Folge. Zum anderen wurden hier bis in die Neuzeit hinein nur so wenige Kriege geführt, dass es lediglich einiger hundert Soldaten bedurfte.

Schwarze Gardisten und Soldaten gab es schon seit Beginn der islamischen Eroberung vor allem in Tunesien und Marokko, hier gehörten zahlreiche Sklaven den gefürchteten und bekannten Elitekorps an. Im 17. Jahrhundert stellte der Sultan Mulay Ismail sogar eine ausschließlich aus schwarzen Sklaven bestehende Armee zusammen. Ab 1672 führten seine Untertanen immer häufiger Razzien unter den schwarzen Bevölkerungsgruppen durch, um Männer zu rekrutieren. Auch Sklaven von den Großmärkten im Sudan, Dschenné oder Timbuktu stellten sie in den Dienst der Kampfeinheiten. In kurzer Zeit gelang es ihnen, eine gut trainierte und zahlenmäßig so große Armee auf die Beine zu stellen, dass der Sultan eigens für ihre Unterbringung eine Stadt bauen ließ. So lag das Schicksal des Herrschers und seiner Getreuen völlig in den Händen der Armee, die sich zur stärksten Institution des Staates entwickelt hatte. Die Rekruten waren oft Wolof (Senegalesen), die sich schon in den almoravidischen Truppen hervorgetan hatten. Bereits 1541 konnten afrikanische Soldaten die Schlacht um die von den Portugiesen besetzte Festung Agadir für sich entscheiden. Einer der portugiesischen Offiziere schrieb später: «Sie kämpften wie die Teufel und nicht wie Menschen.» In den schwarzen Kampfeinheiten Marokkos durfte der Dienststatus als Militärsklave an die leiblichen Nachkommen vererbt werden. Am Ende ihrer Militärausbildung ehelichten die jungen, meist kaum älter als 16-jährigen Rekruten eine gleichaltrige schwarze Sklavin. Die aus dieser Generation hervorgegangenen Kinder wurden später automatisch in die Armee eingegliedert.

Ein Jahrhundert später löste der Sultan Sadi Mohamed aufgrund eines Gerüchtes über eine bevorstehende und gegen ihn gerichtete Revolte der schwarzen Kämpfer dieses Corps endgültig auf und vertrieb all seine Mitglieder, die er landesweit als ernste Gefahr für seine Macht wähnte. Wie Marokko, so hatten fast alle muslimischen Staaten schwarze Kämpfer angemustert. Das Osmanische Reich zählte dereinst mehrere tausend afrikanische Soldaten in seinen Reihen.

Ein 1717 in Frankreich veröffentlichtes Dokument erwähnte deren Präsenz in den Reihen der im gleichen Jahr aufgestellten osmanischen Armee, die gegen «Seine Kaiserliche Majestät in Ungarn und gegen die Venezianer antreten sollte, und der Kavalleristen und Infanteristen sowohl aus dem Orient, dem Okzident, dem Süden wie auch dem Norden angehörten». Die osmanische Armee hatte ihre Rekruten aus den verschiedensten Ethnien ausgewählt, so standen Armenier, Perser und andere Assyrer an der Seite von zahlreichen afrikanischen Soldaten wie etwa Ägypter und Äthiopier.

Zur ersten osmanischen Armee, die 1717 nach Ungarn entsandt wurde, gehörten:

- in der Kavallerie insgesamt 105 000 Mann, darunter 10 000 Schwarzafrikaner, 4000 Äthiopier, 10 000 Ägypter, das heißt 24 000 Männer aus dem afrikanischen Kontinent;
- in der Infanterie insgesamt 251 000 Soldaten, darunter 20 000 Schwarzafrikaner, 16 000 Äthiopier, 4000 Ägypter, das sind 40 000 Söhne Afrikas oder Nachkommen von Afrikanern;
- in der zweiten osmanischen Armee, die im gleichen Jahr gegen die Venezianer ins Feld zog, gab es:
- in der Kavallerie insgesamt 62 000 Soldaten, davon 6000 Schwarzafrikaner, 5000 Äthiopier, 7000 Ägypter (wahrscheinlich freigelassene Sklaven), das ergab 18 000 Afrikaner;

- in der Infanterie insgesamt 116 100 Soldaten, davon 1000 Schwarzafrikaner, 2000 Äthiopier, 18 000 Ägypter, d. h. 21 000 Afrikaner.

Die Führung der türkischen Armeen schätzte in der Tat die Vorzüge der afrikanischen Kämpfer. Aus einem Bericht der englischen Marine vom 25. Januar 1858 erfahren wir, dass die Zahl der schwarzen Marineinfanteristen in der türkischen Kriegsflotte beträchtlich war; sie bestand im Wesentlichen aus freigelassenen oder in Tripoli von den Händlern nicht verkauften und ihrem Schicksal überlassenen Sklaven. Der Autor des Berichts glaubte zu wissen, dass sich die Regierung ihrer übergroßen Zahl und ihres «unangemessenen Status» bewusst war; daher musste eine Lösung gefunden werden. «So wurden siebzig Neuankömmlinge in eine lediglich aus afrikanischen Marineinfanteristen bestehende Kompanie eingegliedert. Sie waren in Bezug auf Sold, Unterbringung, Essensrationen und Kleidung ihren türkischen Mitstreitern gleichgestellt. Nach ihrem Dienst wurde ihnen die Demobilisierung in Aussicht gestellt. Sie waren integraler Bestandteil des Marinepersonals, wurden gut behandelt, in Zimmern untergebracht, wo zur kalten Jahreszeit Tag und Nacht ein Holzkohlefeuer brannte», fuhr der Autor des Berichtes fort. Ein schwarzer *mulazim* (Leutnant) und einige schwarze *tchiaouche* (Unteroffiziere) vor Ort waren mit ihrer Überwachung und Ausbildung beauftragt. Andere Aufgaben bekamen sie wegen der kalten Witterung nicht. Körperlich Geschwächte kamen bei ihrer Ankunft sogleich ins Marinelazarett. Lediglich zwei von ihnen starben. Die Männer in den Kasernen waren gesund und schienen mit ihrem Schicksal zufrieden. Die schwarzen Sklaven genossen den gleichen Status wie die Türken.

In der muslimischen Welt bewiesen nicht selten die schwarzen Soldaten die größte Ergebenheit ihrem Sultan gegenüber. Der Neid anderer Truppen, insbesondere aus weißen Ethnien, führte zu häufigen Krawallen zwischen den Gruppen. Die schwarzen Regimenter, die oft in den ersten Reihen kämpften, leisteten beispielsweise bis zuletzt erbitterten Widerstand beim Fall der Fatimiden-Dynastie im Jahre 1171.

Als Saladin im Jahre 1169 den Führer der schwarzen Eunuchen von Kairo ermorden ließ, bekam er es mit einer ganzen Armee von Afrikanern zu tun, die entschlossen waren, ihr Oberhaupt zu rächen.

Zwei Tage lang kämpften 50 000 schwarze Soldaten gegen die Armee des arabischen Eroberers, bis sie vom fatimidischen Kalifen al-Adid feige verraten wurden, wie ein zeitgenössischer Chronist berichtete: «Al-Adid hatte seinen Wachturm bestiegen, um der Schlacht zwischen den Palästen zuzuschauen. Es hieß, er erteilte seinen anwesenden Männern im Palast den Befehl, die Truppen von Saladin mit Pfeilen zu beschießen und Steine auf sie zu werfen, was sie auch taten. Andere meinten, dies sei nicht auf seinen Befehl zurückzuführen. Cham al-Dawla (Saladins Bruder) entsandte Fackelwerfer, um den Turm niederzubrennen. Einer von ihnen war gerade im Begriff, Feuer zu legen, als sich die Tür des Turmes öffnete; ein Stellvertreter des Kalifen erschien und sprach folgende Worte: ‹Der Herrscher der Gläubigen grüßt Cham al-Dawla und mahnt: Nehmt euch vor diesen schwarzen Hundesklaven in Acht. Jagt sie außer Landes!›» Bislang waren die Schwarzen davon überzeugt, dass der Kalif al-Adid ihre Haltung schätzte. Doch kaum vernahmen sie diese Worte, verließ sie all ihre Kraft, ihr Mut schwand und sie flüchteten. Die wenigen schwarzen Soldaten, die dieses Blutbad überlebten, organisierten über Jahre hinweg einen sporadischen Widerstand, bevor sie endgültig besiegt wurden.

Saladin musste zahlreiche Truppen weißer Soldaten in seine Einheiten eingliedern, doch er verweigerte sich den Schwarzen, weil er ihnen ihre beständige Treue zu den letzten Fatimiden nicht verzeihen wollte.

Das Schicksal der afrikanischen Deportierten, Kämpfer oder Sklaven im islamisierten Nordafrika war im Vergleich zu anderen Regionen weniger schmerzhaft. Denn im Gegensatz zu anderen Völkern der arabomuslimischen Welt reagierten die Berber lange Zeit zurückhaltend gegenüber dem Islam und übten ihn auch nach ihrer Bekehrung eher pragmatisch aus. Oft diente eine Pilgerreise nach Mekka lediglich einer politischen oder diplomatischen Konsolidierung der Allianz mit den arabischen Mächten jener Zeit. Die ebenfalls zu den Berbern zählenden Tuareg beispielsweise waren, obwohl sie sich zum Islam bekannten, im Allgemeinen der Monogamie verpflichtet, anders als im Orient, wo die Polygamie keine Grenzen kannte, wie vor allem in Konstantinopel und Ägypten.

Ihre religiösen Führer legten den Koran zweifellos richtiger aus. Denn in Bezug auf die Polygamie empfiehlt die Sure IV, Vers 3 Folgendes: «Und so ihr fürchtet, nicht Gerechtigkeit gegen die Waisen zu üben, so nehmt euch zu Weibern, die euch gut dünken, (nur) zwei oder drei oder vier; und so ihr (auch dann) fürchtet, nicht billig zu sein, heiratet nur eine [...]» In Wirklichkeit führt der Koran an keiner Stelle die Verpflichtung eines Muslims zur Polygamie an, noch wird sie vorgeschrieben. So blieb die Mutter in der monogamen berberischen Familie ohne Rivalin im Haus, sie wurde von ihren Kindern respektiert und teilte die Autorität mit dem Familienvater, sie nahm am gesellschaftlichen Leben teil; dies änderte sich erst in jüngster Zeit mit dem Diktat der Fundamentalisten zum Schleierzwang. Daher gab es hier kein Haremssystem, für das eine große Zahl von Wächtern nötig

gewesen wäre. Gleichwohl gingen die Sklavenhändler aus dem Norden über Jahrhunderte hinweg auf Raubzüge im Innern des Kontinents. Der arabische Geograph Al Yaqubi schrieb bereits 891: «Wir bewegen uns auf ein Land [oder eine Stadt] zu, die Ghast [Ghana] Audaghust [Aoudagost] genannt wird. Das ist eine blühende Oase mit festen Wohnstätten. Hier lebt ein König ohne Religion und religiöse Gesetze, der Raubzüge im Sudan durchführt.»

Jedes Jahr brachten die Karawanen der Araber und Mauren aus der Region Marrakesch in Marokko zahlreiche Sklaven aus dem Süden und boten sie zum Verkauf. Auch von Tunesien gingen im 17. Jahrhundert regelmäßig Karawanen ab, die ihre Beute auf dem zwischen 1610 und 1637 eigens dafür errichten Markt Suq al Barka verkauften. In einem 1848 vom französischen Kriegsministerium veröffentlichten Dokument wird die Gesamtzahl der in der französischen Kolonie Algerien erfassten schwarzen Sklaven auf ungefähr 8000 bis 9000 geschätzt. Aus demselben Dokument erfahren wir, dass die Sklaven in Constantine von ihren Herren weniger gut behandelt wurden als zu Zeiten der Beys. Zwar flauten die Importe ab, doch nicht die Zahl der Sklaven, weil die großen Sahari-, Talagghura- und Haraktasstämme sowie die Abd-el-Nour zur Umgehung der französischen Maßnahmen ihre Sklaven an die Bevölkerung der umliegenden Städte verkauften. Algerien importierte weniger afrikanische Sklaven als Tunesien und Marokko, die meisten waren hier nur auf der Durchreise. In den von der französischen Verwaltung kontrollierten Territorien sollte dieser Handel offiziell nach der Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1848 eingestellt werden. Einigen Quellen zufolge wurde er jedoch nur weiter nach Süden verlagert, d. h. in den Mzab und die Gegend von Ouargla, die lange Zeit als Umschlagplätze dienten. Ihre Sklaven erwarben sie von den Tuat oder den Chaamba-Nomaden, die ihre «Ware» ihrerseits in Ghadames bezogen.

Hinsichtlich der anderen Länder des Maghreb liegen für das 19. Jahrhundert nur unzureichende Angaben über die Zahl der dort versklavten Menschen vor, nicht zuletzt auch, weil hier dieses System lange verwurzelt war und zur Normalität gehörte. In Tunis war der Sklavenmarkt vor der Ankunft der Franzosen das ganze Jahr über mit menschlicher Ware versorgt, die nach Belieben verkauft und wiederverkauft werden konnte. Zur Qualitätsbeurteilung musste ein Sklave verschiedene Bewegungen ausführen und Posen einnehmen, z. B. laufen, rennen, springen, sich beugen, bücken und winden. Das Besondere an diesem System bestand darin, dass der Sklave selbst, um der Grausamkeit eines Herrn zu entkommen, das Recht auf Weiterkauf hatte. Letzterer reagierte bei einem derartigen Wunsch allerdings eher mit dem Knüppel als mit einer Einwilligung.

Noch lange nach der offiziellen Abschaffung des Sklavenhandels und der Versklavung der Schwarzen in der westlichen Welt wurden hier weiterhin Fälle extremer Grausamkeit verzeichnet. Im Juli 1875 veröffentlichte die Zeitschrift *Le Gaulois* folgende Auszüge aus einem Brief eines gewissen Herrn Demailly: «Ein Eingeborener (oder tunesischer Araber) aus der Manoubha, Besitzer von zwölf Sklaven, soll einer armen Frau, die einen Fluchtversuch unternommen hatte, ein Auge ausgestochen und die kleinen Zehen abgeschnitten haben.» Auf Druck der französischen Behörden verkündete Sidi Ahmed Bey in einem Erlass des Monats Moharrem 1262 der Hidschra (entspricht dem Monat Januar des Jahres 1846) die formelle Abschaffung der Sklaverei auf seinem Territorium. Daraufhin gingen genaue Anweisungen an die verschiedenen tunesischen Behörden, um dessen vollständige Umsetzung zu erwirken. Demnach waren Sklaven unverzüglich freizulassen. Doch aufgrund der großen lokalen Nachfrage konnte der Sklavenhandel weiterhin den florierenden Schwarzmarkt beliefern.

Erst das am 28. Mai 1890 (9. Chaoual 1307 der Hidschra) von Ali Pascha Bey erlassene Dekret, das ebenfalls auf Druck der französischen Behörde zustande kam, sorgte für eine wirksame Abschaffung dieses schändlichen Handels. Im Wortlaut hieß es: «Wir, Ali Pascha Bey, Herrscher über das Königreich Tunis, verkünden in Anbetracht des von unserem ruhmreichen Vorgänger Sidi Ahmed Bey am 23. Januar 1846 (25. Moharrem 1262 der Hidschra) erlassenen Dekrets, dass die Sklaverei im Königreich aus höchst gewichtigen religiösen, menschlichen und politischen Erwägungen nicht mehr erlaubt ist.»

Trotzdem war in der französischen Zeitung *Le Soleil* von Mai 1891 zu lesen: «Die Sklaverei, obgleich in Tunesien offiziell verboten, floriert im Geheimen weiter. Weil die Führer der Sklavenkarawanen die für den Verkauf vorgesehenen Frauen und Kinder geschickt in Halfasäcken verbergen. Solange das den eingeborenen tunesischen Zollbeamten gegebene Trinkgeld angemessen ist, hat man freien Zutritt nach Tunis, wo die Ware in einigen den Abnehmern bekannten Häusern abgeladen wird.»

Nun wurden die afrikanischen Sklaven nach und nach vor allem über Ägypten durch das Niltal gen Orient gebracht. Dieser Fluss ist das Bindeglied zwischen dem afrikanischen Kontinent und der Außenwelt. Er geht mitten durch die Wüste bis ins Herz Afrikas.

Der Nil war die erste große bekannte Route für den afrikanischen Binnenhandel. Doch die Araber haben ein noch nie da gewesenes «Gewerbe» eingeführt. Anstelle eines ehrlichen und für die schwarzen Völker vorteilhaften Handels, der dem Kontinent Fortschritt und Weiterentwicklung gebracht hätte, wurde Afrika mit der abscheulichsten Art aller Handelstätigkeiten konfrontiert. Die Sklavenkonvois, die von den Ufern des Weißen Nil ans Rote Meer geschickt wurden, überquerten den Blauen Nil

und zogen an den Nordhängen des abessinischen Plateaus entlang. Seit eh und je bildet das Rote Meer die Grenze zwischen Orient, Okzident und Afrika, zwischen drei Welten und drei verschiedenen Denkweisen. Hier lieferten sich nach der allgemeinen Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert Aufklärung und Finsternis, Leben und Tod, niederträchtige Knechtschaft und notwendige Freiheit einen erbitterten Kampf.

Hier erfolgte auch die grausige Auslese von Menschen in Ketten, die an diese unwirtliche Küste gebracht wurden, um Afrika für immer zu verlassen. Diese ihrer Heimat entrissenen Menschen waren dazu verdammt, den Rest ihres Daseins im Dienste von Müßiggängern und Wüstlingen orientalischer Prägung zu fristen. Nach einer unbeschreiblich leidvollen Wanderung wurden sie ihrem weiteren Schicksal überlassen, die einen zogen gen Orient und die anderen zu den unterägyptischen Marktplätzen. Diese Region beherbergte den größten Zuliefermarkt für die arabomuslimische Welt, insbesondere Arabien, das den Löwenanteil an der «afrikanischen Exportware» bekam.

Die ägyptischen Märkte wurden mit jährlich vierzig- bis fünfzigtausend Sklaven durch die über Nordafrika kommenden Karawanen aus Fezzan, Nubien und dem Sudan versorgt. Oft wurden Sklavenhändler als *dschallab* bezeichnet, in der Bedeutung von «Importeur», oder *nakhkhas*, «Viehhändler». Diese Menschen führten ihre Sklaven, ihre «Ware», auf den öffentlichen Markt und boten sie feil.

Ein europäischer Beobachter dieser Verkäufe berichtete darüber wie folgt: «Es gibt zwei oder drei Straßen unweit von Cancalli, einem Viertel von Kairo, wo Sklaven verkauft werden, wo ich mehr als vierhundert auf einen Schlag gesehen habe, von denen die meisten schwarz waren: rauben sie sie an den Grenzen zu Äthiopien? Sie stehen alle nackt in Reih und Glied vor der Stadtmauer, die Hände am Rücken gefesselt, damit man sie

besser betrachten kann, und um zu sehen, ob sie einige Mängel aufweisen; bevor sie auf den Markt kommen, werden sie ins Bad geschickt, wo ihnen die Haare gekämmt und recht niedlich geflochten werden; damit man sie besser verkaufen kann, tragen sie an Armen und Beinen Armbänder und Ringe, Hängeschmuck für Ohren und Zopfspitzen; und auf diese Weise werden sie zum Markt gebracht und wie Pferde vorgeführt. Die Mädchen haben im Unterschied zu den Jungen lediglich ein Stückchen Stoff, um ihre Schamteile zu verbergen: Hier ist es jedem erlaubt sie zu betrachten und vorne und hinten zu befühlen, sie laufen, rennen, sprechen und singen zu lassen, ihre Zähne zu begutachten, zu prüfen, ob ihr Atem nicht stinkt: und wenn man vor einem Geschäftsabschluss steht, bei dem es um ein Mädchen geht, wird es beiseite genommen, hinter einem großen Tuch wird es ausgiebig von eigens dafür bestellten Matronen im Beisein des Käufers begutachtet, um festzustellen, ob es noch Jungfrau ist. Ist das der Fall, steigt sein Wert.»

Nachdem die Türkei offiziell den Sklavenhandel und die Sklaverei abgeschafft hatte, gab auch die ägyptische Regierung einige Anweisungen in dieser Hinsicht, ohne jedoch ernsthaft auf deren Ausführung zu bestehen. Ihre Beamten waren in Wirklichkeit nicht darauf erpicht, gegen die Sklavenhändler vorzugehen. Jedes Mal, wenn eine Fracht beschlagnahmt wurde, wurden die Sklaven nicht etwa freigelassen, sondern in geheim gehaltene Kasernen geschafft. Da Ägypten einen großen Bedarf an Kämpfern hatte, bestanden zahlreiche Kontingente seiner Armee aus schwarzafrikanischen Sklaven. Aus dem Jahrbuch von 1868 erfahren wir, dass auf die 5125000 Einwohner Ägyptens eine 48600 Mann starke Armee kam, die Marine nicht mitgerechnet. Für ein nicht gerade reiches und rohstoffarmes Land war das enorm. Wie in Deutschland unter der Naziherrschaft waren nahezu im ge-

samten ägyptischen Verwaltungsapparat die Beamten auf dem Laufenden und beteiligten sich beflissen an Sklaverei und Sklavenhandel. Die Besoldung der Zivil- und Militärbeamten erfolgte in Form von Sklaven, der damals gängigsten Währung. Die ägyptischen Offiziere wurden zum Teil mit Sklaven vergütet. In der Provinz Kordofan entlohnte der Gouverneur seine Soldaten und Angestellten unverhohlen auf diese Weise. Nahezu alle wichtigen Behörden dieses Landes beteiligten sich am Sklavenhandel. Wenn ein ägyptischer General eine große Armee mobilisierte, benötigte er eine normalerweise vom Staat gewährleistete «Militärkasse». Sie bestand aber im Wesentlichen aus Sklaven, die im Zuge der blutigen Razzien bei den sudanesischen und nubischen Nachbarn gefangen genommen wurden.

Unter den Berbern, die im Allgemeinen nicht im Staatsdienst standen, boten sich viele den Menschenjägern an. Da die arabischen Stämme jener Zeit seit den islamischen Eroberungszügen nur von Kriegen und Plünderungen lebten, wurde diese abscheuliche Praxis von Generation zu Generation weitervererbt.

An der Spitze ihrer Herrschaftsbereiche überwachten arabische Gouverneure sowohl die Maßnahmen zur Verstümmelung der Eunuchen in Khartum, bevor diese unschuldigen Opfer nach Ägypten geschickt wurden, als auch die an der Grenze zu Abessinien durchgeführten Raubzüge. In dieser Zeit leitete der ägyptische Präfekt Mohammed-Kher höchstpersönlich die Menschenjagden gegen die Schilluks. Der größte Teil der Gefangenen wurde anschließend in den Orient exportiert. Kosteten die in der Region von Sansibar erworbenen Sklaven einen oder zwei französische Franc, betrug ihr Handelswert in Arabien zwischen zweihundertfünfzig und vierhundert. Mit Ausnahme der für sexuelle Dienste und Hausarbeiten vorgesehenen Frauen überlebten nur wenige Afrikaner länger als sieben Jahre an den Orten ihrer Versklavung. Wobei die für «untauglich» befundenen Skla-

ven systematisch ermordet wurden. So stellt sich die Frage nach dem Warum und Wofür dieses dringlichen Bedarfs an Sklaven in der arabomuslimischen Welt.

Schauen wir beispielsweise nach Arabien jener Zeit, das eine hohe Nachfrage an servilen Arbeitskräften aus dem Ausland hatte. Das Land der Wahhabiten ist ein Zentralplateau mit ausgedehnten Feld- und Wüstengebieten. Von den 2 800 000 Quadratkilometern seines Gesamtterritoriums waren damals 700 000 fruchtbar, die im 19. Jahrhundert aufgrund des Arbeitskräftemangels nicht bestellt werden konnten. Im Vergleich zu anderen Ländern dieser Größe hätte Arabien fünfzig Millionen Einwohner fassen können, es zählte aber nur acht Millionen. Diese regelrechte Entvölkerung ging vor allem auf die wirtschaftspolitischen Traditionen der Araber selbst zurück. Die elementarste Wirtschaftswissenschaft lehrt, dass das Überleben einer Gesellschaft von drei Hauptquellen abhängig ist: der Industrie, der Landwirtschaft und dem Handel mit Erzeugnissen aus deren Produktion. Mit ihrem komplizierten und aufwendigen Steuer- und Abgabensystem trieben die Wahhabiten die meisten Landwirte in den Ruin. Auch Handel und Industrie waren mit hohen Abgabenlasten belastet. Um sich diesen erdrückenden Lasten und den Verpflichtungen gegenüber dem Militär zu entziehen, gaben ganze Bevölkerungsgruppen Haus und Hof auf und gingen in die Emigration.

Der wirtschaftliche und soziale Aufschwung des Landes konnte unter diesen Bedingungen lediglich durch Hinzuziehung serviler Arbeitskräfte aus dem Sklavenhandel gewährleistet werden. In der Tradition der Araber war ein Mann niemals arm, solange sein Nachbar etwas besaß. So waren die Beduinen, Nachkommen der Nabatäer und Vorfahren der heutigen Jordanier, nicht nur für ihr Ungestüm im Kampf bekannt, sondern auch für Großherzigkeit und Gastfreundschaft, denen die menschliche Würde heilig

war. Es heißt, dass sie einem Mann drei Tage lang Gastfreundschaft erwiesen, ohne ihn nach dem Grund seines Kommens zu fragen. Aber mit ihrer Bekehrung zum Islam wurden viele von ihnen zu Plünderern.

Der Heilige Krieg kam ihnen zur eigenen Bereicherung gerade recht. Da in ihrer Philosophie jeder Gläubige zum Dschihad verpflichtet ist, galt es, die Nicht-Bekehrten zu unterwerfen und zu knechten. Sie nahmen den Koran als Vorwand, um die ungläubigen Nachbarn zu plündern und sich ihrer gesamten Habe zu bemächtigen. So gewöhnten sich die meisten bekehrten arabischen Stämme im Bewusstsein, rechtens und mit Gottes Gnade zu handeln, einen bequemen Lebensstil auf Kosten anderer an. Dieses Prinzip trugen sie bis nach Afrika. Die eroberten Dörfer wurden geplündert, die Bevölkerung ausnahmslos gefangen genommen, Frauen und Kinder, Freie, Knechte (Haussklaven oder Sklaven der Krone), bis hin zu Standespersonen oder Stammesführern. Sie nahmen den Besiegten alles, was sie besaßen, entrissen den Frauen ihren Schmuck, durchsuchten die Boubous, um des möglicherweise im Saum verborgenen Goldes oder Silbers habhaft zu werden. Anschließend brachten sie ihre Opfer auf die Märkte der arabomuslimischen Welt.

Die Araber lebten vom Besitz und von der Arbeit der Besiegten. Ihr Motto: Dem Sieger Ruhe und Müßiggang nach dem Kampf, dem Sklaven die Mühsal. Die Beständigkeit des vom 7. bis zum 20. Jahrhundert währenden Sklavenhandels und der arabomuslimischen Sklaverei in Afrika lag in den Traditionen der Araber selbst, die aufgrund ihres ausschweifenden Lebensstils und ihrer Faulheit nicht auf die Arbeitskraft und das Blut dienstfertiger Menschen verzichten mochten.

Dabei gemahnen doch einige edle Hadithe des Propheten Mohammed zur Arbeit und zur Vermeidung von Bettelei. Eines Ta-

ges, so wird erzählt, bat ein körperlich wohlgenährter Mann den Propheten um ein Almosen. Der heilige Mann fragte ihn, ob er irgendeinen Besitz zu Hause hätte. Der andere gab zur Antwort: Nur eine Decke und ein Trinkgefäß. Daraufhin bat der Prophet darum, sie ihm herbeizuschaffen. Wer würde diese Gegenstände kaufen, fragte er in die Runde. Einer bot einen Dirham, ein anderer zwei. Der Prophet gab dem Mann das Geld und sagte ihm: Mit einem Dirham kaufst du deiner Familie etwas zu essen und mit dem anderen kaufst du eine Hacke und bringst sie mir. Als der Mann mit der Hacke zurückkam, befestigte sie der Prophet an einem Stiel und befahl ihm, damit Holz zu hacken, es zu verkaufen, und zwei Wochen später wieder bei ihm vorzusprechen. Nachdem er durch seine Arbeit zehn Dirham verdient hatte, suchte der Mann vierzehn Tage später den Propheten auf. Dieser hob die Arme gen Himmel und sagte ihm: «Das ist viel besser als die Bettelei, die am Tage der Auferstehung dein Gesicht wie ein Makel zeichnen würde.»

Vergebliche Mühe, denn der arabische Mann, der auf die Arbeitskraft des Sklaven setzte, hatte mit der Zeit die wesentlichen Merkmale des Menschseins abgelegt, d. h. die Großherzigkeit, die Fähigkeit zur Arbeit und die Kraft des Willens. Weil er sich Sklaven verschaffen konnte, die das Feld an seiner Stelle pflügten, die für ihn webten oder in seinem Namen kämpften, stellte er sich jenseits des elementarsten Menschenrechts. Diese arabischen Sklavenhalter traten die menschliche Würde mit Füßen. Zahlreichen zeitgenössischen Beobachtern zufolge waren «die Herren in Arabien recht arbeitsscheu und müßig. Sie verbrachten ihre Zeit im Allgemeinen mit Palavern, Speisen, Rauchen und Beten. Sie beschränkten sich in ihrer Bequemlichkeit und Sorglosigkeit auf die Erfüllung täglicher Bedürfnisse. In dieser Gesellschaft stellte der Besitz von vier oder fünf Sklaven bereits einen gewissen Reichtum dar, der von der Arbeit entband. Auch Herren ohne

Grund und Boden konnten Sklaven als Tagelöhner, Gehilfen oder Arbeiter vermieten».

Obwohl der Islam von Gläubigen Bescheidenheit und Demut fordert, leisteten sich die arabischen Schacherer sogar an den Orten ihrer Verbrechen einen unverfrorenen Luxus. Der deutsche Afrikaforscher Georg Schweinfurth (1836 – 1925) glaubte bei seiner Ankunft in Dem Bekir und dem ihm vom Sklavenhändler Koiurchuk bereiteten prachtvollen Empfang zu träumen: «Plötzlich schien es mir, als ob ich aus dem Schlaf erwachte. War ich in einer verräucherten Hütte im Innern Afrikas oder in Wirklichkeit in einem wie mir schien königlichen Zelt? Der Glanz der Lichter blendete meine Augen; ich war von reich gekleideten Sklaven umgeben; die einen stellten funkelnde Gläser neben mein Lager oder brachten verschiedene Speisen oder hielten Fackeln und Lampen. Die anderen, die goldbestickte Tücher über dem Arm trugen, kredenzten mir reich bestückte Tabletts mit Leckereien oder boten mir Limonade und Sorbets in farbenprächtigen Kristallbechern an.

War das die Fortsetzung meines Traumes? Ich rieb mir die Augen; trank, was mir angeboten, schaute mich um, befühlte Gegenstände – all das existierte wirklich.»

Der größte Teil der von den arabischen Räubern nicht vor Ort eingesetzten Sklaven wurde vor allem in den südöstlich der Arabischen Halbinsel gelegenen, schwach bevölkerten Wüstenstaat Oman geschickt, der über eine stattliche Marine verfügte. Die Omaner, ein seefahrendes Volk, Erkundungsreisende und geschickte Händler, hatten wichtige Seewege erschlossen und versorgten die arabischen Golfstaaten mit verschiedenen Erzeugnissen aus Indien und von der Ostküste Afrikas. Der Sklavenhandel stellte den Hauptanteil ihrer Tätigkeit dar und war ebenso lukrativ wie der Export von Datteln und Weihrauch. Dank seiner geo-

graphischen Lage unterhielt Oman vielfältige Beziehungen zum Innern Arabiens, zu Persien und dem gesamten Euphrat-Tal. Da die Omaner zudem die Ostküsten Afrikas unangefochten kontrollierten, konnten sie sich bis 1856 Sklaven auf dem Markt von Sansibar verschaffen. Oman besaß eine gewisse Macht über die Niederlassungen entlang der Ostküste, über einen Teil Südsomalias, der Komoren, Dschibutis und Madagaskars. Dieses kleine Sultanat hatte ein regelrechtes wirtschaftliches und politisches Kolonialsystem über ganz Ostafrika errichtet, das von Mombasa (Kenia) bis zu den Grenzen Mosambiks tausende Kilometer umspannte.

Alle afrikanischen Stammesführer dieser Region entrichteten dem Sultan Abgaben und belieferten ihn mit Sklaven und freien Arbeitern. Der Sultan beschäftigte ausländische Söldner, hauptsächlich aus Belutschistan oder Hadramaut, zum Schutz seiner von Indern verwalteten Zolldienststellen.

1812 führte Saleh ben Haramil al Bray, ein Araber aus Muskat, die von der Bourboneninsel (heute Teil des französischen Überseedepartements La Réunion) stammende Gewürznelke in Sansibar ein. In dieser Region Afrikas, die von den Omanern kolonisiert war und seinerzeit zur arabomuslimischen Welt zählte, setzte der Sultan den Überhang an nichtexportierten Sklaven in den exportorientierten Plantagen von Sansibar und Pemba ein. Sansibar, weltweit erster Gewürznelkenproduzent, baute auch Reis, Kokosnüsse, Süßkartoffeln und Zuckerrohr an. Zwischen 1830 und 1872 leisteten hier mehr als siebenhunderttausend Sklaven Schwerstarbeit. Finanziert wurden die in Sansibar tätigen arabischen Sklavenhalter und Plantagenbetreiber von indischen Bankern. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Arbeits- und Lebensbedingungen und der Leistungsdruck der versklavten Menschen in dieser «task system» genannten Form der

Akkordarbeit unmenschlich. Ebenso wie das, was die Historiker das «gang labor system» oder Gruppenarbeit in anderen Anbaukulturen nannten. Der französischen Historikerin und Autorin Catherine Coquery-Vidrovitch zufolge erlagen jährlich zwanzig bis dreißig Prozent dieser Gepeinigten den Anstrengungen, das bedeutete allein für Sansibar zwischen neun- und zwölftausend Tote pro Jahr. Die meisten von ihnen stammten aus Mombasa, Pangani, Kilwa oder aus der Region des Malawi-Sees. Während sich der Sultan für seinen persönlichen Komfort viertausend Sklaven leistete, gewährte er jedem seiner Würdenträger zwischen ein- und zweitausend geknechtete Afrikaner. Seine Kriegs- und Handelsflotte bestand aus ungefähr einhundert Segelschiffen mit einer Feuerkraft von je vier bis fünfundsechzig Kanonen. 1834 behauptete der damalige britische Konsul, dass diese Streitmacht alles übertraf, was zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Japanischen Meer auf See war.

Wahr ist, dass der Sultan ibn Said seine Flotte ab und an in die Gewässer vor Marseille, nach England oder gar bis nach Amerika entsandte. Nach seinem Tod 1856 in Oman, der fernen Metropole der arabischen Kolonialherren an der ostafrikanischen Küste, teilten sich seine beiden Söhne ein riesiges Erbe, darunter die afrikanischen Besitzungen. Der Ältere, Thoweyni, behielt den Thron, während sich Madschid die Kontore an der Küste von Sansibar einverleibte. Der neue Sultan, ein gewiefter Geschäftemacher, führte zur Förderung und Vereinfachung des Sklavenimports eine geringe, eher symbolische Steuer ein und machte Oman zu einem der blühendsten Umschlagplätze für den Handel mit afrikanischen Sklaven.

Zahlreiche Schiffe luden hier ihre menschliche Fracht ab, doch die Engländer schlossen die Augen davor, da ihr Augenmerk hauptsächlich auf den Schutz des Seewegs nach Indien und nicht

auf die Behinderung lokaler Gepflogenheiten gerichtet war. Nach dem Krimkrieg (1853 – 1856) übte England die alleinige Kontrolle und Herrschaft über die gesamte Küste des Persischen Golfs aus. 1864 wurden Frankreich und England zu Garanten für die Unabhängigkeit der Staaten Sansibar und Oman, mit Maskat als Hauptstadt. Die zwischen den Herrschern von Maskat und Sansibar ausgehandelten Teilungsklauseln wurden durch die Vermittlung von Lord Canning, Vizekönig von Indien, definitiv festgelegt. Das Sultanat Sansibar hatte dem Herrscher von Maskat einen Tribut von vierzigtausend Kronen zu entrichten. Dabei kam offensichtlich jede der beteiligten Parteien auf ihre Kosten, denn England, das diesen Pakt 1873 ratifiziert hatte, sicherte sich dadurch einen maßgeblichen Einfluss über diese Gebiete. Die ökonomischen und geopolitischen Interessen erklären in hohem Maße die tolerante Haltung der Engländer gegenüber dem Sklavenhandel. Einer der Gründe für ihre allzu große Nachsicht war, dass den Händlern von Sansibar durch den Entzug ihrer Einnahmequellen aus dem Sklavenhandel das Geld für den Kauf europäischer Produkte fehlen würde. Zu seiner Rechtfertigung erklärte der damalige britische Konsul John Dirk 1866 jedem, der es hören wollte, dass die Sklaverei integraler Bestandteil des arabischen Islam sei, und dass es in der arabomuslimischen Welt jener Zeit üblich sei, dass jeder Herr zwangsläufig über Diener aus der Kriegsbeute oder dem Sklavenhandel verfügen müsse. Aus diesem Grund tolerierten die Engländer die Sklaverei in Sansibar bis 1911.

Die für ihre Waffenmanufakturen bekannten englischen Städte widersetzten sich der Abschaffung des arabomuslimischen Sklavenhandels und dem Verbot der von den Sklavenhändlern so benötigten Waffenlieferungen. Weltweit wurde im 19. Jahrhundert vor allem mit industriellen Erzeugnissen gehandelt. Auch das Geschäft mit Sklaven war Teil dieses Handels, da der operative

Erfolg der Sklavenhändler direkt vom Waffenangebot abhing. Nach den napoleonischen Kriegen galt es, Abnehmer für die Millionen Waffen der ehemaligen, ins bürgerliche Leben zurückgekehrten Soldaten zu finden. Skrupellose Geschäftsleute passten sie den speziellen Anforderungen des Sklavenhandels an und verkauften sie an die Menschenhändler am Indischen Ozean und an der Ostküste Afrikas. Trotz der internationalen Konventionen zur Eindämmung bzw. zum Verbot des Sklavenhandels gingen zwischen 1860 und 1911 schätzungsweise elf Millionen Waffen aus Europa in Richtung Afrika. So leisteten die Sklavenhändler eine effiziente Zuarbeit für die arabomuslimische Welt, die dank der inzwischen unverzichtbar gewordenen afrikanischen Sklaven mit Zuversicht in die Zukunft blicken konnte.

Mitte des 19. Jahrhunderts bestand ein Drittel der omanischen Bevölkerung aus Afrikanern bzw. Menschen afrikanischer Herkunft: Von den 2,2 Millionen Einwohnern waren fünfhunderttausend Schwarze. Die Landwirtschaft dieses Landes hing von der Arbeit der Sklaven ab, die nicht nur an der Produktion von Baumwolle, Wein und Getreide wesentlichen Anteil hatten, sondern auch als Matrosen oder Austerntaucher arbeiteten; noch in jüngster Zeit stellten die Perlen den Reichtum des Persischen Golfs dar. In diesen arabischen Gesellschaften spielten die Afrikaner eine nahezu zentrale Rolle. Zwar bekleideten sie keine Ämter, doch ruhte die gesellschaftliche Entwicklung im Wesentlichen auf ihren Schultern, während sich die Araber, wenn sie nicht gerade Kriege führten, dem Müßiggang hingaben. Getreu dem arabischen Sprichwort: «Der Sklave begnügt sich mit der Hochstimmung des Herrn.»

Afrika erlebte über diesen gesamten Zeitraum hinweg einen wirtschaftlichen Stillstand mit schwerwiegenden langfristigen Folgen. Der Verlust seines Humankapitals brachte jegliche Entwicklung zum Erliegen.

Im Gegenzug zu den exportierten Sklaven lieferten die Arabomuslime minderwertige Waren und Feuerwaffen nach Afrika. Gab es einen im Sinne des Gebrauchswertes ausgeglichenen Austausch, wie einige Autoren vorgeben, die darum bemüht sind, das Gewissen der «Aggressoren» zu entlasten, indem sie Sklavenhändler und Opfer auf eine Stufe stellen, so blieben doch die wirtschaftlichen Auswirkungen für den Schwarzen Kontinent in der Tat bedeutungslos. Die Sklavenhändler nahmen kräftige und gesunde Menschen im besten Alter mit, das heißt ein unschätzbares Kapital an Arbeitskräften, um in der arabischen Welt eine Plantagenwirtschaft zu entwickeln. Dort waren seit dem 7. Jahrhundert Gold- und Sklavenhandel miteinander verwoben. Einige Sozialwissenschaftler haben lange die These vertreten, der zufolge die afrikanischen Sklaven keineswegs als Produktivkräfte galten. Im Grunde hat der mesopotamische Orient die Arbeitskraft der Afrikaner in gleicher Weise ausgenutzt wie Amerika. Über Jahrhunderte hinweg hing ein beachtlicher Teil der Handelswirtschaft, des Fernhandels und des Wohlstands der großen Metropolen Ägyptens, Saudi-Arabiens, des Irak, des Jemen und anderer Länder der Region direkt vom Sklavenhandel und von der Arbeit der afrikanischen Sklaven ab. So war der in der Blütezeit der arabomuslimischen Welt im christlichen Europa verzehrte Zucker beispielsweise ausschließlich ein von Sklaven erzeugtes Exportgut aus der arabischen Welt. Ihrer Arbeit ist es zu verdanken, dass in diesen Ländern bereits mehrere Jahrhunderte vor den Plantagen in der Neuen Welt Anbaukulturen zu spekulativen Zwecken entstanden waren. In Afrika selbst wurden die Sklaven in den zahlreichen Oasen der Sahara ausgebeutet. Mit ihrer Arbeit trugen sie zur Entwicklung ganzer Wirtschaftszweige bei, wie etwa der Palmen- und Dattelwirtschaft. Andere waren maßgeblich an der Instandhaltung der tausende Kilometer langen *foggaras* (Bewässerungskanäle) beteiligt. Dies war umso wichtiger,

als die Oasen nicht nur ein Lebens- und Wirtschaftsmittelpunkt der Wüstenbewohner waren, sondern auch unumgängliche Zwischenstationen im Transsaharahandel zwischen dem subsaharischen Afrika, dem Mittelmeerraum und dem Orient.

Marokko, das eher das kleine handwerkliche Gewerbe denn die großflächige industrielle Produktion kannte, war lange Zeit für seine florierenden Zuckerrohrplantagen bekannt, auf denen hauptsächlich schwarze Sklaven aus der Südsahara beschäftigt waren. Auch der Bergbau, Edelsteine in Nubien, Gold- oder Salzgewinnung in der Sahara, oder auch der Perlenfang im Roten Meer ruhten auf der Arbeit der afrikanischen Sklaven. Da der Sklavenhandel ohne jeden Zweifel zur einseitigen Bereicherung der Arabomuslime und einiger willfähriger Lokalfürsten geführt hatte, konnte von einem fairen Austausch keine Rede sein. Die importierten Schundwaren dienten lediglich dazu, die Komplizenschaft der afrikanischen Renegaten zu erkaufen, und stellten keinen nennenswerten Beitrag zur sozioökonomischen Entwicklung des Kontinents dar. Zumal dieses schändliche Sklavenhandelssystem lediglich die Praxis der Menschenjagd gefördert hatte, die den Schwarzen Kontinent entvölkert und seine natürlichen Lebensgrundlagen zerstört hatte. Die ihrer Heimat entrissenen afrikanischen Völker sorgten noch im 19. Jahrhundert für die Mehrung des Reichtums der selbstgerechten arabomuslimischen Gesellschaften, die ohne den unverzichtbaren Beitrag ganzer Heerscharen von Sklaven zum Untergang verurteilt gewesen wären. Die Abschaffung der Sklaverei hätte den Zusammenbruch dieses parasitären Wirtschaftssystems zur Folge gehabt, das sein Überleben einzig dem Einsatz importierter Produktivkräfte verdankte. Die geistige Armut und der mit der Zeit entstandene wirtschaftliche Rückstand der Araber sind demnach eng mit der Versklavung der Schwarzen verbunden, die in der Landwirt-

schaft, im Bergbau, in der Armee oder als Eunuchen tätig waren, während die Frauen als Konkubinen oder Hauspersonal dienten. Der afrikanische Sklave war die einzige Produktivkraft des arabischen Mannes, der sich jeglicher nutzbringenden Aufgabe für die Gesellschaft enthielt. Selbst die *fakire* (die Armen) träumten davon, Sklaven zu besitzen. Aus all diesen Gründen konnte der transsaharische und orientalische Sklavenhandel seit der offiziellen Abschaffung der Sklaverei im 19. Jahrhundert durch die westliche Welt einen außergewöhnlichen Aufschwung erleben.

Der Verzicht auf die Sklaverei wäre in der arabomuslimischen Welt einer sozialen Revolution gleichgekommen, die die Araber gezwungen hätte, von ihnen traditionell gering geschätzte Aufgaben in Haus und Landwirtschaft selbst zu übernehmen. Da sich die Engländer und Türken dessen bewusst waren, tolerierten sie lange Zeit den Handel mit schwarzen Sklaven entlang den afrikanischen Küsten. Erwiesen sich die afrikanischen Sklaven in der Regel als fleißige Produktivkräfte, trotz gegenteiliger Meinung mancher Autoren, so kam es auch vielerorts zu folgenschweren Aufständen. Übereinstimmenden Quellen zufolge verlief lediglich der Einsatz von Militärsklaven oder Hausdienern ohne nennenswerte Probleme. Durch die Kastrierung der meisten dieser Millionen bedauernswerten Menschen entwickelte sich dieses Unternehmen zu einem regelrechten Völkermord. Die nahezu völlige Auslöschung der Schwarzen in der arabomuslimischen Welt war vorprogrammiert. Das Wort Völkermord ist nicht übertrieben, denn die grauenhafte Verstümmelung der Sklaven führte in achtzig Prozent der Fälle nicht nur zum Tod der «Patienten», sondern auch zur Sterilität der wenigen Überlebenden, denen auf diese Weise eine Nachkommenschaft verwehrt blieb. Das bedeutete letztendlich eine ethnische Auslöschung.

KAPITEL VIII

Planmäßige ethnische Auslöschung durch Kastrierung

Ich hatte zum ersten Mal Schnee gesehen. Mir war kalt. Yakup hatte mich einer berühmten Person in Istanbul geschenkt. Ich war enttäuscht. Ich liebte Yakup wie meinen Vater. Ich war ein Geschenk für Cerkez Mehmet Pascha. Kann man einen Menschen verschenken? Mir wurde klar, dass das möglich war. 1918 *wurden wir gemäß dem Mesutiet freigelassen. Mit einer Freundin, einer Palastdame, haben wir dieses Haus gekauft. Wir kommen zurecht. Das ist unser Schicksal.*

HAYRETTIN EFFENDI
(Letzter überlebender afrikanischer Eunuch)

Die unmenschliche Ausbeutung, Freiheitsentzug, Zwangsarbeit und die allenthalben extrem schweren Lebensbedingungen der afrikanischen Deportierten lassen an einen sorgfältig vorbereiteten Völkermord denken.

Hinter dieser Deportation in großem Maßstab steckte ein wohlorganisierter Plan zur «ethnischen Auslöschung durch Kastrierung». Mit tiefer Verachtung für die Afrikaner schrieb der Historiker Ibn Khaldun: «Die einzigen Völker, die die Sklaverei akzeptieren, sind die Neger, aufgrund ihrer niederen menschlichen Natur gleichen sie eher Tieren.» Daher lautete ihre entscheidende Frage: Was tun, damit sich diese «Tiere» nicht auf arabomuslimischem Boden fortpflanzen? So war es von Beginn

dieses Menschenhandels an geplant, den geknechteten Afrikanern eine Nachkommenschaft zu verwehren. Da sich die Sklavenhändler nicht mit metaphysischem Gedankengut abgaben, schien ihnen die mit rudimentären Methoden durchgeführte, doch zu einer erschreckend hohen Sterblichkeit führende Kastration der Männer eine äußerst praktische Lösung. Die meisten Frauen dagegen kamen im Zuge dieser menschenentwürdigenden Unternehmung in die Harems.

Es gibt eine unleugbare Tatsache: Eunuchen waren seit jeher in der arabischen Welt eine begehrte «Ware». Die ersten Opfer gab es zur Zeit der Karolinger, als Christen, der Exkommunikation zum Trotz, unzählige, als Heiden bezeichnete «Slawen» aus Mittel- und Osteuropa gefangen nahmen, sie an Venezianer oder Marseilleser vermittelten, die diese anschließend an ägyptische Honoratioren verkauften. Im 10. Jahrhundert beispielsweise förderten die sächsischen Monarchen Heinrich der Finkler bzw. Otto I. nicht nur dieses bestialische Gewerbe, sondern nahmen auch aktiv daran teil. In jener Zeit wurde das lateinische Wort *slavus*, das Slave bedeutete, nach und nach durch *sclavus* ersetzt, aus dem der Begriff Sklave zur Bezeichnung der ihrer Freiheit beraubten und in der muslimischen Welt als «bewegliches Vermögen» betrachteten Europäer abgeleitet wurde.

Genugtuung darüber äußerte bereits Ibn al-Faqih, arabischer Geograph und Dichter aus dem 10. Jahrhundert, der die Ansicht vertrat, dass die Unterwerfung nicht-muslimischer Völker völlig natürlich sei: «Vom abendländischen Meer kommen die männlichen Sklaven, Römer, Franken, Lombarden und die römischen und andalusischen Frauen in den Orient.» Ein anderer arabischer Geograph und Chronist des 12. Jahrhunderts, Ibn Haukal, Autor zahlreicher Schriften über Physik, Medizin und Grammatik, fügte hinzu: «Der schönste Importartikel aus Spanien sind die Sklaven, Mädchen und schöne Knaben, die aus dem Land der Fran-

ken und aus Galicien geraubt wurden. Alle slawischen Eunuchen, die man auf Erden findet, kommen aus Spanien, und sobald sie eintreffen, werden sie kastriert.» Und sie verhalfen dem Handel zwischen Venedig und dem arabischen Reich südlich des Mittelmeeres zu großer Blüte. Die «Riva degli Schiavoni», der Kai der Sklaven in Venedig, verewigt gewissermaßen jene Epoche der Republik Venedig, der Serenissima Repubblica di San Marco, als sie sich an den Schiavoni (wörtlich großer Sklave), den Mauren und den Juden bereicherte. Wurden zu Beginn junge Slawen aus Spanien durch Amputation ihrer Mannbarkeit beraubt, versiegte die Quelle weißer Eunuchen rasch mit der Herausbildung mächtiger europäischer Staaten und dem Ende der muslimischen Expansion in den Pyrenäen.

Drei wesentliche Faktoren setzten dem Handel mit weißen Sklaven ein Ende:

1. Die Unterwerfung der Tataren und die Kontrolle über die Krim durch Russland.
2. Der Kampf der Europäer gegen die Sklaverei mit einsetzender Kolonisierung der muslimischen Welt.
3. Der Verzicht der Türkei auf den Sklavenhandel mit Weißen unter dem Druck der Europäer.

Das «Defizit an weißen Sklaven» wurde jedoch durch importierte Sklaven aus dem Schwarzen Kontinent ausgeglichen. So war der arabomuslimische Sklavenhandel mit Schwarzafrikanern, die als einfältig und wehrlos galten, lediglich eine genealogische Weiterführung des transeuropäischen Sklavenhandels.

Über Jahrhunderte hinweg wurden aus den meisten afrikanischen Ländern unzählige schwarze Knaben und Männer verschleppt, kastriert und in der arabomuslimischen Welt als Haremswächter, als Hausdiener oder Soldaten eingesetzt. «Unversehrte» männliche Erwachsene arbeiteten unter extrem har-

ten Bedingungen in den Gold- oder Salzminen oder in der Landwirtschaft. Die zahlreichen Abhandlungen zu diesem Thema zeugen von einer seltenen Brutalität im Umgang mit ihnen und der tiefen Verachtung der Araber gegenüber den afrikanischen Sklaven.

So kamen nach den Slawen Bevölkerungsgruppen aus Schwarzafrika auf die Märkte von Bagdad, dem Jemen und Ägypten. Um 1485 tauchten die ersten schwarzen erwachsenen Eunuchen im Osmanischen Reich auf. Die meisten von ihnen stammten aus Äthiopien und aus der Region um den Tschadsee. Später wurden auch Knaben aus anderen Regionen des Schwarzen Kontinents dieser entsetzlichen Verstümmelung ihrer Geschlechtsorgane unterzogen, die maximal ein Viertel der «Patienten» überlebte. Da das Ziel dieses programmierten Völkermordes vor allem darin bestand, sich mit afrikanischen Sklaven zu umgeben, die keine Nachkommen hervorbringen können, wurden in den meisten Fällen leichte, lediglich zur Sterilität der Männer führende Operationen durchgeführt. Später ging man in zahlreichen arabomuslimischen Ländern zur völligen Entmannung der Afrikaner über, um auch der geringsten sexuellen Beziehung vorzubeugen. Dies führte zu einer hohen Sterblichkeitsrate.

Man unterschied zwischen einerseits der bloßen Entfernung der Hoden, die noch Erektionen zuließ: die so Operierten richteten öffentlichen Gerüchten zufolge Verheerungen in den Harems an; und andererseits einer Totaloperation mit der völligen Abtragung der Genitalorgane, wie sie für Haremswächter in Frage kam.

Einige Passagen aus der hier zitierten, 1865 von Gustav Weil angefertigten deutschen Übersetzung von *Tausendundeiner Nacht* sollen wohl die Notwendigkeit der Kastration schwarzer

Sklaven belegen. In dieser Geschichte erfahren wir, wie sich König Schahseman einst auf die Reise machte, um seinen Bruder, den König Scheherban, zu besuchen. Als die Nacht gekommen war, fiel ihm ein, dass er etwas vergessen hatte, und kehrte um. Als er gegen Mitternacht heimlich seine Gemächer betrat, fand er seine Gemahlin in vertrautem Umgang mit einem schwarzen Sklaven. Bei ihrem Anblick erstach er beide Sünder mit einem Schwert, kehrte ins Lager zurück und brach sogleich zu seinem Bruder auf. Doch diesem erging es noch viel schlimmer. Während Scheherban auf der Jagd war und Schahseman alleine im Palast blieb, beobachtete dieser, wie zwanzig schwarze Sklavinnen und zwanzig Sklaven mit seines Bruders Gattin in der Mitte in den Lustgarten gingen. Im Text heißt es: «... die Frau seines Bruders [war] ausgezeichnet schön und von bewundernswertem Wuchse. Als sie, d. h. die Sklavinnen, zu einem Teiche gelangt waren, entkleideten sie sich und setzten sich zu den Sklaven. Da rief die Königin: ‹O Masud!›, und es kam ein schwarzer Sklave und umarmte sie, und sie umarmte ihn. Die übrigen Sklaven taten dasselbe mit den Sklavinnen, und so brachten sie den ganzen Tag zu mit Küssen und Umarmungen.» Die Strafen der arabischen Herrscher waren selbstverständlich fürchterlich. Und zweifellos ist die Erklärung für die nahezu systematische Kastration der schwarzen Sklaven, der künftigen Haremswächter oder Zwangsarbeiter, in diesen schrecklichen sexuellen Phantasmen zu suchen. Die Treue der Eunuchen zu ihrem Herrn war wertvoller als die jeder Prätorianergarde. Da sie vom Rest der Gesellschaft gemieden wurden, fanden sie nur in ihrer unterwürfigen Dienstbarkeit einen emotionalen Ausgleich. Für die Arabomuslime war die Verstümmelung der Schwarzen in vielerlei Hinsicht positiv: Diese bewiesen ihnen durch den Eingriff nicht nur Treue und Untergebenheit, hinterließen keine Nachkommen und würden, so war ihre Überlegung, durch die im Vergleich zu den Weißen

kräftigere Konstitution die Operation besser überstehen. In den muslimischen Gesellschaften war der Eunuch ein Symbol von Reichtum, da er den doppelten Wert eines gewöhnlichen Sklaven einbrachte. Die Kastration wurde ohne Rücksicht auf das Leid der Opfer unmittelbar nach der Durchquerung der Sahara durchgeführt, häufig in Ägypten, wo koptische Mönche sie zu ihrem Gewerbe erkoren hatten.

Mit der Zeit entstanden eigens dafür geschaffene Märkte und Netzwerke, wobei sich die Kastrationszentren bei den ungläubigen Nachbarn befanden, da der Islam seinen Anhängern die Durchführung derartiger Operationen verbot. So wurden die Zanj aus Ostafrika, die Schwarzen von den Hochebenen oder aus dem Innern des Kontinents häufig nach Äthiopien geführt. In diesem Zusammenhang berichtete der arabische Händler Al-Hadsch Faraj al-Funi Folgendes: «Der muslimische Herrscher von Amhara hatte die Kastrierung der Sklaven untersagt; er empfand sie als abscheulich und achtete streng auf deren Abschaffung. Aber die arabischen Schurken begaben sich in eine Stadt namens Wâslu, in der eine gemischte Bevölkerung fern jeder Religion lebte; und dort wurden die Sklaven kastriert. Im ganzen abessinischen Land wagten nur diese Leute so zu handeln. Wenn die Händler Sklaven kauften, brachten sie sie über einen Umweg nach Wâslu, wo sie kastriert wurden, was ihren Wert beachtlich erhöhte. Anschließend brachte man sie nach Hadiya. Dort kamen sie ein zweites Mal unter das Messer und wurden bis zu ihrer Heilung gepflegt, weil die Leute aus Wâslu in dieser Hinsicht nicht besonders begabt sind, und die aus Hadiya eine besondere Geschicklichkeit bei der Pflege der Eunuchen erlangt hatten. Dennoch war die Zahl der Toten höher als die der Überlebenden, da der Transport von einem Ort zum anderen bei fehlender Behandlung der Kastrierten entsetzlich war.»

Auch im Land der Oromo, in Äthiopien, wurden solcherlei Eingriffe durchgeführt.

1885 notierte der österreichische Geograph, Forschungsreisende und Ethnologe Philipp Paulitschke (1854 – 1899): «Die Oromo, ein Volk im Süden Äthiopiens, führen die Kastration durch Entfernung der Hoden bei Knaben zwischen zehn und fünfzehn Jahren durch; die Wunde wird mit Butter geheilt. Es werden ganze Ladungen von Eunuchen über den Hafen von Tadjourah verschifft, von denen allerdings zwischen siebzig und achtzig Prozent die schlechte Behandlung nicht überleben.» Auch in Oberägypten war die Genitalverstümmlung von achtjährigen Knaben gang und gäbe.

Der im Gegensatz zu Al-Hadsch Faraj al-Funi und Philipp Paulitschke weitaus nachsichtigere Schweizer Arabist Jean Louis Burckhardt (1784 – 1817) lieferte einige nicht sehr überzeugende Details über die zwei wichtigsten Orte, insbesondere Zwiyat al-Dayr, einem bei Assiut gelegenen koptischen Dorf, wo die afrikanischen Sklaven zu Eunuchen gemacht wurden.

Burckhardt beschreibt die Tätigkeit der großen Manufaktur, die seinerzeit ganz Europa und den größten Teil des asiatischen Teils der Türkei mit diesen «Knaben mit weiblichen Tugenden» belieferte. Während seines Aufenthaltes in Oberägypten, so erklärte er, gab es zwei koptische Mönche, «die die Eingriffe vornahmen und von denen man behauptete, sie würden all ihre Vorgänger an Geschicklichkeit übertreffen und sogar ein Haus zur Unterbringung ihrer Opfer besitzen. Selbst die nichtswürdigsten Ägypter verachteten deren Beruf. Doch die jährlichen Steuerzahlungen gewährten ihnen den Schutz der Regierung. Die gewaltigen Gewinne, die sie den Besitzern aus dem Erlös dieser grausamen Operation ermöglichten, waren so verlockend, dass diese trotz der dafür empfundenen Abneigung ihre Einwilligung zu die-

ser Maßnahme gaben. Der Eingriff an sich war selten tödlich, so ungewöhnlich wie dies auch scheinen mag.» Burckhardt glaubte zu wissen, dass von den im Herbst 1813 operierten sechzig Jungen nur zwei gestorben seien. Und alle, die er in Siout zu diesem Thema befragt hatte, hätten ihm versichert, dass dies überdurchschnittlich hoch sei, da normalerweise lediglich zwei von hundert den Tod fänden (was im Widerspruch zu den meisten glaubwürdigen Quellen steht). Da der Großteil der Knaben gleich nach der Ankunft der Karawanen aus dem Darfur und Sennar in Siout kastriert wurden, habe er keine Gelegenheit gehabt, Augenzeuge zu sein. Starker Tobak! Aber seinen Aussagen zufolge hätten ihm verschiedene Personen, die der Operation beigewohnt hatten, darüber ausführlich berichtet. Die ausgewählten Knaben seien oft zwischen acht und zwölf Jahren alt, da die Sterblichkeitsrate bei Älteren höher liege. Einer dieser erfolgreich Operierten war in Siout eintausend Piaster wert. Einige Wochen zuvor hatte er seinem Herrn wahrscheinlich an die dreihundert gekostet. Für seine Dienste erhielt der Kopte zwischen fünfundvierzig und sechzig Piaster.

Dieser enorme Gewinn dämpfte jegliches Mitleid, das die arabischen Händler sonst hätten empfinden können. Da der Eunuche ein Symbol von Reichtum war, wurden hier im Durchschnitt jährlich hundertfünfzig Eunuchen «produziert». Zwei Jahre zuvor hatte Mehmet-Ali Pascha höchstpersönlich zweihundert junge Sklaven aus dem Darfur verstümmeln lassen, die er einem hohen Würdenträger als Geschenk überbrachte. Dennoch verlor sich sowohl in Ägypten als auch in Syrien der Brauch, Eunuchen zu besitzen. Über Ägypten meinte Burckhardt, er glaube nicht, dass man hier außerhalb der Harems des Paschas und seiner Söhne mehr als dreihundert Eunuchen finden würde. Und in Syrien noch weniger. In diesen Ländern war es gefährlich, seinen Reichtum zur Schau zu stellen. Derjenige, der so viele weibliche

Sklaven besaß, dass er zu deren Bewachung einen Eunuchen benötigte, setzte sich der Habgier des Gouverneurs aus.

Im Gegensatz zu dem, was dieser Schweizer Beobachter behauptete, war die von den Arabomuslimen an den afrikanischen Deportierten verübte Kastration eine komplizierte, schwierige und vor allem sehr gefährliche Operation. War sie dennoch trotz der unzureichenden medizinischen Mittel «geglückt», verursachte sie in den meisten Fällen tödliche Blutungen oder Infektionen. Die entsetzlich hohe Sterberate trieb den Preis für junge Eunuchen in die Höhe. Die Operation wurde in der Regel bei «Patienten» zwischen dem siebenten und dem zwölften Lebensjahr durchgeführt, das heißt vor der vollständigen Herausbildung der Keimdrüsen. Dabei wurde am Hoden- und Gliedansatz ein Abschnürband so angesetzt, dass der gesamte abgebundene Teil mit einem sehr scharfen Rasiermesser abgetrennt werden konnte. Zur Blutstillung wurden Aloe-Puder und Kompressen verwendet. Diese Verfahrensweise war in Oberägypten bis ins 19. Jahrhundert hinein üblich. Schwarze Kinder, die bereits die Pubertät erreicht hatten, wurden häufig nach den gleichen Methoden kastriert wie Pferde und Rinder: durch Ausreißen oder Zerdrücken der Hoden.

Unabhängig vom Zeitpunkt der durchgeführten Kastration, brachte sie tiefgreifende Veränderungen bei den Betroffenen mit sich und schloss eine Fortpflanzung aus. Eunuchen, die vor der Pubertät kastriert wurden, zeichneten sich einerseits durch hohen Wuchs und lange Gliedmaßen, andererseits durch fehlende geschlechtsspezifische Merkmale aus: kleiner Penis, blasser und wenig gefalteter Hodensack, spärliche oder fehlende Behaarung. Solche, die nach der Pubertät kastriert wurden, verloren ihre Behaarung, bekamen dünnes Kopfhaar, eine weiche und weibliche

Haut, zur Zufriedenheit der Araber, von denen sich viele zur aktiven Homosexualität bekannten. Aus solchen niederträchtigen Gründen wurden die meisten afrikanischen Kinder auf Geheiß der Arabomuslime zu Eunuchen gemacht.

Das Wort Eunuch kommt aus dem Griechischen *eunuchus* und bedeutet «Betthalter». In der Bibel bezeichnet der Begriff Männer, die kastriert wurden (oft, um jegliche Probleme mit adligen Frauen zu vermeiden). Es gibt aber Hinweise auf Eunuchen an einigen Königshöfen, die nicht zwingend kastriert waren. Die Eunuchen in der Genesis, bei Jesaja, Jeremia und Daniel oder im Neuen Testament waren nicht alle ihrer Männlichkeit beraubt. Das Wort Eunuch diente auch als Gattungsbegriff, der sich auf sterile Frauen, auf ausländische Würdenträger an einem Hof, auf Magier, Priester genauso wie auf kastrierte Männer bezog. Letztere waren häufig homosexuell. In seiner Bedeutung schloss der Begriff Eunuch unter anderem die Stellung als Hausdiener ein.

Die «Erfindung» der Eunuchen wird allgemein der legendären Königin Semiramis zugeschrieben. Der Überlieferung nach schätzte auch Kleopatra die Gegenwart von Eunuchen. Ursprünglich bedienten sich einige Völker der Kastration, um die Muskelkraft der Kriegsgefangenen zu mindern, ihren Kampfgeist zu schwächen und ihre Fortpflanzung zu unterbinden. Diese Bestrafung wurde nach und nach auf Verbrecher und Sexualstraftäter ausgeweitet. Bei den Türken und Chinesen war die vollständige Kastration üblich. Obwohl vom Koran geächtet, wurde sie in der muslimischen Welt toleriert. Polygamie und Haremswirtschaft brachten den Bedarf an absolut harmlosen und gefügigen Wächtern hervor.

Für die mit der Beaufsichtigung der Frauen arabischer und persischer Herrscher betrauten Sklaven war die Kastration Voraussetzung für eine Einstellung. Eunuchen hatten den Vorzug, ergebe-

ner und fügsamer bei der Erledigung unangenehmer Aufgaben zu sein. Einige von ihnen verschafften sich sogar Respekt oder erwarben gar einen höheren sozialen Rang. In Byzanz beispielsweise konnten sie sogar wichtige Staatsämter bekleiden. Mitunter ließen sich Söhne von Kaisern oder Angehörige der höchsten aristokratischen Kreise freiwillig entmannen, um fremde Konkurrenten bei der Besetzung von Posten von vornherein auszuschalten. Die Stellung als Eunuch war in Byzanz ein probates Mittel für eine erfolgreiche Karriere als Gouverneur, Botschafter, Premierminister, Stratege, Admiral oder Patriarch. Zu Anfang besorgte sich der osmanische Hof einige wenige afrikanische Eunuchen in Ägypten. Nach und nach verdrängten die Schwarzen endgültig die weißen Eunuchen im öffentlichen Dienst. Ab 1550 wurden die Harems der türkischen Würdenträger von einer Legion schwarzer, meist abessinischer Eunuchen bewacht und beschützt, die der ägyptische Pascha dem Sultan gesandt hatte. In Arabien arbeiteten viele Eunuchen in den heiligen Stätten, einige von ihnen brachten es sogar zu beträchtlichem Reichtum. Häufig beflügelten die Eunuchen die Phantasien in der westlichen Welt. Nicht alle Eunuchen in den arabomuslimischen Ländern waren Schwarze, doch stellten sie ab dem 9. Jahrhundert bei weitem die Mehrheit in den Fürstenhäusern. Von den elftausend Eunuchen des Kalifen Al-Muqtadir sollen siebentausend Schwarze gewesen sein. Der oberste Haremswächter der schwarzen Eunuchen, im Türkischen Kislar Aga genannt, nahm den Rang eines Paschas ein. Er besaß dreihundert Pferde und übte seine Macht über die Hellebardiere des Palastes, mehrere Minister und den obersten Schatzmeister aus.

Die meisten der im Alter zwischen sieben und höchstens zehn Jahren erworbenen schwarzen Sklavinnen mussten, bevor sie als künftige Konkubinen oder Dienerinnen eines Sultans oder

eines Wesirs dienten, eine Art Ausbildung in den sogenannten «großen Harems» absolvieren, bei der sie von den Herrinnen des Hauses auf ihr Dasein in privaten Harems vorbereitet wurden. Fehlte es den Mädchen an Reizen, wurden sie Hirtinnen oder Kammerjungfern. Die Schönsten dagegen erlernten die Kunst der Verführung und der Fügsamkeit. Dem äußeren Schein nach ausgewählt, wurden sie, Objekten gleich, darauf abgerichtet, alle Vorlieben ihres künftigen Herrn zu befriedigen. So konnten sie nach ihrer Ausbildung entweder im Harem des Sultans beginnen oder in einem jener Söhne aus gutem Hause, denen die Mütter an ihrem Festtag eine Sklavin schenkten. In den reichen Familien des Maghreb war es durchaus üblich, eine schwarze Sklavin als Hochzeitsgeschenk zu überreichen. Darüber hinaus lebten im 15. Jahrhundert viele afrikanische Sklavinnen als Konkubinen im Dienste wohlhabender marokkanischer Familien, insbesondere in Fes.

Bei den Arabern standen die schwarzen Frauen wegen ihrer legendären Schönheit und Kondition hoch im Kurs. Nach wie vor geheimnisumwoben bleibt sowohl das Innenleben der Harems als auch die Zahl der Konkubinen. Dennoch müssen sie so zahlreich gewesen sein, dass sie in der zwischen den Oasen auf dem Breitengrad von Ouargla bis zu den Umschlagplätzen von Sidjilmassa und Fes lebenden Bevölkerung eine nicht unerhebliche Zahl von Mischlingen hinterlassen haben. Die Nachkommenschaft dieser Frauen in der arabomuslimischen Welt ist jedoch zahlenmäßig eher unbedeutend. In einem Bericht des «Anti-Slavery Reporter», des Sprachrohrs der am 1. September 1856 gegründeten britischen Gesellschaft gegen die Sklaverei, hieß es hingegen, dass in Konstantinopel jeder ehrenwerte Mann zahlreiche schwarze Konkubinen hatte. Gleichwohl waren Mischlinge höchst selten zu sehen, weil die aus solchen Beziehungen geborenen Kinder im Allgemeinen getötet wurden oder weil die schwarzen Frauen

ihre Schwangerschaft im Allgemeinen nicht austragen durften. Dennoch geborene Kinder gerieten sofort in Knechtschaft oder wurden, sofern es sich um Knaben handelte, kastriert. Arabische Konkubinen scheuten sich nicht, ein geborenes Mischlingskind von eigener Hand zu töten: eine gängige und als «normal» empfundene Praxis.

In einigen islamischen Gesellschaften strafte man die Mischlinge mit noch größerer Verachtung als die Schwarzen. Al-Abschihi (1338 – 1446), ein ägyptischer Chronist, schrieb in einem Kapitel über die Sklaven Folgendes: «Gibt es etwas Schändlicheres als die schwarzen Sklaven, etwas Schlechteres und Übleres als sie? Wenn Sie einem von diesen Mulatten ihr ganzes Leben lang und in allen Formen Freundlichkeit bekunden, wird er sich Ihnen in keiner Weise anerkennend zeigen; so, als hätten Sie nie etwas für ihn getan. Je besser Sie ihn behandeln, desto unverschämter ist er; je schlechter Sie ihn behandeln, umso untertäniger und fügsamer ist er. Ich habe es mehrfach versucht, und wie der Dichter zu Recht sagt: Ehret denjenigen, der Ehre hat, er wird es Euch danken. Ehret Ihr den Niederträchtigen, wird er unverschämt.»

Alle afrikanischen Deportierten auf arabomuslimischem Boden wurden dreizehn Jahrhunderte lang wie «Sexualarbeiter» behandelt, ihr ganzes Leben geknechtet und gedemütigt. Die Veröffentlichung des in türkischer Sprache erschienenen Buches «Meyyale» von Dr. Hifzi Topuz im Jahre 1998 liefert wertvolle Informationen über den Alltag der letzten schwarzen Eunuchen des Osmanischen Reiches im 20. Jahrhundert. Erst 1918 wurden sie mit der Verkündung des Mesutiet (des Verbotes der Sklaverei in der Türkei) zu freien Menschen. Das achte Kapitel von Topuz' Buch enthält einen erschütternden Bericht über den Leidensweg dieser Gepeinigten, über die schmerzliche Trennung von ihren

Familien, von ihrer Heimat, über die qualvolle Kastrierung, die nur wenige Kinder überlebten, und über ihre Verschleppung in die Türkei, die Endstation. Ein Auszug aus diesem Werk gibt einen – am Ende des Buches ausführlichen – Erlebnisbericht von Hayrettin Effendi, dem letzten schwarzen Eunuchen des Sultans wieder: «Ich erinnere mich an meine Kindheit, als wäre es gestern. Ich komme aus Habesistan und gehöre dem Volk der Oromo an. [...] Wir lebten in einem kleinen Dorf. Wir waren sehr glücklich. Ich war sieben oder acht Jahre alt. Ich spielte mit Kindern meines Alters auf dem Dorfplatz. [...] Eines Tages kamen Reiter. Sie sahen anders aus als die Männer bei uns. Ihre Gesichter waren heller. Sie trugen Waffen bei sich. Sie nahmen uns gefangen. Einer von ihnen hielt mir den Mund zu und ich wäre beinahe erstickt. Mir war, als quellten meine Augen heraus. Sie nahmen auch all meine Freunde und brachten uns fort. Ich verstand ihre Sprache nicht. Erst später begriff ich, dass sie Arabisch sprachen. Als wir in einem Dorf angekommen waren, sperrten sie uns in einen Hof. Dort waren Kinder wie wir. Sie sprachen unsere Sprache. Sie schluchzten. Wir verstanden nicht, warum sie uns verschleppt hatten. Wir teilten den gleichen Kummer. Wir blieben drei Tage, ohne zu essen und zu trinken. Wir hatten alle große Angst.

Einige Tage später wurden wir in Massaoua, einer Halbinsel der von den Türken besetzten äthiopischen Küste kastriert. All die Jahre über konnte ich die erlittenen Schmerzen und die Folter nicht vergessen. [...] Ein osmanischer Offizier, Yakup, auf Dienstreise in Aden, nahm mich mit nach Istanbul. Es war Winter. Ich hatte das erste Mal Schnee gesehen. Mir war kalt. Yakup hatte mich einer berühmten Person in Istanbul geschenkt. Ich war enttäuscht. Ich liebte Yakup wie meinen Vater. Ich war ein Geschenk für Cerkez Mehmet Pascha. Kann man einen Menschen verschenken? Mir wurde klar, dass das möglich war. 1918 wurden wir gemäß dem *Mesutiet* frei. Mit einer Freundin, einer Palast-

dame, haben wir dieses Haus gekauft. Wir kommen zurecht. Das ist unser Schicksal.»

Diejenigen, die diese Verstümmelung überlebten, berichtete ein englischer Reisender, lebten unter dermaßen harten Bedingungen, dass innerhalb von sechs oder sieben Jahren eine ganze Sklavengeneration ausgelöscht wurde. Dann musste wieder «nachgefüllt» werden. Die Neuankömmlinge hatten noch schlechtere Zukunftsaussichten als die, die im Laufe der von den Sklavenhändlern in Afrika angerichteten Verheerungen ihr Leben ließen. Und die versklavten Überlebenden, all diejenigen, die ein gewisses Alter erreicht hatten, wurden umgelegt oder als überflüssige Mäuler dem sicheren Tod überlassen.

Vor nicht allzu langer Zeit, am 27. Dezember 1927, schrieb Saint-Exupéry, Flughafenchef in Cap Juby, im Süden Marokkos, diesen Brief an seine Mutter:

> «Meine liebe Mama
> Es geht mir gut. Das Leben ist nicht sehr kompliziert, und es läßt sich nicht viel darüber berichten. [...]
> Als Handarbeiter verwenden wir Mauren und einen Sklaven. Dieser Unglückliche ist ein Schwarzer, der vor vier Jahren aus Marrakesch entführt wurde, wo seine Frau und seine Kinder leben. Da die Sklaverei hier geduldet wird, arbeitet er für den Mauren, der ihn gekauft hat, und liefert ihm allwöchentlich seinen Lohn ab. Sobald er so verbraucht sein wird, daß er nicht mehr arbeiten kann, läßt man ihn sterben; so will es der Brauch. [...] Ich würde ihn gern in ein Flugzeug einschmuggeln, das nach Agadir fliegt, aber dann würde man uns alle umbringen.»

Von diesem Sklaven namens Bork erzählt Saint-Exupéry in der 1939 erschienenen Erzählung «Die Wüste»:

> «Manchmal hockt der schwarze Sklave vor der Tür und genießt den Abendwind. Aber in dem schweren Körper steigen keine Erinnerungen mehr auf. Kaum vermag er sich der Stunde der Gefangennahme zu erinnern, der Schläge, der Schreie, der zupackenden Hände, die ihn in seine umnachtete Gegenwart gestürzt haben. [...]
> Eines Tages freilich läßt man ihn los. Wenn er nämlich so alt ist, daß Nahrung und Kleidung an ihn nur verschwendet wären, dann läßt man ihm völlige Freiheit. Drei Tage lang bietet er sich vergeblich von Zelt zu Zelt rundum an. Täglich wird er schwächer und gegen Ende des dritten Tages legt er sich ergebungsvoll in den Sand, um nie wieder aufzustehen. Ich habe bei Juby Menschen nackt im Sand sterben sehen. Die Einheimischen gingen achtlos, aber ohne Grausamkeit an ihrem langwährenden Todeskampf vorbei. Ihre Kinder spielten dicht neben dem düsteren Wrack und liefen jeden Morgen nachzusehen, ob es sich noch bewegte. Aber sie verhöhnten den alten Diener nicht. Es war ja die natürliche Weltordnung [...]»

So wurden kraftvolle Menschen grausam gehetzt, wie Tiere behandelt, verstümmelt und ihre Menschenwürde verletzt, Menschen, die nur leben und sich entfalten wollten. Trotz der ungeheuren Zahl von Afrikanern, die in die arabomuslimische Welt exportiert wurden, konnte nur eine Minderheit eine Nachkommenschaft hinterlassen. Es war von Beginn an das erklärte Ziel, zu verhindern, dass sie ein Geschlecht begründen. Rassismus, Verachtung, unmenschliche Ausbeutung, Kindesmord und die systematisch betriebene Kastration sind Hauptkennzeichen dieser

nahezu vollständigen Ausrottung von Menschen in diesem Teil der Welt. Und die wenigen Überlebenden mit – im Wesentlichen von schwarzen Konkubinen – abstammenden Nachkommen werden heute in eben diesen Gesellschaften stillschweigend ausgegrenzt. Dieser Völkermord wurde mit Zynismus von Völkern programmiert, deren Nachkommen noch immer das Schweigen über das größte Verbrechen bewahren, das der Mensch an seinesgleichen je verüben konnte.

KAPITEL IX

Das «Stockholm-Syndrom afrikanischer Art» oder die Amnesie aus religiöser Solidarität

Die Hand zitterte erneut, sobald die von den Arabern begangenen Verbrechen zur Sprache kamen [...] wo doch die Liste der von den Europäern begangenen Verbrechen zu Recht ganze Seiten einnahm.
MARC FERRO

Das Elend, die Armut, der lange demographische Stillstand und der derzeitige Entwicklungsrückstand des Schwarzen Kontinents sind nicht nur auf die Folgen des atlantischen Dreieckshandels zurückzuführen, wie verschiedentlich behauptet wird. Über Jahrhunderte hinweg gab es in Afrika Kriege und blutige Vergeltungsangriffe zwischen einzelnen Stämmen und ganzen Ethnien. Auch gehörten Entführungen, Hexerei und ritueller Kannibalismus zu den gängigen Praktiken auf dem Schwarzen Kontinent. Aber all diese unbestreitbaren Verbrechen waren nicht allgemein verbreitet und sind im Ergebnis weder qualitativ noch quantitativ mit den Schandtaten der Araber vergleichbar, die bei ihrer Ankunft in Afrika ganze Bevölkerungsgruppen ausgerottet und einen breit angelegten Sklavenhandel eingeführt hatten. Mit dem in trauriger Erinnerung gebliebenen transatlantischen Sklavenhandel und der im Wesentlichen von wirtschaftlichen und ethnischen Aspekten motivierten schamlosen Ausbeutung der afrikanischen Völker traten die Europäer, in

erster Linie Portugiesen und Engländer, gefolgt von Franzosen und Spaniern, seit dem 17. Jahrhundert, das heißt lange nach Venedig und Byzanz, in Konkurrenz zu den arabomuslimischen Verbrechern, die sie in puncto Menschenjagd und Menschenhandel zunächst deutlich übertrafen. Denn obwohl sich Horror und Grausamkeit weder differenzieren noch monopolisieren lassen, kann man mit Fug und Recht sagen, dass der von den Arabomuslimen über die Jahrhunderte hinweg betriebene Sklavenhandel und ihre mörderischen Feldzüge verheerender für Schwarzafrika waren als der transatlantische Sklavenhandel. Die Islamisierung vieler schwarzafrikanischer Völker ging nicht nur mit Dschihads einher, sondern führte auch zu einer regelrechten Auflösung traditioneller Stammesstrukturen.

Erinnert sei an dieser Stelle an jenen weltfremden sudanesischen Mystiker, der sich für einen Mahdi (einen Nachkommen des Propheten) hielt und einen einzigen Heiligen Krieg führte, bei dem der gesamte Sudan vom Ozean bis nach Ägypten, einschließlich aller afrikanischen Hochebenen – vom Nil bis zum Sambesi – der Menschenjagd und dem Sklavenhandel ausgeliefert war. Im 19. Jahrhundert schätzten einige Forschungsreisende die Bevölkerung dieses riesigen Territoriums, doppelt so groß wie Europa, auf ungefähr hundert Millionen Seelen. Um sich das Ausmaß des Unheils besser vorstellen zu können, sei hier erwähnt, dass zur Versklavung von jährlich fünfhunderttausend Menschen nahezu zwei Millionen Aufständische oder Flüchtige in den Tod geschickt werden mussten. Hätte es in dieser Zeit keine Geburten mehr gegeben, wären diese Regionen im Innern Afrikas im Laufe von nur einem halben Jahrhundert zu einer trostlosen Ödnis geworden.

Diese vorkolonialen Auflösungserscheinungen haben die afrikanischen Völker, die seit der Ankunft der Araber nicht zur

Ruhe kamen, erheblich geschwächt. Die arabische Eroberung des Schwarzen Kontinents hatte die Ära der ständigen Plünderungen von Dörfern und der schrecklichen, von den Bekehrten geführten Heiligen Kriege eingeleitet, bei denen die als Heiden bezeichneten Nachbarvölker versklavt wurden.

Im Bedarfsfalle wurden «muslimische Brüder» gebrandschatzt und deren Hab und Gut beschlagnahmt. Der arabomuslimische Sklavenhandel blutete die afrikanischen Völker aus und machte sie zu Dauergeiseln.

Aber warum, fragt man sich, versteifen sich unzählige Autoren darauf, dies zu ignorieren und ihre Recherchen auf den von den westlichen Nationen einst betriebenen Sklavenhandel zu beschränken? Und wenn es einige wenige mutige, vor allem afrikanische Forscher wagen, den arabomuslimischen Sklavenhandel zu behandeln, unterschätzen sie dessen Ausmaß und überschätzen zugleich den transatlantischen Menschenhandel. Letzterer ist durch die seit Jahrzehnten andauernde Auseinandersetzung hinlänglich bekannt. Es gibt eine Unzahl von Abhandlungen und Darstellungen über dieses Thema. Während in der arabomuslimischen Welt schon immer ein schuldhaftes Schweigen über dem Martyrium der schwarzen Völker lag, gab es im Westen hingegen lange vor der Abschaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei heftige Proteste, hitzige und leidenschaftliche Diskussionen sowie harte Auseinandersetzungen darüber. Die Frage nach der Unterjochung von Menschen bewegte die westliche Öffentlichkeit, wurde in Zeitungen und Büchern im Land von Montaigne diskutiert, der einst schrieb: «Jeder Mensch trägt die Gesamtform des Menschseins in sich.» Demnach müsste es zwischen den Völkern ebenso wenig Hierarchie geben wie zwischen den Lebewesen.

Die Kirche selbst, deren Rolle seit dem Film «Die Kontroverse von Valladolid» bekannt ist, nahm hierzu eindeutig Stellung. Ihre

bedeutendsten Vertreter gemahnten daran, dass auch ihre Ahnen einst auf den Märkten von Algier oder Tunesien zur Schau gestellt wurden. Wie die afrikanischen Sklaven wurden sie einst völlig entblößt und Tieren gleich von Kopf bis Fuß gemustert, um an den Meistbietenden verkauft zu werden. Auch der Priester und Seelsorger Vinzenz von Paul (1581 – 1660) musste eine derartig unmenschliche und erniedrigende Behandlung über sich ergehen lassen. Am 3. Dezember 1839 erinnerte Gregor XVI. in seiner Enzyklika *In supremo* an die Bemühungen seiner Vorgänger und an die Prediger des Evangeliums gegen die Sklaverei und schloss seinen Apostolischen Brief mit folgenden Worten: «Kraft Apostolischer Autorität verurteilen Wir darum entschieden alle die oben genannten Praktiken als absolut unvereinbar mit dem christlichen Namen und verbieten ebenso, dass irgendein Kleriker oder Laie es wage, unter welcher Ausflucht und unter welchem Vorwand auch immer, diesen Negerhandel als erlaubt zu verteidigen oder sonst wie gegen das, was Wir in diesem Apostolischen Brief als Mahnung geäußert haben, irgendetwas zu predigen oder irgendwie öffentlich oder privat zu lehren.»

Vor Ort führten die Missionare mit Leib und Seele einen entschlossenen Kreuzzug gegen die Sklaverei. Einige gingen sogar so weit, Sklaven freizukaufen, um ihnen ihre Freiheit zurückzugeben, wie einem Schreiben von Pater Moinet, einem der Missionare von Algier, zu entnehmen ist. Von der Begegnung mit einer dieser schrecklichen Karawanen berichtete dieser Kirchenmann Folgendes: «Der arabische Anführer erlaubt uns, unter den Jagdopfern dieses Nachmittags die Frauen und Kinder freizukaufen, für die wir das Lösegeld bezahlen können. Wir geben unser gesamtes Geld dafür aus. Stellen Sie sich die Freude der Auserwählten vor, die in ihr Heim zurückkehren können, aber auch die Verzweiflung der armen Menschen, die nicht befreit werden können und die an ihrem tragbaren Schandpfahl mit Gewalt angekettet,

vor Verzweiflung schreiend abgeführt werden! O! Besäßen wir doch nur so viel, um alle zu erlösen.»

Erwähnt werden sollten auch die Bemühungen der Französischen Liga für die Abschaffung der Sklaverei, deren hervorragendster Vertreter Kardinal Lavigerie (1825–1892) war. Sein unermüdliches Wirken – neben seinem großen Einfluss auf den Papst – und die Berichte der Missionare erlaubten es dem belgischen König Leopold II., zu Beginn seiner Herrschaft eine eher humanistisch denn «kolonialistisch» orientierte Politik zu verfolgen, als er mit dem Ziel, dem Leiden der schwarzen Völker ein Ende zu setzen, zu einer Internationalen Geographie-Konferenz in Brüssel einlud. Das Thema beschäftigte auch die Öffentlichkeit in den Vereinigten Staaten, deren Wirtschaft zu großen Teilen auf der Zwangsarbeit von Schwarzen beruhte, und führte zu höchst edlen Stellungnahmen und mutigen Aktionen gegen Sklaverei und Sklavenhandel. Diese Entwicklung mündete bekanntlich in einen der blutigsten Bürgerkriege der Neuzeit: Das Land des großen Humanisten Abraham Lincoln sollte dabei mehr Menschen verlieren als in den beiden Weltkriegen zusammen.

Überall in der westlichen Welt protestierten Humanisten und Philanthropen gegen das Schicksal der ihrer Heimat beraubten afrikanischen Völker und gegen das unendliche Leid und den Schmerz der voneinander getrennten Mütter und Kinder. Entstanden im Westen nach und nach Bewegungen für die Abschaffung des transatlantischen Sklavenhandels und später gegen die transsaharische Sklaverei, so wurden in der arabomuslimischen Welt weder vergleichbare Initiativen ergriffen noch – bis heute – irgendwelche Zeichen von Reue gezeigt.

Da die Sklaverei vom Islam gerechtfertigt und institutionalisiert wurde, galt es bei den Arabern als gottlos, sie in Frage zu stellen. «Die Sklaverei auf dem islamischen Boden bleibt ein so-

wohl obskures wie auch sensibles Thema, das allein bei seiner Erwähnung als ein Zeichen feindlicher Absichten empfunden wird», schreibt der britisch-amerikanische Historiker Bernard Lewis.

Diese den afrikanischen Völkern aufgezwungene Schmach entfachte unter den arabischen Intellektuellen keinerlei Einwände. Dennoch erlebten die Arabomuslime, und somit der Islam, im Laufe der abbasidischen, andalusischen und fatimidischen Herrschaftsperioden (8. bis 13. Jahrhundert) eine Phase der Aufklärung. So verdanken die großen christlichen und jüdischen Denker, ja die Gedankenwelt des Mittelalters schlechthin, den Arabern, insbesondere den Kalifen von Bagdad oder Andalusien, den Zugang zur griechischen Philosophie durch die von ihnen großzügig geförderte Übersetzung der Werke von Aristoteles, Hippokrates, Euklid, Ptolemäus u. a.

Die arabischen Enzyklopädisten des 10. Jahrhunderts trugen ihrerseits wesentlich zur Weiterentwicklung der Naturwissenschaften, der Chemie, der Mathematik und der Physik bei. Im Laufe des goldenen Zeitalters des Islam, im 11. Jahrhundert, bereicherten andere Gelehrte wie Ibn Ruschd (lat. Averroes) oder Ibn Tufail (Abubacer) das Weltkulturerbe. Die französische Sprache ist davon geprägt, die dreimal so viele Wörter arabischen Ursprungs verzeichnet, insgesamt dreihunderteinundneunzig, wie Wörter aus dem Gallischen. Aber unter der Führung derselben Kalifen, die als Mäzene und Wohltäter auftraten, stützte sich die arabomuslimische Welt jener Zeit leider auch auf Kämpfer eines von ihren Theologen gerechtfertigten Heiligen Krieges. Im Gegensatz dazu sei daran erinnert, dass Kaiser Konstantin der Große seine Bekehrung zum Christentum als Privatangelegenheit betrachtete und seinen Untertanen, die zu fünfundneunzig Prozent aus Heiden bestanden, einen solchen Schritt nicht abverlangte. Er führte gegen andersgläubige Völker keinen einzigen

Kreuzzug. So gab es unter Nero zwar christliche Märtyrer, aber keinen einzigen nichtchristlichen Märtyrer unter Konstantin.

In der arabomuslimischen Welt fehlt es seit eh und je schlichtweg an einer Tradition der Kritik oder gar der Selbstkritik, insbesondere wenn es um vom Islam nicht widerlegte Praktiken geht.

Die Intellektuellen, Philosophen und andere Freidenker oder die wenigen ebenso toleranten Monarchen wie Konstantin vermochten es nicht, sich in einer Welt durchzusetzen, in der die Stimmen der Vernunft von den Glaubensideologen stets zum Schweigen gebracht wurden. Für die Causa der Schwarzen wurde die arabische Aufklärung höchstens zu einem Lichtschimmer in einer Welt der Dunkelheit. Selbst in der schlimmsten Phase des transsaharischen und orientalischen Sklavenhandels, als Männer wie Livingstone und Monsignore Lavigerie ihr Vertrauen in die Zukunft der schwarzen Völker zum Ausdruck brachten, wurden diese von den Arabern unwiderruflich und ad infinitum für minderwertig erklärt.

Gelehrte wie Al-Dimeshkri äußerten sich über die Schwarzen folgendermaßen: «Kein göttliches Gesetz wurde ihnen offenbart. Kein Prophet trat bei ihnen in Erscheinung, deshalb sind sie unfähig, ein Gefühl für Gebot und Verbot, für Begierde und Enthaltsamkeit zu empfinden. Von der Denkweise her sind sie den Tieren verwandt. Die Unterwerfung der Völker des Sudan unter ihre Stammesfürsten und ihre Könige ist lediglich auf Gesetze und Vorschriften zurückzuführen, die sie wie Tiere behandelten.» Dies erklärt, warum die im Westen aktive Bewegung für die Abschaffung des Sklavenhandels und der Versklavung der Schwarzen von den Arabern als westliche Idee, ja sogar als Kulturkolonialismus wahrgenommen wurde. Der marokkanische Monarch beispielsweise wies mit einem gerüttelten Maß an Obskurantismus auf eine Stelle im Koran (XVI, 71) hin, in der es heißt: «Und Allah

hat den einen von euch vor dem anderen in der Versorgung bevorzugt. Und doch geben die Bevorzugten von ihrer Versorgung nichts zurück an die (Sklaven), die ihre Rechte besitzt, auf daß sie hierin gleich seien. Wollen sie denn Allahs Gnade verleugnen?»

Das sind recht bequeme Argumente, da der Koran weder mehr noch weniger sagt als das, was der Interpretierende darin sehen will. Wichtig ist zahlreichen arabischen Gelehrten die jeweilige Lesart.

Die Araber haben in ihrer Aufklärungsphase im Namen desselben heiligen Textes Großes und Schönes für die Menschheit vollbracht, doch zugleich die größten Verbrechen vor allem gegen die schwarzen Völker begangen.

Als der Gouverneur von Hedschas gemäß den türkischen Vorschriften über die Abschaffung der Sklaverei dem Bezirksgouverneur von Mekka den Befehl erteilte, den Handel mit den Schwarzen zu untersagen, erließ Scheich Dschamal (19. Jh.) eine Fatwa, ein Rechtsgutachten, gegen diese Entscheidung, mit der Begründung, sie richte sich gegen das heilige Gesetz des Islam. So wurden aufgrund einer solchen weltlichen Handlung die Türken zu Apostaten und Heiden erklärt. Somit war es dieser Fatwa zufolge zulässig, sie zu töten und ihre Kinder zu versklaven; weiter hieß es: «Die Türken sind Renegaten geworden. Wir müssen den Krieg gegen sie führen, gegen sie und gegen diejenigen, die ihnen folgen. Diejenigen, die für uns sind, sind für den Himmel; diejenigen, die gegen uns sind, sind für die Hölle. Es ist rechtens, ihr Blut fließen zu lassen, und statthaft, sich ihrer Güter zu bemächtigen.» Nur wenige geistige Führer versuchten, ohne allerdings die Sklaverei als System in Frage zu stellen, die bekehrten Schwarzen von der Unterjochung zu befreien.

Der marokkanische Historiker Ahmad ibn Khalid al-Nasiri (1834 – 1897) erkannte die Legitimität der Sklaverei entsprechend

dem muslimischen Recht an, beanstandete jedoch deren Anwendung. Er erhob sich gegen die «offensichtliche und schockierende Katastrophe», die seit langem in den Ländern des Maghreb verbreitet sei. Gemeint waren die grenzenlose Knechtung der Schwarzen und die Jahr für Jahr scharenweise importierten Sklaven, die zum Verkauf auf den Märkten der Städte und Dörfer bestimmt waren, und die von den Händlern schlimmer als Vieh behandelt wurden. Ahmad ibn Khalid al-Nasiri bekannte, dass diese Maßlosigkeit so tief verwurzelt war, dass viele einfache Leute glaubten, die Ursache für die Knechtschaft der Afrikaner läge, dem heiligen Gesetz zufolge, an ihrer schwarzen Hautfarbe und ihrer Herkunft aus diesen schwarzen Ländern. Er beteuerte bei Gott, dass dies falsch sei! Es sei die größte Schändlichkeit gegen die Religion, denn – im Gegensatz zu den Heiden, die geknechtet werden konnten – hätten diese schwarzen Muslime die gleichen Rechte und Pflichten wie die anderen Muslime. Daher lautete al-Nasiris Forderung: «Da derzeit die Mehrheit oder zumindest eine wesentliche Minderheit unter den Schwarzen muslimisch ist und da der natürliche Stand des muslimischen Menschen die Freiheit ist, sollte im Zweifelsfall zugunsten der Schwarzen entschieden werden.»

Hierin liegt bekanntlich nichts Neues. Zu Beginn des Transatlantischen Sklavenhandels gab es die Mittäterschaft der Kirche, ohne die weitaus passivere der Philosophen der Aufklärung zu vergessen. So wie einige arabische Gelehrte prangerten auch Montesquieu, Rousseau, Voltaire und Diderot das traurige Schicksal der Sklaven an, doch keiner von ihnen stellte das System der Sklaverei in Frage. Da einige muslimische Religionsführer diesbezüglich die gleiche Ansicht vertraten, ging der transsaharische und orientalische Sklavenhandel unbehelligt weiter und währte in der Geschichte am längsten.

Saudi-Arabien hat die Sklaverei «offiziell» erst 1962 und Mauretanien 1960 ein erstes Mal und 1980 ein zweites Mal abgeschafft, lange nach Tunesien und Algerien (1846) und den Ländern Europas, ohne dass es jemals Selbstkritik über dieses düstere Kapitel ihrer Geschichte gegeben hätte. Dessen ungeachtet wird seit langer Zeit eine heftige Debatte über die positiven oder negativen Aspekte der europäischen Präsenz in Afrika geführt. Doch wäre es an der Zeit, die europäische Kolonisierung Afrikas historisch aufzuarbeiten und die an den Afrikanern verübten Verbrechen anzuprangern, denn es ist unbestreitbar, dass die afrikanischen Völker durch das Kolonialsystem ausgebeutet und unterjocht wurden. Um sich der Reichtümer Afrikas zu bemächtigen, um dessen Kulturen zu vernichten, dessen Traditionen zu zerrütten, dessen Geschichte zu leugnen und dessen Erinnerung auszulöschen, metzelten die europäischen Kolonialbehörden zahlreiche afrikanische Völker nieder oder peinigten sie. An Beispielen fehlt es nicht, von den Massakern in Madagaskar bis zu den Metzeleien in Kamerun, ohne zu vergessen, dass die Zwangsarbeit nur eine andere Form der Sklaverei war. Frantz Fanon und Emile Césaire prangerten diese Vergehen in aller Ausführlichkeit an. Andererseits darf die europäische Präsenz in Afrika nicht nur auf eine Abfolge von Verbrechen gegen die Menschlichkeit reduziert werden. Der historischen Wahrheit wäre damit nicht gedient.

Trotz dieser emotional geführten Debatte sollte in Bezug auf unser Thema nicht vergessen werden, dass der arabomuslimische Sklavenhandel erst durch die europäische Kolonisierung tatsächlich zum Erliegen kam.

Bereits vor der Kolonisierung hatte sich Europa für die Einstellung der Sklaverei namentlich in Tunesien eingesetzt: «Nach der dreimonatigen Herrschaft seines Bruders Othman wurde der

Sohn von Mohammed Bey, Mahmoud Bey (1814 – 1824), von den europäischen Mächten gezwungen, die Sklaverei trotz der wirtschaftlichen Beeinträchtigungen, die eine solche unvermittelt eingeführte Maßnahme im Jahre 1819 mit sich bringen sollte, abzuschaffen.» Im Zuge der Aufteilung Afrikas in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es den Europäern dann gelungen, die Sklaverei auf ihrem Kontinent abzuschaffen. Sie bekämpften, trotz mancher Entgleisungen und eigennützig motivierter Verschleppungsmanöver, die arabischen Sklavenhändler und unterbanden den Sklavenexport von ihren Kolonien aus. Die Generalstaatsanwälte waren befugt, jeden, der es wünschte, aus der Sklaverei zu befreien.

Die Truppen des französischen Oberst Louis Archinard (1850 – 1932) errichteten in all ihren militärischen Besatzungsgebieten in Französisch-Westafrika «Dörfer der Freiheit», in denen Sklaven, auch afrikanischer Herren, bedingungslos Zuflucht vor ungerechter Behandlung finden konnten.

In Algier konnten Sklaven ihre Freilassung bei französischen Gerichten beantragen, um als Freie leben und arbeiten zu können. Die Kolonialbehörden waren verpflichtet, sie über den Wortlaut der zwischen Marschall Bourmont (1773 – 1846) und dem Bey von Algier unterzeichneten Vereinbarung zu informieren, die allen Einwohnern den Schutz ihrer Freiheits- und Eigentumsrechte zusicherte.

Die Plünderung des Kongo endete 1894 mit der Niederlage der arabomuslimischen Sklavenhändler gegen die europäischen Kolonialmächte und der Vertreibung der schändlichen Menschenjäger aus ihren Operationsgebieten.

In der Sahelzone und dem Sudan wirkten sich die Abolitionsmaßnahmen insbesondere auf die gefangen genommenen oder gekauften Sklaven der ersten Generation positiv aus. In einigen Regionen verließen sie zu Tausenden ihre Herren. Viele konnten

sogar in ihr Heimatdorf zurückkehren. Andere dagegen entschieden sich für die «Dörfer der Freiheit.»

Somit war um 1910 der Handel mit Sklaven praktisch beendet.

Diese Realität wird aufgrund eines unangebrachten semantischen Zwists oft verschwiegen. Denn der Begriff Völkermord wird häufig zur Bezeichnung des Sklavenhandels und der Sklaverei westlicher Prägung verwendet. Dabei darf nicht vergessen werden, dass selbst ein entmenschlichter Sklave im transatlantischen Handel für den Besitzer noch einen Kaufwert besaß. Die Lebenserwartung eines Sklaven, auch wenn sie besonders niedrig lag, hing von der Wirtschaftlichkeit und Effizienz ab, die sich sein künftiger Herr von ihm erhoffte. Es ist sicherlich schwer, das Ausmaß des Aderlasses zu beziffern, den Schwarzafrika im Laufe des transatlantischen Sklavenhandels erlitt. Der afroamerikanische Intellektuelle und Vorkämpfer für die Rechte der Schwarzen, W. E. Du Bois (1869 – 1963), geht von ungefähr fünfzehn bis zwanzig Millionen Menschen aus. Der amerikanische Sozialwissenschaftler P. Curtin (geb. 1922), der sich auf bislang veröffentliche Forschungsarbeiten stützte, kam 1969 für den Zeitraum zwischen 1451 und 1870 auf eine Gesamtzahl von ungefähr neun Millionen sechshunderttausend importierten Sklaven vor allem in die Neue Welt, weniger nach Europa und São Tomé. Aber unabhängig vom Ausmaß dieses Menschenhandels genügt es, die Dynamik der schwarzen Diaspora in Brasilien, auf den Antillen und in den Vereinigten Staaten zu beobachten, um zu erkennen, dass es dort keinen Beleg für ein kaltblütig und planmäßig erdachtes Vorhaben zur Vernichtung der schwarzen Völker im Sinne eines Völkermords, wie im Falle der Juden, Armenier, Kambodschaner oder Ruander gibt.

In der Neuen Welt haben die meisten Deportierten eine Nach-

kommenschaft hinterlassen. Hier leben heute mehr als siebzig Millionen afrikanische Vollblut- oder Halbblutabkömmlinge. Deshalb wird hier der Begriff «Holocaust» zur Bezeichnung des transatlantischen Sklavenhandels verwendet. Denn dieses Wort schließt tatsächlich das Opfern von Menschen für das Wohlergehen anderer Menschen ein, selbst wenn dies eine unermesslich große Zahl von Todesopfern zur Folge hatte. Außerdem haben die meisten westlichen Nationen, die an diesem atlantischen Dreieckshandel beteiligt waren, mittlerweile ihre Verantwortung eingestanden und die Aufarbeitung dieses Kapitels ihrer Geschichte in Angriff genommen. So verabschiedete das französische Parlament am 10. Mai 2001 ein Gesetz, das den Sklavenhandel und die Sklaverei als «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» bezeichnet; damit bezog Frankreich eindeutig Stellung zu einem bis dahin kaum bewältigten Abschnitt seiner Vergangenheit. Andere Stimmen wurden laut, wie beispielsweise die des ehemaligen amerikanischen Präsidenten Clinton, der sich im Jahre 1998 auf seiner Afrikareise für die Sklaverei in den USA entschuldigte, oder Johannes Paul II., der im Februar 1992 auf Gorée (Senegal) um «Vergebung für die vom christlichen Europa gegen Afrika begangenen Sünden» bat.

Um beim Kapitel der großen Verbrechen in der Menschheitsgeschichte zu bleiben, insbesondere der Schoah, so hatte selbst der dämonische Adolf Hitler die Ungeheuerlichkeit seines verbrecherischen Unternehmens nicht nur eingesehen, sondern sich auch dazu bekannt. Dieser krankhafte Rassist, der sich selbst als Barbar bezeichnete, hatte die Ausrottung ganzer Völker sorgfältig geplant und auch zu rechtfertigen versucht. So sprach er unverhohlen von «einem Endkampf zwischen pangermanischem Geist und panslawischem Geist» bzw. «zwischen Rasse und Masse», der durch nichts zu verhindern sei, sowie von

seiner Pflicht, «das Wachstum der arischen Rasse methodisch zu betreiben und die Entfaltung minderwertiger Rassen, die sich wie Ungeziefer vermehren», zu begrenzen. Dem NS-Diktator zufolge gebe es keinen Grund dafür, dass ein «amorphes Volk» riesige Flächen belege, während ein «höherwertiges Volk» sich mit einem Stückchen Land begnügen solle. Auf die Frage, was für ihn «Entvölkerung» bedeute und ob er die Absicht habe, «ganze Völker auszulöschen», antwortete Hitler unzweideutig mit Ja; da die Natur grausam sei, habe Deutschland auch das Recht, es zu sein.

In solcher Deutlichkeit bekannten sich die arabomuslimischen Nationen für den von ihnen verübten Völkermord an den Schwarzafrikanern bislang nicht. Dabei kann und darf dieses Verbrechen weder juristisch noch moralisch verjähren. Denn selbst wenn es weder Opfer noch Täter als Erben gibt, können sich die Nachkommen der darin verwickelten Völker nicht völlig aus der Verantwortung ziehen. 2001 bestand dennoch Hoffnung, dass die von der Uno-Konferenz in Durban (2.–9. September) verabschiedeten Resolutionen in diese Richtung gingen. Doch im Grunde blieb die Schlussakte, so feierlich sie auch war, trügerisch und selektiv anprangernd. Durban verhalf nicht zu einem ehrlichen und objektiven Gesamtüberblick über die furchtbare «schwarze Tragödie» von einst, denn noch heute verbinden viele reflexartig den Sklavenhandel lediglich mit dem von Europa und Amerika aus organisierten transatlantischen Handel, bei dem Millionen Afrikaner zu Tode kamen oder in die Neue Welt deportiert wurden.

Die Verwirrung ist auf die Tatsache zurückzuführen, dass die europäische Kolonisierung von Schwarzafrika mit ihrem System der Zwangsarbeit auf das Ende des transatlantischen Sklavenhandels folgte, was dazu verleitet, die beiden Ereignisse gleichzusetzen. Dabei waren der Sklavenhandel und die Zwangsarbeit

mit ihren verheerenden Folgen für die schwarzen Völker keine Erfindung der europäischen Nationen.

Die Geschichte lässt keinen Zweifel daran, dass die Arabomuslime Urheber dieser in großem Maßstab betriebenen Tragödie waren.

Währte der transatlantische Sklavenhandel vom 16. bis 19. Jahrhundert, plünderten die Arabomuslime die schwarzen Völker vom 7. bis hinein ins 20. Jahrhundert. Fast zehn Jahrhunderte lang, vom 7. bis 16. Jahrhundert, besaßen sie sogar das Monopol auf diesen schmählichen Handel und deportierten dabei nahezu zehn Millionen Afrikaner. Erst dann traten die Europäer in Erscheinung, denn der Schwarze Kontinent war ihnen erst seit der Rückreise von Vasco de Gama aus Indien 1499 bekannt. So bildete die Ankunft der Araber, die längst vor den Europäern in Afrika waren, nicht den Auftakt zu «hundert Jahren Vereinsamung» für die schwarzen Völker, sondern zu «tausend Jahren Märtyrertum».

Einige Historiker behaupten, der transatlantische Sklavenhandel habe den transsaharischen und orientalischen Sklavenhandel zerschlagen, andernfalls hätte Afrika einen derartigen Aderlass nicht ertragen können. In Wirklichkeit wurden dreizehn Jahrhunderte lang durch den arabomuslimischen Sklavenhandel ununterbrochen mehr Afrikaner deportiert als durch den transatlantischen Menschenhandel. Dies veranlasste den englischen Historiker Reginald Coupland zu folgender Feststellung über den Umfang des arabomuslimischen Sklavenhandels: «Die Gesamtzahl der im Laufe der Jahrhunderte importierten Afrikaner muss gewaltig gewesen sein.» Viele Autoren, die nicht der Parteilichkeit bezichtigt werden können, vertreten die gleiche Meinung. Die genauen Statistiken über dieses Verbrechen, zumindest die uns zur Verfügung stehenden, da die Arabomuslime im Gegen-

satz zu den atlantischen Sklavenhändlern keine Aufzeichnungen hinterließen, sind bestürzend. Dennoch werden wir möglicherweise nie erfahren, wie viele Menschen starben, bevor sie überhaupt die Sklavenmärkte erreichten. Übereinstimmenden Berichten zufolge konnten einige Karawanenrouten allein durch die unterwegs zurückgelassenen Leichen rekonstruiert werden. Beiderseits des Weges konnte man, den Berichten des deutschen Forschungsreisenden Gerhard Rohlfs (1892 – 1986) zufolge, verblichene Knochen toter Sklaven sehen. An manchen Skeletten waren noch die *katouns* (Kleidung einiger afrikanischer Stämme) zu erkennen. «Wer den Weg nach Bornu nicht kennt, braucht nur den links und rechts verstreuten Gebeinen zu folgen; man kann sich nicht verlaufen.»

Während der zahlreichen arabischen Raubzüge wurden in Schwarzafrika vielerorts unzählige Männer bei der Verteidigung ihrer Freiheit und der ihrer Angehörigen getötet. Die wenigen Überlebenden kamen früher oder später mit ihren Familien in den Sumpfgebieten elendig um. In zahlreichen Regionen Afrikas waren alle Bevölkerungsgruppen ausnahmslos betroffen: die Schwächsten fielen in die Hände der arabischen Jäger; die anderen, die Mutigeren, kamen bei Übergriffen um, die Überlebenden wurden gefangen genommen und die Verletzten erhielten den Gnadenstoß oder wurden vor Ort ihrem Schicksal überlassen. Einige von ihnen fielen Epidemien oder Hungersnöten zum Opfer. In einem Bericht über einen Raubüberfall am oberen Kongo kam Henry Morton Stanley (1841 – 1904) zu folgendem Schluss: «In den 118 weiter oben erwähnten Dörfern haben die Araber 3600 Menschen zu Sklaven gemacht. Dafür haben sie mindestens 2500 Erwachsene getötet und obendrein 1300 ihrer Gefangenen. Angesichts dieser Proportionen wurden im Laufe der fünf arabischen Expeditionen für die Gefangennahme von 10 000 Skla-

ven mindestens 33 000 Personen ermordet.» Alle Ermittlungen über den Sklavenhandel scheitern schlichtweg am schwierigen Problem der Quellen: Die wenigen vorhandenen Statistiken über diesen Völkermord sind lückenhaft. Wie auch in der westlichen Welt, etwa in Dänemark und in den Niederlanden, wurden bestimmte Register in den Archiven der arabomuslimischen Länder gefälscht. Einige Bestände wurden nicht inventarisiert, während andere aus privaten oder öffentlichen Archiven gänzlich verschwunden sind. Da die statistischen Quellen über den arabomuslimischen Sklavenhandel verschleiert bleiben, musste sich die vorliegende Arbeit im Wesentlichen auf Hypothesen, Erzählungen von Griots und auf Gegenüberstellung von direkten oder indirekten Zeugenberichten stützen. So mündeten unsere Nachforschungen oft in eine ungefähre Schätzung, die trotz allem eine Fülle von schwindelerregenden Zahlen offenbart. Einigen Quellen zufolge, insbesondere aus England, wurden allein in Sansibar zwischen 1830 und 1873 sechshunderttausend Sklaven verkauft.

Aber die genaue Zahl derjenigen, die auf dem Landweg in Richtung Maghreb und Ägypten von Timbuktu, Gao und Kano aus verschleppt wurden, wird noch lange ein Geheimnis bleiben. Der französische Historiker Raymond Mauny, der sich lange mit dieser Frage befasste, kommt auf eine geschätzte Zahl von zwanzigtausend afrikanischen Deportierten, die jährlich durch die Wüste gejagt wurden; das sind zwischen dem 7. und 19. Jahrhundert zwei Millionen pro Jahrhundert, dazu vier Millionen Sklaven, die über das Rote Meer exportiert wurden, und ebenso viele über die Suaheli-Häfen vom Indischen Ozean aus. Die glaubwürdigste Untersuchung über dieses Thema liefert jedoch der amerikanische Historiker Ralph Austen. In seinen Arbeiten, die als Standardwerke gelten, versuchte er nie, das Verbrechen des Westens herunterzuspielen. Seine Schätzungen wurden immer präziser,

sodass sie uns eine hinreichend realistische Vorstellung von der Gesamtzahl der deportierten afrikanischen Sklaven geben, die seit dem Mittelalter durch die Sahara, über das Rote Meer und den Indischen Ozean verschleppt wurden. Seiner Untersuchung zufolge lässt sich die Zahl der im Laufe des transsaharischen Sklavenhandels zwischen dem 7. und dem Beginn des 20. Jahrhunderts deportierten Afrikaner auf sieben Millionen vierhunderttausend schätzen. Hinzu kommen die 165 000 Sklaven, die unterwegs umkamen, sowie die in der Wüste oder in den Oasen auf der Strecke gebliebenen 372 000 Menschen. Das ergibt für die Sahara eine Gesamtzahl von 9 337 000 Sklaven. Des Weiteren wurden ungefähr acht Millionen Afrikaner über das Rote Meer und den Indischen Ozean exportiert.

So kommen wir auf eine Gesamtzahl von siebzehn Millionen afrikanischen Opfern des arabomuslimischen Menschenhandels, das würde allein etwas mehr als vierzig Prozent der zweiundvierzig Millionen afrikanischen Deportierten entsprechen. Einigen Quellen zufolge könnte diese Zahl sogar weit unter den historischen Fakten liegen. Der Fehlerquotient beträgt für den Zeitraum zwischen der Mitte des 7. und dem 20. Jahrhundert möglicherweise mindestens fünfundzwanzig Prozent. Da für einen Deportierten, der die Reise «wohlauf» überstanden hatte, drei oder vier andere umkamen, und zwar direkt oder indirekt an den Folgen der «heiligen Versorgungskriege», der Hungersnöte und Epidemien oder weil ganze Dörfer samt Vorratsscheunen in Brand gesteckt wurden, kann man sich das Ausmaß einer derartigen Tragödie auf dem Kontinent vorstellen.

Es ist schwer, diesen Menschenhandel nicht als Genozid an den schwarzen Völkern zu bezeichnen, insbesondere in Anbetracht der furchtbaren Massaker, der blutigen Razzien und der massiven Kastrationsmaßnahmen. Leider gibt es allzu viele, die im

Namen einer gewissen religiösen oder ideologischen Solidarität den Schleier des Vergessens am liebsten auf ewig über dieses Verbrechen ausbreiten würden. Die Leugnung dieser Tatsachen ist scheinbar auf einen zwischen den Nachfahren der Opfer und Henker geschlossenen virtuellen Pakt zurückzuführen. Mag dieser Pakt eine rein abstrakte Vorstellung sein, so entspricht die Verschwörung doch der Realität. In diesem «Stockholm-Syndrom afrikanischer Art» arrangiert sich diese afroislamische «schöne Gesellschaft» auf Kosten des Westens. Alles geschieht, als ob die Nachkommen der Opfer Freunde und Verbündete der Nachkommen der Henker geworden wären, denen sie zu Dank und Verschwiegenheit verpflichtet sind.

Dieses selektive Schweigen über das arabomuslimische Verbrechen gegen die schwarzen Völker bzw. dessen Verharmlosung, um das Augenmerk stärker auf den transatlantischen Sklavenhandel zu lenken, soll den solidarischen Schulterschluss zwischen den Arabern und Schwarzafrikanern konsolidieren und verewigen, die als Angehörige einer Solidargemeinschaft lange unter dem westlichen Kolonialismus leiden mussten. Um die schwarzen Völker und die Araber einander näher zu bringen und ein düsteres Kapitel ihrer gemeinsamen Geschichte auszulöschen, haben muslimische Forscher aus Afrika subtile geistig-religiöse Anstrengungen unternommen, um das Thema Hautfarbe vom Islam loszulösen. Dieser Vorstoß wurde vom muslimischen Reformismus und dem arabischen Nationalismus im wahrsten Sinne des Wortes verworfen, zumal beide Bewegungen in ihren Grundfesten selbst vor allem auf einem Dualismus beruhen, der die als minderwertig, als Sklaven (*abd*) geltenden und mit Götzendienern gleichgesetzten Schwarzen (*sudan*), denen hiermit übrigens auf feinsinnige Art das Leugnen des Islam unterstellt wird, von den anderen, höherwertigen Muslimen, d.h. den Weißen (*beidan*) klar unterscheidet. Dies hat immerhin zur Klärung

einiger bedeutungsschwerer Anspielungen geführt und manch afrikanischen Forscher dazu gebracht, wenn auch eher zögernd und vorsichtig, sich hie und da mit einigen Artikeln und sporadischen Publikationen des arabomuslimischen Verbrechens gegen die schwarzen Völker anzunehmen.

Warum eine derartige Rücksichtnahme und diese heuchlerische Tendenz zur Verharmlosung der Rolle und der Auswirkungen dieses verbrecherischen Unternehmens? Dass arabomuslimische Vertreter der geistigen Elite bestrebt sind, jegliche Erinnerung an diese Abscheulichkeit auszulöschen, als hätte sie nie existiert, mag verständlich sein. Bis zu dem Tag, an dem sie sich entscheiden, endlich ihre Vergangenheit aufzuarbeiten und mit ihren Landsleuten darüber zu sprechen, bleibt dieses Kapitel der Menschheitsgeschichte tief in der schuldbelasteten Erinnerung der dafür verantwortlichen arabomuslimischen Völker. Es ist hingegen schwer, die von einer Art Selbstzensur beseelte Haltung zahlreicher Forscher zu verstehen, unter ihnen viele Afroamerikaner, die sich mehr und mehr zum Islam bekennen. Als ob die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit der Arabomuslime als Sklavenhändler zur Bagatellisierung des transatlantischen Sklavenhandels führen würde. Die bekannte afrikanische Publizistin und Historikerin Louise Marie Diop-Maes geht in der Behandlung dieser Tragödie sogar so weit zu behaupten, dass durch den arabomuslimischen Menschenhandel «eher Sklaven für den Hausgebrauch als für die Plantagenwirtschaft beschafft [wurden]. Und die arabischen Versuche, die Neger als Plantagensklaven herabzusetzen, haben (vor allem im Irak) zu großen Revolten geführt, deren Folgen im kollektiven Gedächtnis bis zum heutigen Tage fest verankert sind. Nun ist aber die Lebenserwartung der Haussklaven viel höher als bei den anderen, und die Nachfrage nach Haussklaven ist strukturbedingt nied-

riger als die nach Plantagensklaven, aus dem einfachen Grund, dass ein arabischer Palast, so riesig er auch sein mag, keine allzu große Zahl von Sklaven beherbergen kann; und sei es nur aus Gründen der Sicherheit für seine Besitzer. Ohne zu vergessen, dass eine Unmenge an Dienern weniger rentabel und selbst bei einer kargen Lebensführung kostspieliger ist. Deshalb war der transsaharische Sklavenhandel strukturell weniger verheerend als die nachfolgende transatlantische Variante, denn seine demographischen Folgen etwa sind von weit geringerer Tragweite; im Gegensatz zu dem, was in der ‹Wahrheit über die Sklaverei› behauptet wird. Das systematische Aufbauschen des Ausmaßes des arabischen Sklavenhandels zielt darauf ab, Bedeutung und Umfang des europäischen Sklavenhandels im Vergleich dazu herunterzuspielen.»

Erstaunlich dabei ist, dass diese Art Diskurs zu einer Zeit gehalten wird, in der die Sklaverei in der arabomuslimischen Welt noch fortbesteht. Dabei ist die Diskussion über die Entstehungsgeschichte und die apokalyptischen Folgen des jahrhundertealten Ausblutens Afrikas durch die Araber noch nicht einmal richtig und rückhaltlos in Angriff genommen worden. Zwar wurde der letzte Sklavenmarkt offiziell 1920 in Marokko geschlossen, doch soll in den Golfemiraten und in einigen Ländern des Mittleren Ostens weiterhin Sklaverei betrieben werden. Ein anderes arabomuslimisches Land hält weiterhin diese grauenhafte soziale Institution aufrecht: Mauretanien. Zur Lage in diesem Land vermerkt ein Beobachter: «Die Sklaverei bleibt ein Tabuthema. Weder die traditionellen Obrigkeiten noch der Staat möchten ins Gebet genommen und angeprangert werden. Um einer Anschuldigung wegen Gefälligkeit oder Mittäterschaft zu entgehen, bemühen sich die einen und die anderen, jeglichen Versuch, das Thema zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen und darüber zu

debattieren, im Keim zu ersticken. Als bevorzugte Lösung gilt es paradoxerweise, die Probleme zu verschweigen. Dabei schafft diese Politik des Stillschweigens gerade die Bedingungen für den Fortbestand der Sklaverei. Hinter diesem defensiven Schweigen zeichnet sich die Befürchtung ab, die Sklaven könnten eine größere Teilhabe an der Machtausübung fordern.» Obwohl die Migranten aus Schwarzafrika derselben Religion anhängen wie die Völker ihrer Gastgeberländer und mit diesen «politisch solidarisch» sind, haben sie sich in Libyen, Marokko oder Algerien stets darüber beklagt, dass sie verächtlich behandelt, schamlos ausgebeutet und oft drangsaliert werden.

Noch immer gibt es die Transsaharastraße der Sklaverei in Nordafrika. Nunmehr wird sie allerdings von den illegalen afrikanischen Migranten als Transitstrecke benutzt.

Fabrizio Gatti, ein italienischer Reporter des *Corriere della Sera*, hat diese neue Form der Sklaverei untersucht und dazu geschrieben: «Um nicht hungers zu sterben, arbeiten sie ohne Lohn in den Häusern der Händler. Für einen Teller Nudeln, einen Kaffee oder einige Zigaretten waschen sie die Töpfe, arbeiten im Garten oder ernten Datteln. Eigentlich wollten sie bis nach Italien fahren, nun sind sie Sklaven geworden. Erst nach Monaten harter Arbeit lässt sie der Hausherr weiterziehen. Aber alle haben Angst davor, länger als ein Jahr gefangen zu bleiben. Einige von ihnen sind verrückt geworden und leben in völliger Isolation. Das ist eine alte Geschichte. Die Libyer betrachten die Bewohner der afrikanischen Küste als minderwertig. Früher durchquerten sie die Sahara, um sie zu kaufen und als Sklaven zu verkaufen. Heute sammeln sie sie in Lastwagen ein und behandeln sie schlimmer als Vieh. Niemand schert sich darum, dass diese Illegalen in der Wüste sterben könnten.»

Anders als in der Neuen Welt, wo die Diaspora nach wie vor

präsent ist, sind die meisten in die arabomuslimische Welt deportierten Afrikaner aufgrund der systematischen Kastrierung nahezu ausgestorben. Aber die Henker von gestern sind identifiziert und haben einen Namen, weil die Fakten unwiderlegbar sind und eine eindeutige Sprache sprechen: der arabomuslimische Sklavenhandel begann längst vor dem Eindringen der Europäer in den Schwarzen Kontinent. Millionen Afrikaner wurden geplündert, getötet oder gefangen genommen, kastriert und unter unmenschlichen Bedingungen vor allem in Richtung Orient, nach Ägypten und in andere islamische Königreiche karawanenweise durch die Sahara oder über den Seeweg von den ostafrikanischen Kontoren aus deportiert. Unter dem religiösen Vorwand der Islamisierung der Völker wurden die abscheulichsten Verbrechen und die schrecklichsten Grausamkeiten begangen. Diese kriminellen Handlungen wurden planmäßig verübt, kodifiziert und jahrhundertelang gerechtfertigt, von eben jenen Völkern, die sich, der Lehre des Propheten Mohammed zufolge, doch auf eine monotheistische und humanistische Religion berufen.

Diese Worte sind mitnichten eine Moralpredigt. Wie kann man in Anbetracht der Mentalität und der Anschauungen von einst die Vergangenheit mit unserer Gegenwart vergleichen? Mit der vorliegenden Arbeit wollen wir über die Zeit vor dem arabomuslimischen Sklavenhandel und über das enorme Ausmaß dieses entsetzlichen Verbrechens informieren. Deshalb ist es überfällig, dass die Forscher der betroffenen Länder dazu übergehen, sich mit diesem düsteren Kapitel unserer gemeinsamen Geschichte zu befassen. Nur nach einer vorbehaltlosen und offiziellen Anerkennung dieser erwiesenen historischen Tatsachen kann eine Lehre daraus gezogen werden. Die Erwartungen an die Anti-Rassismus-Konferenz in Durban von 2001 waren hoch, insbesondere

ein mutiger Entschluss, diese Frage in ihrer Gesamtheit zu behandeln. Aber den Teilnehmern ist es schlichtweg gelungen, die Rolle der arabomuslimischen Nationen und ihre Verantwortung für das ununterbrochen dreizehn Jahrhunderte währende Martyrium der schwarzen Völker zu verschleiern. Leider ging die Konferenz oft am Thema vorbei, es war sogar von «zionistischen Verbrechen» und von Solidarität mit Palästina die Rede. In Durban gab man sich schließlich mit der Verurteilung der westlichen Sklavenhändler und der Forderung nach Reue und Reparation zufrieden, alles andere wurde unter den Tisch gekehrt. Das hat den Geist dieser Konferenz pervertiert, auf der eigentlich sämtliche Wahrheiten, Verantwortlichkeiten und Mittäterschaften im Zusammenhang mit allen, die Betonung liegt auf allen, Formen des Sklavenhandels offengelegt werden sollten. Stattdessen wurde ein Schleier des Schweigens über die Verbrechen der Araber gelegt. Ein umso trügerischeres Schweigen, als es von Ausflüchten und machtpolitischen Argumenten genährt wurde, die eine vollständige Klärung dieses Themas verhindern. Und das, obwohl unzählige Manuskripte in den Archiven der einst vom Osmanischen Reich regierten Länder lagern.

Den Berichten der Forschungsreisenden Burton, Livingstone, Stanley, Cameron, der Gouverneure Gordon und Emin Pascha oder arabischer Händler, wie Al-Hadsch Faraj al-Funi, ist es zu verdanken, dass wir die Gräuel dieses Völkermordes derzeit besser einordnen können. Heutzutage, wo die Forscher auf der Basis von Kenntnissen aus der Geschichtswissenschaft, der Anthropologie, der Demographie und der mündlichen Überlieferung interdisziplinär arbeiten, könnten bisher nicht ausgewertete Forschungselemente dazu beitragen, das Fehlen an schriftlichen Dokumenten auszugleichen.

In dieser Tragödie wiegt die Erinnerung an die Toten schwerer

als das Gedächtnis der Lebenden, weil deren Blut, dem der Schrei nach Rache verwehrt ist, Gerechtigkeit im Namen der Geschichte fordert. Dies umso mehr, als diese im Darfur ins Stottern gerät (siehe Vorwort). Damit die nach dem Zweiten Weltkrieg ausgerufene Verpflichtung «Nie wieder» einen Sinn bekommt, darf keine selektive Amnesie dazu führen, dass erwiesene Ereignisse für immer verschleiert werden. Denn das menschliche Gedächtnis hat längst begriffen, dass die Gräuel der Geschichte nie ins Vergessen geraten dürfen.

Anhang

Koransuren, die die Sklaverei von Nicht-Muslimen durch Muslime befürworten

33, 52. Dir sind hinfort keine Weiber mehr erlaubt, noch darfst du für sie andere Gattinnen eintauschen, wenn dir auch ihre Schönheit gefällt, es sei denn für (die Sklavinnen), die deine Rechte besitzt. Und Allah wacht über alle Dinge.

16, 71. Und Allah hat die einen von euch vor dem andern in der Versorgung bevorzugt. Und doch geben die Bevorzugten von ihrer Versorgung nichts zurück (an die Sklaven), die ihre Rechte besitzt, auf dass sie hierin gleich seien. Wollen sie denn Allahs Gnade leugnen?

4, 24. Und (verwehrt sind euch) verheiratete Frauen außer denen, die eure Rechte besitzt. [...] Siehe, Allah ist wissend und weise.

23, 1. Wohl ergeht es den Gläubigen,
5. Und die sich der Weiber enthalten –
6. Es sei denn ihrer Gattinnen oder derer, die ihre Rechte besitzt; denn siehe (hierin) sind sie nicht zu tadeln.

33, 50. O Prophet, Wir erlauben dir deine Gattinnen, denen du ihre Mitgift gabst und (die Sklavinnen), die deine Rechte besitzt von dem, was dir Allah an Beute gab, und die Töchter deines Oheims [...]

24, 33. Und zwingt nicht eure Sklavinnen zur Hurerei, so sie keusch leben wollen. [...] Und wenn sie einer zwingt, siehe, so ist Allah, nachdem sie gezwungen wurden, vergebend und barmherzig.

70, 29. Und die ihre Scham hüten,
30. Außer gegen ihre Gattinnen oder was ihre Rechte besitzt; siehe, (hierin) sind sie nicht zu tadeln;
31. Wer aber über dies hinaustrachtet, das sind die Übertreter [...]

Der Fluch von Ham

Noah, ein Landmann, erklärt die Genesis (IX, 20–27), begann Weinreben anzupflanzen. Er trank von dem Wein und berauschte sich daran. Eines Tages lag er unbekleidet in seinem Zelt. Ham, jüngster Sohn Noahs und Vater von Kanaan, sah die Blöße seines Vaters und berichtete es seinen beiden Brüdern draußen. Da nahmen Sem und Jafet einen Mantel, warfen ihn beide über die Schultern und näherten sich damit rückwärts dem Vater, um seine Blöße zu bedecken. Ihre Gesichter aber hielten sie so gewandt, dass sie die Blöße ihres Vaters nicht sehen konnten. Als Noah aus seinem Weinrausch erwachte und erkannte, was sein jüngster Sohn ihm angetan hatte, sprach er: «Verflucht sei Kanaan! Ein Knecht der Knechte sei er seinen Brüdern!» Und er sprach: «Gepriesen sei der HERR, der Gott von Sem, und Kanaan sei sein Knecht! Weiten Raum schaffe Gott dem Jafet, und er wohne in den Zelten Sems; und Kanaan sei ihr Knecht!»

Bis zum 11. Jahrhundert wurde diese sehr abstrakt gebliebene Geschichte nie wirklich mit einer bestimmten Hautfarbe oder Rasse in Verbindung gebracht. Die Vorstellung von Afrika und den Afrikanern war in Europa vor dem wirklichen Aufschwung des Sklavenhandels noch nicht abschätzig. Die Darstellung der Heiligen Drei Könige in den Szenen zur Geburt Christi war zunächst neutral. In Europa wurde der in Ägypten geborene heilige Mau-

ritius, der Legende nach Anführer der Thebaischen Legion und Märtyrer, seit dem 4. Jahrhundert von der römisch-katholischen Kirche als Heiliger verehrt, und seit Mitte des 10. Jahrhunderts auf Statuen und Gemälden als dunkelhäutiger Soldat oder Ritter dargestellt. Die Muslime bedienten sich als Erste des Fluches von Ham, um die Versklavung der schwarzen Bevölkerungsgruppen zu rechtfertigen. Die Europäer taten es ihnen gleich.

In der ursprünglichen Geschichte geht der Verstoß eher auf Kanaan zurück: Die Kanaaniter waren im Grunde die Sklaven der Israeliten. In der Genesis allerdings hatte Ham die Verfehlung begangen. Die Schwarzen zu Hams Nachkommen zu erklären hieß, ihre Unterwerfung mit den heiligen Texten rechtfertigen zu wollen. Im 17. Jahrhundert bedienten sich Buenaventura de Salinas y Cordova und Leon Pinelo, Kreolen spanischer Herkunft, dieser Legende, um dem transatlantischen Sklavenhandel eine Berechtigung zu verleihen.

Zeugnis von Hayrettin Effendi, letzter Eunuch des letzten Sultans

Ich erinnere mich an meine Kindheit, als wäre es gestern. Ich komme aus Habesistan und gehöre dem Volk der Oromo an. Wir lebten in einem kleinen Dorf. Wir waren sehr glücklich. Ich war sieben oder acht Jahre alt. Ich spielte mit Kindern meines Alters auf dem Dorfplatz. Wir spielten immer das gleiche Spiel: Fangen. Eines Tages kamen Reiter. Sie sahen anders aus als die Männer bei uns. Ihre Gesichter waren heller. Sie trugen Waffen bei sich. Sie nahmen uns gefangen. Einer von ihnen hielt mir den Mund zu, und ich wäre beinahe erstickt. Mir war, als quellten meine Augen heraus. Sie nahmen auch all meine Freunde und brachten uns fort. Ich verstand ihre Sprache nicht. Erst später begriff ich, dass sie Arabisch sprachen. Als wir in einem Dorf angekommen waren, sperrten sie uns in einen Hof. Dort waren Kinder wie wir. Sie sprachen unsere Sprache. Sie schluchzten. Wir verstanden nicht, warum sie uns verschleppt hatten. Wir teilten alle den gleichen Kummer. Wir blieben drei Tage lang ohne zu essen und zu trinken. Wir hatten alle große Angst.

Einige Tage später wurden wir kastriert, auf Massaoua, einer Halbinsel der von den Türken besetzten äthiopischen Küste. All die Jahre über konnte ich die erlittenen Schmerzen und die

Folter nicht vergessen. Zwei Wochen nach der Kastration heilte die Wunde langsam. Man brachte uns in einen Hafen. Dort waren Jungen und Mädchen wie wir. Wir sprachen nicht die gleiche Sprache, teilten aber das gleiche Schicksal. Alle Jungen waren kastriert. Untereinander verstanden wir uns gut. Dann wurden wir auf ein Schiff gebracht. Wir waren froh, diesen Monstern zu entkommen. Aber wohin brachte man uns? Wir dachten, die würden uns in den Ozean werfen. Wir wussten nichts. Man ließ uns in völliger Ungewissheit. Unsere Dörfer, unsere Brüder, unsere Schwestern, unsere Mütter waren weit weg. Sollte es möglich sein, sie eines Tages wiederzusehen? Einige von uns hörten nicht auf zu weinen. Wir hatten alle Angst, dass sie uns ertränken würden. Wir hatten Angst vor dem Meer, das wir zum ersten Mal sahen. Auf dem Schiff blieben wir immer beieinander. Wir schauten uns die Wellen an. Was für ein Unglück wartete noch auf uns? Während der Überfahrt wurde das Sklavenschiff von einem englischen Patrouillenboot durchsucht und die arabischen Sklavenhändler festgenommen. Sie wurden alle in den Hafen von Aden im Jemen gebracht. Die Kinder begannen alle vor Freude zu schreien, weil sie glaubten, dass wir in unsere Dörfer zurückkehren dürften.

Aber unsere Freude war von kurzer Dauer. Der Dolmetscher ließ uns wissen, dass es sehr schwer wäre, uns wieder in unsere Dörfer zurückzubringen. Die Sklaverei war abgeschafft. Wir waren frei. In Aden durften wir an Land gehen. Wir wurden auf den Marktplatz gebracht. Der englische Kapitän hielt eine Rede, die ins Arabische übersetzt wurde. Wir hatten nichts verstanden. Man hat sie uns dann ins Habesch übersetzt. Da der Verkauf von Sklaven verboten war, sollten wir an vertrauenswürdige Offiziers- und Beamtenfamilien übergeben werden. Ein osmanischer Offizier, Yakup, auf Dienstreise in Aden, nahm mich mit nach Istanbul. Es war Winter. Ich hatte das erste Mal Schnee

gesehen. Mir war kalt. Yakup hatte mich einer berühmten Person in Istanbul geschenkt. Ich war enttäuscht. Ich liebte Yakup wie meinen Vater. Ich war ein Geschenk für Cerkez Mehmet Pascha. Kann man einen Menschen verschenken? Mir wurde klar, dass das möglich war. 1918 wurden wir gemäß dem *Mesutiet* frei. Mit einer Freundin, einer Palastdame, haben wir dieses Haus gekauft. Wir kommen zurecht. Das ist unser Schicksal.

Zeittafel

Für die arabomuslimische Welt

UMAYYADEN

756 Abd al-Rahman I., letzter Umayyade von Damaskus, gründet in Córdoba eine Dynastie.
784 Beginn des Baus der Großen Moschee von Córdoba.
929 Abd al-Rahman III. erklärt sich zum Kalifen und löst sich von Bagdad.
961 Al-Hakam II., der gelehrte Kalif, gründet eine Bibliothek mit vierhunderttausend Werken.
1031 Zerfall der Dynastie von Córdoba. Gründung unabhängiger Königreiche, der Taifa-Reiche.

ABBASIDEN

Nachfahren von Abbas, Onkel des Propheten.
749 Die Abbasiden stürzen die Umayyaden.
762 Gründung von Bagdad durch den Kalifen al-Mansur.
786 – 809 Herrschaft von Harun ar-Raschid (Harun der Rechtgeleitete). Blütezeit des Kalifats.
1055 Einzug der seldschukischen Türken in Bagdad.
1258 Zerstörung Bagdads samt seiner Bevölkerung durch die Mongolen.

FATIMIDEN

Nachkommen von Ali, dem Schwiegersohn des Propheten.

969 Die Fatimiden erobern Ägypten und gründen Kairo.

973 Ausrufung des Kalifats. Baubeginn der Al-Azhar-Moschee in Kairo.

996 – 1021 Herrschaft von Al-Hakim. Kämpfe mit berberischen Truppen.

1035 – 1094 Herrschaft von Al-Mustansir. Zahlreiche Beduinenüberfälle im Niltal.

1171 Eroberung Ägyptens durch die Dynastie der Ayyubiden.

Für Afrika

Um das 6. Jh. v. Chr. Reise von Hanno dem Seefahrer entlang der afrikanischen Westküste.

7. Jh. n. Chr. Abessinien (Äthiopien), vom Vormarsch der Arabomuslime im Roten Meer verdrängt, zieht sich auf die Anhöhen von Amhara und Choa zurück. Beginn des arabischen Sklavenhandels.

763 Kaya Maghan Cisse in Ghana.

Ende des 8. Jh. Der arabische Geograph Al-Fazari erwähnt als Erster Ghana als «Land des Goldes».

930 Ibn Haukal erwähnt die Sao (Sô) vom Tschadsee.

1076 Almoraviden verwüsten die Hauptstadt Ghanas.

12. Jh. Niederlassung der Araber in Sofala. Expansion der Yoruba. Langsamer Aufschwung des Königreiches Mali. Nach dem Niedergang Ghanas beherrscht das Königreich Sosso die Region.

1235 Soundiata Keïta besiegt den König von Sosso, Soumangourou Kanté, und herrscht über das Königreich Mali. Aufschwung der Küstenkönigreiche des Kongo.

1312 – 1337 Herrschaft von Mansa Moussa über das Königreich Mali.

1486 Bartolomeu Dias erreicht das Kap der Guten Hoffnung.

1498 Vasco da Gama erreicht die Ostküste Afrikas (Malindi).

Um 1500 Landung portugiesischer Seefahrer in Madagaskar.

17. Jh. Oman herrscht über die suahelische Küste.

1742 Beginn der Erforschung der Seychellen durch Picault.

1815 Im Februar, auf dem Wiener Kongress, Verpflichtung der europäischen Mächte zur Abschaffung des Sklavenhandels. Am 29. März verordnet Napoleon I. während der 100 Tage die Abschaffung des Sklavenhandels.

1865 – 1870 Grandidier erforscht Madagaskar.

1885 Beginn der deutsch-englischen Rivalitäten um Ostafrika.

1890 Enteignung des Sultans von Sansibar. Die Generalakte von Brüssel verbietet den afrikanischen Sklavenhandel.

1926 Die Konvention des Völkerbundes definiert die Sklaverei wie folgt: «Der Zustand oder die Gesamtheit der Lebensbedingungen eines Individuums, auf das die Regeln des Besitzrechts angewandt werden, oder zumindest einige davon.»

1956 Ergänzende Uno-Konvention zur Definition und Abschaffung auch moderner Formen der Sklaverei.

Begriffserklärung

ARABER: Ursprünglich bezeichnete das Wort «Araber» drei verschiedene Menschentypen. Diejenigen, deren Sprache das Arabische war; die Kinder von Arabern; und diejenigen, die auf arabischem Boden lebten, das heißt auf der Arabischen Halbinsel vom Roten Meer bis zum Meer von Basra und den äußersten Grenzen des Jemen bis vor al-Sham (Syrien). Der Jemen gehört demnach zu ihrem Territorium, al-Sham jedoch nicht. So sahen die Araber vor der Entstehung und Verbreitung des Islam ihr Reich. Mit der Verbreitung des Islam bis in die großen Städte blieben die Araber in diesen Ländern, vom Fernen Osten bis zum äußersten Westen, und den Küsten von al-Sham und Armenien. Hier lebten Perser, Römer, Berber und viele andere. (Definition von Ibn Taymiyyah [1262 – 1328]).

ÄTHIOPIEN: Der Name Äthiopien kommt aus dem Griechischen *aethiops*, «sonnengebräuntes Gesicht», und bezeichnete Afrika unterhalb von Ägypten. Bisweilen war das Land auch als Abessinien bekannt und entsprach einem Gebiet, das sich von Eritrea, Somalia bis nach Nubien erstreckte.

DSCHIHAD: Anstrengung, um mit Hilfe des Heiligen Krieges den Islam zu verbreiten.

HADITH: «Ausspruch, Gespräch». Dieser Begriff bezeichnet in der Tradition des Islam die vom Propheten überlieferten Handlungen und Worte, die als zu befolgende Beispiele gel-

ten. Es ist ein «mündliches Gesetz», das nach dem Koran das zweite Rechtsfundament darstellt. Die Hadithe wurden im 9. Jahrhundert zusammengestellt und niedergeschrieben; sie sind keine göttlichen Worte. Die Hadithe bilden die Sunna, woher sich der Begriff des sunnitischen Islam ableitet. Treue muslimische Gläubige fassten die Hadithe in verschiedenen Sammlungen (sahîh) zusammen, mitunter lange nach dem Tod des Propheten. Einige Autoren zählten mehr als siebenhunderttausend! Diese verschiedenen Sammlungen nähren in besonderer Weise die Differenzen zwischen Sunniten und Schiiten. Die islamische Hadithwissenschaft stuft die Hadithe nach dem Grad ihrer Glaubwürdigkeit (daraja al-qabûl) ein. Einige Autoren, wie al-Bukharî, unterteilen die Hadithe in authentische, annehmbare oder schwache. Zur ersten Kategorie gehören: glaubwürdige (maqbl: zulässig, plausibel); heilige (qudsî); authentische (sahh); allgemein verbreitete (mutawtir: rekurrent); gute (hasan). Zu den schwachen zählen dagegen: unzulässige (mardd: ab-, zurückgewiesen); schwache (daif: lückenhaft), diese Hadithe sind häufig apokryph, d. h. nicht gesichert. Es gibt sechs «authentische» Hadithsammlungen (sahîh); zwei davon gelten als ausgezeichnet. Deshalb werden sie auch als *sahîh* bezeichnet.

HAM (der Fluch von): In einigen biblischen Texten wird Ägypten als «das Land des Ham» bezeichnet (Psalm 105, 23 – 27). Die Ägypter nannten ihr Land Khemit, was schwarz bedeutet, entweder des schwarzen Nilschlammes oder, so mutmaßen einige Forscher, seiner schwarzen Einwohner wegen. Einigen biblischen Erzählungen zufolge soll die Nachkommenschaft von Ham, dem Vorfahren der Schwarzen, von Noah verflucht worden sein.

HIDSCHRA: Bedeutet «Auswanderung» oder «Exil», abgeleitet aus dem Arabischen *hijra*. Der Begriff Hidschra markiert den

Beginn der islamischen Zeitrechnung, der dem 16. Juli 622 der christlichen Zeitrechnung entspricht. An jenem Tag flüchteten der Prophet Mohammed und seine Anhänger von Mekka nach Yathrib, dem späteren Medina (madinat al-nabi, «Stadt des Propheten»). Die praktische Einführung der islamischen Zeitrechnung geht auf den zweiten Kalifen Omar zurück. Die Muslime bezeichnen die Zeit vor der Hidschra als *djahiliyya*, als die «Zeit der Unwissenheit», als «dunkles Zeitalter».

ISLAM: Neben dem Judentum und dem Christentum ist der Islam chronologisch gesehen die dritte monotheistische abrahamitische Religion. Er entstand in Arabien im 7. Jahrhundert und unterscheidet sich deutlich von den anderen monotheistischen Strömungen, auch wenn er von ihnen zahlreiche Elemente übernommen hat. Die heilige Schrift des Islam ist der Koran. Dem Dogma zufolge ist er Gottes wörtliche Offenbarung an den Propheten Mohammed, vermittelt durch den Erzengel Gabriel. «Die Religion Gottes ist der Islam», heißt es in Kapitel III, Sure 17. Der arabische Begriff «Islam», der die vom Propheten Mohammed gestiftete Religion bezeichnet, bedeutet «völlige Hingabe an Gott» bzw. die unbedingte Unterwerfung unter seinen Willen. Vielleicht sollte das Wort Islam besser seine etymologische Bedeutung von «Empfangen» beibehalten und durch die Pflicht des Menschen erklärt werden, sich seiner Schuld gegenüber dem höchsten Wesen zu entledigen, das ihm das Leben schenkte. Die früheren monotheistischen Religionen sprachen eigentlich nur vom *iman*, dem Glauben an Gott und an das künftige Leben. Der Islam fügte ganz entschieden die Pflicht hinzu, der Gottheit einen Dankbarkeitstribut zu entrichten.

Der Islam unterscheidet mehrere Glaubensrichtungen. Die Sunniten bilden die zahlenmäßig stärkste Gruppe, gefolgt von den Schiiten und weiteren kleinen Zweigen, wie etwa die Kha-

ridschiten. Der Sufismus stellt eigentlich die Mystik sowohl des sunnitischen als auch des schiitischen Islam dar; während der Kalam (rationale Theologie) die Synthese der hauptsächlich philosophischen Strömungen ist, deren wichtigste der Mutazilismus ist.

KUSCH: Die Ägypter bezeichneten das Gebiet zwischen dem ersten und dem dritten Nil-Katarakt als das Reich Kusch, bekannter unter dem Namen Nubien.

LEIBEIGENSCHAFT: Von einem nicht selbstbestimmten Individuum geleistete Arbeit auf einem Feld, das jemand anderem gehört, mit dem Ziel, dem Besitzer mit oder ohne Entlohnung einen bestimmten Dienst zu erweisen.

MAGHREB: Al-Maghrib ist die arabische Bezeichnung für das im Vergleich zu den anderen arabischen Ländern geographisch westlichste arabische Land Marokko und bedeutet «untergehende Sonne» oder «Westen». Als Maghreb bezeichnet man die nordafrikanischen Länder Tunesien, Algerien, Marokko, Libyen und Mauretanien. Im Gegensatz dazu bedeutet Al-Maschrek «aufgehende Sonne» und bezeichnet den arabischen Orient, der sich von Ägypten über die Arabische Halbinsel bis zum Irak erstreckt.

MALI (Reich): Das im 12. Jahrhundert von Soundiata Keïta gegründete Mali-Reich erlebte im 14. Jahrhundert seine Blütezeit. Es umspannte ursprünglich das Gebiet zwischen dem Atlantischen Ozean und dem Aïr-Gebirge, wo heute Mali, der Senegal, Gambia, Guinea und Mauretanien liegen.

MANSA MOUSSA: Unter seiner Regentschaft (1312 bis 1337) gelangte das Mali-Reich zur Blüte und zu seiner größten Ausdehnung: von Adrar der Ifogha bis zur Mündung des Gambia-Flusses. 1324 unternahm er eine Pilgerreise nach Mekka, die ob ihres Prunks in die Geschichte einging: Er war von Tausenden Dienern und Sklaven umgeben und führte ungefähr zehn Ton-

nen Gold mit sich, woraufhin der Kurs für das kostbare Metall über mehrere Jahre sank. Legendär war seine Freigebigkeit. Bei seiner Rückkehr begleiteten ihn mehrere Wissenschaftler und Kulturschaffende, wie etwa der aus Granada stammende Abu Ishaq es Saheli, Architekt der 1328 in Timbuktu errichteten Schingarey-Ber-Moschee. Mansa Moussa starb 1337.

RASSE: Es gibt Thesen, denen zufolge die ersten ideologischen Fundamente des Rassismus in der christlichen Welt auf den Sklavenhandel und die Versklavung der Schwarzen zurückzuführen seien. Nach dem großen Sklavenaufstand von 1530 bis 1536 in São Tomé entstanden die ersten Rassentheorien über die «Minderwertigkeit» der Schwarzen. Der Begriff «Rasse» erscheint Ende des 15. Jahrhunderts (siehe dazu den polnischen Historiker Marian Malowist [1909–1988], «Der Beginn des Plantagensystems in der Zeit der großen Entdeckungen», Africana Bulletin, 10, Warschau, 1969). Auch der britische Historiker Robin Blackburn (geb. 1940) ist der Ansicht, dass die Rassentheorien, die die «spezifischen physiologischen Merkmale wie Haut, Farbe und Phänotyp» als die «entscheidenden Kriterien der Rasse» ansehen, ihren Ausgangspunkt in der Sklaverei der Plantagenwirtschaft haben.

SANSIBAR: Lange vor der christlichen Ära suchten reiche griechische und phönizische Händler in Ostafrika nach Elfenbein. Im 7. Jahrhundert ließen sich hier arabische und persische Auswanderer nieder, die, einigen Autoren zufolge, der Region den Namen «Zing el Bar» gaben, der «Erde der Schwarzen» bedeutet. Das Wort *zing* kommt aus dem Persischen und bedeutet «schwarz», *bar* ist ein arabisches Wort für «Erde». Ab 1698 regierte der Sultan von Oman von seinem Palast in Maskat aus über Sansibar. Die reiche Handelsmacht Oman liegt zwischen Arabien, Afrika und Indien. Mit billigen Arbeitskräften aus der Sklaverei wollte der Sultan seine Wirtschaft möglichst kosten-

günstig in Gang halten. Daher die Idee, auf Sklaven zurückzugreifen. Da der Islam die Versklavung eines Muslims durch einen anderen Muslim untersagt, importierten die Araber Schwarze aus dem afrikanischen Kontinent. So brachten die arabischen Karawanen Elfenbein (weißes Gold) und Sklaven (schwarzes Gold) bis nach Bagamoyo und Sansibar.

SKLAVENHANDEL: Dieser Begriff umfasst jegliche Form von Gefangennahme, Erwerb oder Überlassung eines Menschen, die auf seine Versklavung zielt; ferner jeglichen Erwerb eines Sklaven, um ihn zu verkaufen oder auszutauschen; jegliche Überlassung eines erworbenen Sklaven durch Verkauf oder Tausch, die auf seinen Weiterverkauf oder seinen Austausch zielt, sowie im Allgemeinen jegliche Art von Sklavenhandel oder -transport. Der Sklavenhandel ist, dem Wortlaut der Definition aus dem Wörterbuch der Französischen Akademie zufolge, der «Handel mit schwarzen Sklaven». Dabei ging es vor allem um wirtschaftliche Beweggründe, da die Sklaven hauptsächlich als billige Arbeitskraft eingesetzt wurden. Die wirtschaftliche Logik ist indessen nicht von einer ideologischen zu trennen, weil der Rassismus auch dazu diente, die Versklavung und die den Schwarzen nach ihrer Gefangennahme aufgezwungenen unmenschlichen Lebensbedingungen zu rechtfertigen. Der Sklavenhandel mit Schwarzen gilt heute in Frankreich und vielen anderen Ländern als ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

SKLAVEREI: Ein Sklave ist eine von einem oder mehreren Individuen so kontrollierte Person, dass ihr Lebensweg nicht vom eigenen Willen bestimmt wird; einem Sklaven wird das Recht auf Entlohnung für seine Arbeitsleistung und seine Mühen verwehrt. Dem US-amerikanischen Soziologen und weltweit führenden Experten für moderne Sklaverei Kevin Bales zufolge werden dabei «die Individuen unter Gewaltanwendung und gegen

ihren Willen zu Zwecken der Ausbeutung versklavt.» Während die meisten von uns die Sklaverei als der Vergangenheit angehörend betrachten, floriert diese Praxis weiterhin in Ländern, in denen Armut, das soziale Umfeld und Leichtgläubigkeit zu solchen Zwecken ausgenutzt werden können. Bales schätzt die Zahl der Sklaven gegenwärtig auf siebenundzwanzig Millionen weltweit (Kevin Bales, Disposable People: New Slavery in the Global Economy, University of California Press, 1999).

SOUNDIATA KEÏTA: Herrscher von Mali, wurde 1190 in Niani (Königreich Manding, Guinea) geboren. Er bildete eine Armee, der es 1235 gelang, die Armee von Soumangourou Kanté in Kirina zu besiegen. Danach gründete Soundiata Keïta aus allen Königreichen zusammen das Mali-Reich. Er ließ sich zum Mansa, d. h. zum König der Könige krönen und erklärte Niani, seine Geburtsstadt, zur Hauptstadt, heute nur noch ein kleines Dorf an der Grenze zu Mali. Soundiata Keïta starb 1255, möglicherweise durch Ertrinken.

SUDAN: Dieser Name, den die arabischen Historiker dem Land der Schwarzen gaben, bedeutet Schwarz. Später nannten westliche Geographen den die heutige Republik Mali umfassenden Teil Westafrikas Französisch-Sudan. Dies im Gegensatz zum Sudan, der heute eine islamische Republik ist.

TIMBUKTU: Die am Rande der Sahara und unweit des Niger-Flusses gelegene Oasenstadt Timbuktu (im Nordosten von Mali) war den Europäern lange verwehrt. Am Schnittpunkt der Karawanenstraßen gelegen, war sie bis zum 17. Jahrhundert Handels- und Kulturmittelpunkt des Islam in dieser Region. Im Laufe ihres goldenen Zeitalters entstanden Tausende handgeschriebene Bücher, die dem Staub der Wüste überlassen wurden. Derzeit gibt es Bemühungen, sie wieder auszugraben. So wird eine bislang unbekannte und fesselnde Geschichte Afrikas aus der Tiefe des Vergessens treten. Timbuktu, die

«heilige Stadt», die «geheimnisumwobene», die «unnahbare», zog so viele Afrikaforscher in ihren Bann, von dem Schotten Mungo Park (1771 – 1806) bis zu dem Franzosen René Caillé (1799 – 1838) und dem Deutschen Heinrich Barth (1821 – 1865). Im 11. Jahrhundert von den Tuareg gegründet, wurde Timbuktu bereits drei Jahrhunderte später zum wichtigsten Handelszentrum zwischen dem alten Sudan und dem Maghreb. Hier wurden Salz aus Taudenni, Gold aus den Minen von Buré und Sklaven aus Ghana gehandelt. Arabische und persische Kaufleute trafen auf muslimische Reisende und Philosophen, die beseelt waren von dem Wunsch, die lokalen Bevölkerungsgruppen für den Glauben Allahs zu gewinnen. Es war die Zeit, als sich die Sahelregion in islamisierte und nichtislamisierte Reiche teilte. So entzog sich beispielsweise die Ethnie der Mossis (im heutigen Burkina Faso) der Religion von Mohammed, im Gegensatz zur Bevölkerung des Königreichs Songhai, das Ende des 14. Jahrhunderts dem Mali-Reich folgte.

Bibliographie

Deutschsprachige Literatur

Apostolischer Brief unseres Heiligen Vaters Gregor XVI. gegen die Sklaverei in Afrika und Indien und gegen den Negerhandel, 3. Dezember 1839 (Lateinischer Text: Acta Gregorii Papae XVI. Scilicet constitutiones, bullae litterae apostolicae, recensita et digesta cura ac studio Antonii Mariae Bernasconi, romae, 1901 – 1904, II 387 – 388)

Bley, Helmut (Hrsg.), Sklaverei in Afrika, Band 2, Centaurus Verlagsgesellschaft, Pfaffenweiler 1991

Burckhardt, Johann Ludwig, Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby: gesammelt während seinen Reisen im Morgenlande, Nachdr. der Ausg. Weimar 1831. – Olms, Hildesheim [u. a.] 2004

Dammer, I., Adam B., Das große Heiligenlexikon, Seehamer Verlag, Weyarn 1999

Escher, Reinhard (Hrsg.), Georg Schweinfurth Reisen und Entdeckungen im zentralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1868 – 1871; ein Beitrag zur Entdeckungsgeschichte von Afrika

Flaig, E., Sklaverei, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 9 (1996)

Flaig, E., Weltgeschichte der Sklaverei, München 2009

Gussenbauer, Herbert / Rohlfs, Gerhard, Quer durch Afrika,

Die Erstdurchquerung der Sahara vom Mittelmeer zum Golf von Guinea, Thienemann Edition Erdmann, Stuttgart 1984

HEINRICHS, HANS-JÜRGEN, Die fremde Welt, das bin ich, Leo Frobenius: Ethnologe, Forschungsreisender, Abenteurer, Edition Trickster im Peter Hammer Verlag, 1998

HERRMANN-OTTO, ELISABETH (Hrsg.), Unfreie Arbeits- und Lebensverhältnisse von der Antike bis in die Gegenwart, Georg Olms Verlag, Hildesheim–Zürich–New York 2005

KLEIN, HILDEGARD (Hrsg.), Leo Frobenius: Ethnographische Notizen aus den Jahren 1905 und 1906 I, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1985

KORAN, DER, übersetzt von Max Henning, Philipp Reclam jun., Stuttgart 1960

LEICHT, HANS D. (Hrsg.), Ibn Battuta, Reisen ans Ende der Welt

MEISSNER, J. / MÜCKE, U. / WEBER, K., Schwarzes Amerika. Eine Geschichte der Sklaverei, München 2008

MONTAIGNE, MICHEL DE, Essais III, 2, Reclam, 1969

NACHTIGAL, GUSTAV, Sahara und Sudan, Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika, Erster Band, Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz–Austria, 1967, S. 228 – 229

PAULITSCHKE, PHILIPP, Ethnographie Nordost-Afrikas, D. Reimer, Berlin 1893

PEUKERT, WERNER, Der Atlantische Sklavenhandel von Dahomey 1740 – 1797, Wirtschaftsanthropologie und Sozialgeschichte, Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1978

PLETICHA, HEINRICH (Hrsg.) Mungo Park, Reisen ins Innerste Afrika 1795 – 1806, Edition Erdmann, Tübingen 1976

SAINT-EXUPÉRY, ANTOINE DE, Wind, Sand und Sterne, Karl Rauch Verlag, Düsseldorf 2007

SAINT-EXUPÉRY, ANTOINE DE, Briefe an seine Mutter, Herder Spektrum, Freiburg, Basel, Wien 1991

SCHWEINFURTH, Im Herzen von Afrika: Reisen und Entdeckungen

im zentralen Äquatorial-Afrika während der Jahre 1886 – 1871, Brockhaus, Leipzig 1986
SERBIN, SYLVIA, Königinnen Afrikas, Hammer, 2006
TAUSEND UND EINE NACHT, Arabische Erzählungen, Vollständige Ausgabe, 1. Bd. Übersetzt von Dr. Gustav Weil, Leipzig, Karl Müller Verlag, Erlangen 1984
WEILER, I., Die Beendigung des Sklavenstatus im Altertum. Ein Beitrag zur vergleichenden Sozialgeschichte, Stuttgart 2003

Englischsprachige Literatur

ALPERS, E. A., The East African Slave Trade, Berkeley, 1967
BALES, KEVIN, Disposable People: New Slavery in the Global Economy, University of California Press, 1999
BOVILL, E. W., Caravans of the Old Sahara, 1933
BOVILL, E. W., The Golden Trade of the Moors, 1968
BURTON, T. F., Zanzibar City, Island and Coast, London, 1872
CHITTIK, N., Kilwa an the Arab Settlement of the East African Coast, Journal of African History, 1963
ENNAJI, Y. H., Slavery in the Ottoman Empire and its Demise, 1800 – 1909, Mac Millan Press Ltd, London, 1996
FISHER, A. G. B., Slavery and Muslim Society in Africa, London, 1970
FISHER, H. J., The Eastern Maghrib and the Central Sudan, in: The Cambrige History of Africa, 1977
FISHER, H. J., Slavery in the History of Muslim Black Africa, London, 2001
GRAY, J., History of Zanzibar from the Middle Ages to 1856, Oxford, 1962
JOBSON, R., The Golden Trade or a Discovery of the River Gambia and the Golden Trade of Aethiopians, 1932

Leda, F., Tippu Tip and the East African Slave Trade, New York, St Martin's Press, 1975
Lewis, B., Islam from the Prophet Muhammad to the Capture of Constantinople, Religion an Society, New York, 1974
Liebowitz, D., The Physician and the Slave Trade. John Kirk: The Livingstone Expedition and the Crusade Against Slavery in East Africa, W. H. Freeman and Co, New York, 1999
Livingstone, David et Charles, Narrative of an Expedition to the Zambesi and its Tributaries, par David et Charles Livingstone, 1865, et How I Found Livingstone, par Stanley
MacMillan, Encyclopedia of World Slavery (2 vols), Finkelmann, P. / Miller, J. C., 1998
Sherif, Abdul, Slaves, Spices and Ivory in Zanzibar, Athens, Ohio University Press, 1991
Tibbetts, G. R., Arab Navigation in the Indian Ocean Before the Coming of the Portugueses, London, 1971
Toynbee, A., A Study of History, Bd. 3, The Growths of Civilizations, Oxford University Press, 1934

Französischsprachige Literatur

Balandier, G., La vie quotidienne au royaume du Congo du XVe au XVIIIe siècle, Paris, 1965
Barry, A., L'Afrique sans le capitalisme, Éd. T. S. Zed & Harris, collection «Points de vues», 1996
Canard, M., Les géographes arabes du XIe au XIIe siècle en Occident, Übersetzt von I. Kratchkowski, La littérature géographieque arabe, in: Bd IV, Moskau 1957, Annales de l'Institut d'Études orientales, Algier, 1960 – 1961
Cornevin, Robert et Madeleine, Histoire de l'Afrique, des origines à nos jours, Payot, deuxième édition, 1966

Cuoq, J. M., Les musulmans en Afrique, Paris, 1975
Cuoq, J. M., Recueil des sources arabes concernant l'Afrique occidentale du VIIIe au XVIe siècle, Paris, 1975
Cuoq, J. M., L'Islam et l'Éthiopie des origines au XVIe siècle, Paris, 1981
Cuoq, J. M., Histoire de l'islamisation de l'Afrique de l'Ouest des origines à la fin du XVIe siècle, Paris, 1984
Daget, S. (Hg.), De la traite à l'esclavage, du Ve au XIIIe siècle, Actes du Colloque international sur la traite des Noirs, Nantes 1985
Daget, S., La traite des Noirs, Ouest-France Université, 1990
Devic, L. M., Le pays des Zendjs ou la côte orientale de l'Afrique au Moyen Âge d'après les écrivains arabes, Paris, 1883
Devisse, J., Routes de commerce et échanges en Afrique occidentale en relation avec la Méditerranée, un essai sur le commerce africain médiéval du XIe au XVIe siècle, Revue d'Histoire économique et sociale, 1972
Diop, C. A., L'Afrique noire précoloniale, Paris, 1960
Diop-Maes, L. M., Afrique noire, démographie, sol et histoire, Éd. EDDIF, 1997
Es-Saadj, A., Tarikh Es-Doudan, trad. De Houdras, Éd. Leroux, réimpression A. Maisonneuve, Paris, 1964
Ferro, M., Comment on raconte l'histoire aux enfants à travers le monde entier, Payot, Paris, réédition 1992
Frank, L., Mémoire sur le commerce des Nègres au Caire, Strasbourg, 1802
Gordon, M., L'Esclavage dans le Monde Arabe, Paris 1987
Gourevitch, J.-P., La France en Afrique. Cinq siècles de présence: vérités et mensonges, Éditions Acropole, 2006
Guillain, C. H., Documents sur l'histoire, la géographie et le commerce de l'Afrique orientale, Paris, 1850
Guillaumet, É., L'esclavage au Soudan, A. Savine Éd., Paris, 1895

Haedo, Frey Diego de, Topographie et histoire générale d'Alger, Paris, Bouchène, 1998

Heers, J., Les traites négrières en terres d'islam, Éditions Perrin, Paris, 2004

Herodote.com, Le Site des Professeurs d'histoire

Ibn Fadl Allah Al-Omari, L'Afrique moins l'Égypte, trad. Gaudefroy-Demombynes, Paris, 1927

Idrisi, Description de l'Afrique et de l'Espagne, éd. et trad. Dozy et de Goeje, Leyde, 1864 – 1866

Ki-Zerbo, J., Histoire de l'Afrique noire, Éditions Hatier, Paris, 1995

Kodjo Niamkey, G., Razzias et développement des États du Soudan occidental, in: De la traite à l'esclavage, Éd. S. Diaget, Nantes, 1988

Lacroix, L., Les derniers négriers. Derniers voyages de bois d'ébène, de coolies et de merles du Pacifique, Paris, 1952

Lavigerie, C., Conférences sur l'esclavage dans le haut Congo, faite à Sainte-Gudule de Bruxelles, 1888

Le dernier journal de Livingstone, traduction de Henriette Loreau. Paris, Lettres modernes, 1875 (Le Tour du monde, n° 756 – 761), 1875, extrait, Bibliothèque nationale de France, Gallica

Lewicki, L., Traits d'histoire du commerce saharien: marchands et missionnaires ibadites au Soudan occidental et central au cours des VIIIe et IXe siècle, Etnografia Polska, 1964

Lewicki, L., Les origines de l'Islam dans les tribus berbères du Sahara occidental, Studia Islamica, 1970

Lewis, B., Races et couleurs en pays d'Islam, Payot, Paris 1971

Marissal, J., Le commerce zanzibarite dans l'Afrique des Grands Lacs au XIXe siècle, Revue française d'histoire d'outre-mer, 1978

Mauny, R., Les Siècles obscures de l'Afrique Noire. Histoire et Archéologie, Paris 1971

MEILLASSOUX, CL., L'esclavage en Afrique précoloniale, Paris 1975
MONTEIL, CH., Les empires du Mali, Paris, 1968
MONTEIL, CH., L'Islam noir, Paris, 1974
MURRAY, G., L'esclavage dans le monde arabe VIIe – XXe siècle, Robert Laffont, Paris, 1987
NACHTIGAL, G., Sahara and Sudan, traduit de l'allemand, Londres, 1974, t. I, pp. 216 – 217
PARK, MUNGO, Voyage à l'intérieur de l'Afrique, FM / La Découverte, Maspero, Paris, 1980
PETRE-RENOUILLEAU, OLIVIER, Les traites négrières, Gallimard, Paris, 2004
POPOVIC, A., La révolte des esclaves en Irak au Ixe siècle, Paris, 1976
RAYMOND, A. / WIET, G., Les marché du Caire, Kommentierte Übersetzung von Mqrizi, Le Caire, 1979.
RENAULT, F., «La traite des esclaves noirs en Libye au XVIIIe siècle», J. A. H., 1982
RENAULT, F. / DAGET, S., Les traites négrières en Afrique, Paris, 1985
RENAULT, F., Tippu Tip. Un potentat arabe en Afrique centrale au XIXe siècle, SFHOM, Paris, 1987
RENAULT, F., La traite des Noirs au Proche-Orient médiéval (VIIe – XIXe siècle), Paris, Geuthner, 1989
SERBIN, S., Reines d'Afrique et héroïnes de la diaspora noire, Éditions SEPIA, Paris, 2004
STANLEY, HENRY MORTON (1841 – 1904), À travers le continent mystérieux, 1878
STANLEY, HENRY MORTON, Dans les ténèbres de l'Afriqie, éditions françaises de juin 1890, Paris, Hachette et Cie, Through the Dark Contintent, 1879
TRIAUD, J. L., Islam et sociétés soudanaises au Moyen Âge, Ouagadougou, 1973

Bildquellen

1 Heritage Images / Leemage (in *The Graphic*, 1888)
2, 3 ullstein bild – TopFoto
4 Michael Nicholson / Corbis
5 Collection Jonas / Kharbine-Tapabor
6, 7 Peter Palm
8 ullstein bild – Roger Viollet
9 © Michael Graham-Stewart / The Bridgeman Art Library Nationality
10 Collection Kharbine-Tapabor
11 ullstein bild – Roger Viollet
12 ullstein bild – TopFoto (in Nathaniel Isaacs, *Voyages et aventures en Afrique de l'Est*)
13 unbekannter Fotograf
14 © Look and Learn / The Bridgeman Art Library Nationality
15 Bojan Brecelj / Corbis

Danksagung

Gedankt sei allen Forschern und Bibliothekaren, die mir bei der schwierigen und langwierigen Recherchearbeit behilflich waren, ohne die das Buch nicht zustande gekommen wäre: Hosmin Kelali, Abdel Wahab, Mohamed Abdel Tocha, Hadji Salem. Der Dank gilt auch dem Regionalrat von Guadeloupe, der, durch den wertvollen Anstoß von Victorin Lurel und Max Etna, nach wie vor einen wichtigen Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung leistet.

Ihnen allen schulde ich Dank für die Mitwirkung an dieser Arbeit, die eine bislang verschleierte Seite der Geschichte der Menschheit aufdeckt.

Hebdo, Culture Société

Die erste umfassende Darstellung der des arabomuslimischen

Der verschleierte

Tidiane N'Diaye

rowohlt